

Theodor Ebert

Erzähle dein Leben!
Schreibzeiten in Dorstadt
2003 - 2009

Quod licet Iovi, non licet bovi?

Die Treffen der Gruppe 47 haben die Nachkriegsgeschichte der deutschen Literatur geprägt. Diese Treffen hat die Literaturwissenschaft untersucht und gewürdigt, und mit „Das Treffen in Telgte“ hat Günter Grass diesen Zusammenkünften der Dichter und Literaten in historisierender Analogie ein Denkmal gesetzt. Doch gibt es auf der unteren Ebene der Amateurschriftsteller, die sich zum „kreativsten Schreiben“ anleiten ließen, etwas Vergleichbares? Was haben die Schreiblehrer, die „Sophisten“ des Literaturbetriebs, geleistet für die Breitenwirkung der Schreibkunst? Ich werde aus dem Nähkästchen plaudern.

Inhaltsverzeichnis:

1. Topflappen und Streckentext. Tagebuch meiner ersten und letzten Schreibwoche mit Paul Schuster. 11.-19. Oktober 2003
2. Vom angeleiteten zum selbst organisierten Schreiben. Tagebuch meiner zweiten Schreibzeit in Dorstadt. 24. Juli bis 6. August 2004
3. Vom Schreiben und Sterben im Sommer des Jahres 2005.
Wie ich die in Dorstadt Schreibenden aus der Ferne mit Briefen und Tagebuchauszügen begleitete
4. To whom it may concern. Zur Abwechslung auch mal was Erotisches.
Tagebuchnotizen und Briefe von der Schreibzeit in Dorstadt 17. bis 19. August 2006
5. Das Tagebuch als literarische Gattung. Notizen aus zwei Schreibwochen mit einem Berliner Zwischenspiel. August 2007 – dazu der Essay „Literarische Formen des Tagebuchs“
6. Vom eigenen Stil und den Grenzen des Sagbaren. Die Dorstädter Schreibzeit vom 2. bis 16. August 2008
7. Meine letzte Schreibzeit in Dorstadt. 14.- 21. August 2009
8. Einsamer geht es nicht. Und noch ein Treffen in der Oberlausitz (2010)

1. Topflappen und Streckentext

Tagebuch einer Schreibwoche mit Paul Schuster in Dorstadt bei Wolfenbüttel.
11. – 19. Oktober 2003

Berlin-Kladow.

Freitag, 10. Oktober 2003

Ein bisschen geschummelt

Aus der erträumten Anonymität ist nichts geworden. Wie alle Teilnehmer der Dorstädter Schreibwoche habe ich Paul Schuster Angaben zur Person schicken müssen. Er nennt das Steckbriefe. Diese biographischen Spots werden an alle Teilnehmer im Voraus versandt. Ich habe etwas geschummelt und Angaben zu meinem Studium der Germanistik, zu meinen akademischen Graden und zu meinen Veröffentlichungen und überhaupt zur langjährigen Tätigkeit an der Freien Universität vermieden. Um das zu merken, müsste jemand schon im Who is Who in Germany nachschauen. Auch die Studienorte München, London und Paris habe ich unterschlagen. Es waren schließlich nur einsemestrige Aufenthalte und einen guten Teil der Zeit habe ich nicht in Hörsälen, sondern in Museen und Theatern verbracht.

„Steckbrief“

Theodor Ebert. Ich wurde 1937 in Stuttgart geboren als erstes von vier Kindern der Elektrokaufleute Anna-Luise und Arthur Ebert. Studium der Geschichte und Politischen Wissenschaft u. a. an den Universitäten Tübingen und Erlangen. Vorträge und Aufsätze zur gewaltfreien Konfliktaustragung. Jahrzehntelange Tätigkeit in pazifistischen Verbänden. Ehrenamtliche Mitarbeit in der Evangelischen Kirche. Seit 1965 verheiratet mit der Fachlehrerin Ruth E. Drei Söhne, die in Stuttgart und Chicago bzw. Berlin und Paris Architektur und Kunst studiert haben.

Seit dem Oktober 2001 lebe ich im Ruhestand und genieße es, Belletristik lesen zu dürfen. Ich möchte es lernen, von meinen Erfahrungen zu erzählen. Meine Favoriten unter den Autoren sind Hermann Lenz und Peter Handke.

Ich will während der Schreibwoche versuchen, einen Einstieg in mein Altersprojekt, die Autobiographie eines Pazifisten im Nachkriegsdeutschland, zu schaffen.¹ Ich will lernen, so zu schreiben, dass man das, was ich über die gewaltfreie Aktion und über den Pazifismus in Deutschland mitteilen möchte, gerne liest, weil es anschaulich und persönlich ist.

Berlin – Dorstadt.

Samstag, 11. Oktober 2003

Das Zusammenkommen in Dorstadt

Die Steckbriefe und Adressen der anderen Teilnehmer waren mir vor zwei Wochen zugegangen und ich habe dann in der vergangenen Woche versucht, Berliner Teilnehmerinnen an der Schreibwerkstatt zu erreichen. Ich hoffte jemanden zu finden, der mit dem Auto anreist und mich mitnehmen kann. Erreicht habe ich nur Regina (Sigi) Stecher. Sie war so nett, auf ihre Bahncard auch meine Fahrkarte zu erwerben. Mit ihr auf einem Ticket spare ich den halben Preis. Sie beginnt die Fahrt am Bahnhof Zoo, ich in Spandau. Wir treffen uns im Bistro des Intercity. Sie ist leicht zu erkennen.

¹ Siehe Anhang: Einstieg in die Autobiographie (geschrieben in Bad Windsheim am 30.9.2003 nach der Anmeldung zur Schreibwoche in Dorstadt)

Sie trägt ihren gebrochenen Arm im Gips. Sie hat an mehreren Kursen Paul Schusters teilgenommen, also Ausdauer und Kritikfähigkeit bewiesen. Lebhaft erzählt sie bei einem Glas Sekt von ihrer schönsten Lesung: Unter dem Sternenhimmel des Planetariums und unterstützt von einem enthusiastischen Techniker hatte sie aus ihrem Romanmanuskript „Fahr nicht nach Lanzarote“ vorgelesen. Berichtet wird von einer enttäuschten Berlinerin, die sich auf diese Insel verkriecht und dann kurz vor der Wende des Jahres 1989 – nach Gesprächen mit einer Freundin und der Begegnung mit einem einfühlsamen Mann - nach Berlin in die vita activa zurückkehrt.

Vom Bahnhof Wolfenbüttel fahren wir mit dem Taxi zum „Haus der Besinnung“ in der Harzstraße 50 in Dorstadt. Es ist direkt an die katholische Kirche angebaut und wird auch für Gemeindeveranstaltungen genutzt. Das schlichte Haus bietet etwa 15 bis 20 Gästen Platz, wenn alle Betten belegt werden. Für das Schreiben braucht jeder ein Einzelzimmer. Wir werden zu elft sein. In meinem Zimmer im ersten Stock stehen ein Bett und ein Regal mit Schreibfläche. Mehr fände auf fünf Quadratmetern auch keinen Platz. Es ist das kleinste, aber vielleicht auch das am schönsten gelegene Zimmer des Hauses. Durch die beiden Fenster blicke ich auf hohe, alte Apfelbäume. Um die große, neue Arbeitsplatte in der Mitte der Küche versammelt sich der Kurs zum kalten Abendbrot mit Tee und Saft.

Es gibt keine lange Vorstellungsrunde, da die meisten Teilnehmer sich von früheren Kursen kennen. Ich bekomme sofort das Du angeboten. Das gilt auch für Paul Schuster. Wir setzen uns bei einem Glas Wein zusammen und jeder darf sagen, welche Punkte im „Steckbrief“ der anderen ihn interessieren. Zu dem Punkt mit den meisten Nennungen soll der Betreffende sich dann an einem der kommenden Abende äußern. Von mir wollen sie hören, wie ich dazu komme, Peter Handke unter den deutschsprachigen Autoren der Gegenwart zu favorisieren. Hermann Lenz scheint niemand zu kennen. Und auch bei Handke nennt nur Sonja Stauffer, Juristin und Journalistin aus Zürich, en passant „Wunschloses Unglück“ als von ihr geschätzten Text.

Dorstadt.

Sonntag, 12. Oktober 2003

Der Einstieg mit einem Beitrag zur „Olympiade“

Zur Tradition der Schreibwochen in Dorstadt gehört die „Olympiade“. Es ist ein interner Schreibwettbewerb, bei dem es gewissermaßen um Medaillen beziehungsweise um einen ersten, zweiten und dritten Platz geht. Zunächst benennt jeder ein Wunsch-Thema. Es darf aber nicht zu ausgefallen sein. Alle müssen etwas darüber schreiben können. Es werden genannt: Schulanfang, Parkbank, Wartezimmer, Fisch, Getränkemarkt, Bahnhof, Autobahn, Bauernhof, Friedhof, Theater. Diese Themen werden in der Reihenfolge der Nennung von jedem auf einen Bogen Papier geschrieben. Dann unterstreicht man aus der Reihe von elf Themen fünf. Was am meisten Zustimmung findet, wird zum Thema der „Olympiade“. „Parkbank“ erhält sieben Stimmen, mein Vorschlag „Fisch“ immerhin fünf. Nun musste jeder ein Wort nennen, das zur Grundausstattung eines solchen Textes gehören dürfte. Ich sagte „Sonne“, andere „Bank“ und „sitzen“. Nachdem wir 11 solcher Worte, die in den Umkreis von Parkbänken gehören, aufgelistet haben, erhalten wir die – mich überraschende - Auflage, gerade diese Worte im Text, den wir im Übrigen nach Belieben gestalten können, zu vermeiden. Arbeitszeit 30 Minuten.

Das geforderte Arbeitstempo irritiert mich. Mir fällt keine Parkbank ein, die für mich von Bedeutung gewesen wäre, und ich kann mich auch nicht à la bonne heure in ein Liebes- oder Rentnerpaar versetzen, das auf einer Parkbank von künftigem oder vergangenem Glück träumt. Wenn ich dies versuche, lande ich unweigerlich in Klischees. Ich dachte kurz an die Bank im Englischen Garten in München, auf der ich im dritten Semester gelegentlich gesessen und nach der Vorlesung in Skripten

und Texten gelesen hatte. Doch dies war so lange her. Ich erinnerte mich nur noch an die Vorlesungen, über die ich auf der Parkbank nachgedacht hatte, aber nicht mehr an das, was ich von der Bank aus gesehen hatte, auch nicht mehr an Menschen, die vorüber gekommen waren oder sich neben mich gesetzt hatten. Und wie steht es mit Bänken in meinem gegenwärtigen Berliner Umfeld? Mein täglicher Spaziergang am Groß Glienicker See führt zwar an einigen vorüber, aber im strengen Sinne sind diese Anlagen keine Parks. Doch dies muss man im Rahmen der Regeln dieser Olympiade wohl nicht so eng sehen. Jedenfalls mangelt es mir im Blick auf die Kladower Bänke nicht an den sinnlichen Details, auf die es beim literarischen Schreiben wohl ankommt. Ich komme jedoch mit meinem Vorhaben in der erlaubten halben Stunde auch nicht annähernd zu Rande.

Walk and Read (W+R)

Die Ärzte haben es mir empfohlen. Dringend! Dreißig Minuten „Walking“, mindestens jeden zweiten Tag. Es ist mir inzwischen zur lieben Gewohnheit geworden – durch einige Modifikationen. Ich mag als Spaziergänger nicht auffallen. Darum „walke“ ich nicht. Ich neige zum Schlendern – im Winter mit den Händen in den sich allmählich erwärmenden Taschen des Anoraks. Und immer freue ich mich auf die Unterbrechung dieser Pflichtübung, auf meinen Aussichtspunkt, von dem aus ich über einen mageren Acker und über die Badewiese und den Kinderspielplatz auf die blinkende Fläche des Groß Glienicker Sees blicken kann. Am rechten Rand des Ackers leuchten die weißen Stämme der Birken, dazwischen die roten Früchte einiger Vogelbeerbäume. Ein Dickicht aus Brombeerranken hindert Fußgänger daran, sich unter den Birken umzusehen. Wenn ich hier Brombeeren ernten will, stecke ich eine Heckenschere in die große Außentasche meines Anoraks.

Links wird der sich sanft zum See hin senkende Acker von einem Pappelhain begrenzt. Unter den Pappeln wachsen Holunderbüsche und die roten Pfaffenhütchen, die eigentlich Kardinalshütchen heißen müssten. Im Herbst umgehe ich den schmalen Hain. An dessen hinteren Rand stehen zwei herrenlose Apfelbäume. Der eine trägt Ende August bereits frühe, fast weiße Klaräpfel und der andere eine späte, säuerliche Sorte, mit harter, grasgrüner Schale. Bei den Klaräpfeln muss ich jedes Jahr mit den Wespen konkurrieren, hingegen macht mir die grünen Säuerlinge niemand streitig. Sie sind robust, und ich muss sie noch Ende Oktober von den Ästen brechen, wenn ich sie vom Spaziergang mit nach Hause nehmen und bis Weihnachten im Keller lagern will.

Der Blick von oben auf den See hat sich mir eingeprägt, weil ich es schätze, hier zumindest ein paar Minuten auszuruhen. Bei angenehmen Temperaturen lasse ich mich für eine gute halbe Stunde nieder, ziehe die Reclam-Ausgabe eines Klassikers aus der Tasche oder auch mein eigenes Schreibheft, um mir Eindrücke und Gedanken von unterwegs zu notieren.²

An dieser Stelle waren die erlaubten dreißig Minuten um. Ich hatte gerade mal den Einstieg geschafft. Ich wollte noch berichten, wie mich das diszipliniert „walkende“ Ehepaar Hammer auf der Bank am oberen Rand des sandigen Ackers vorgefunden, gewissermaßen ertappt und dann Ruth von der geruhsamen Gestaltung meiner Pflichtübung berichtet hatte. Um nicht wieder verpetzt zu werden, hatte ich hinfort meine Schritte zur ehemaligen Mauer und zu dem vor einem dutzend Jahren noch kahlen Grenzstreifen gelenkt. Die Mauer wurde längst abgerissen, der Grenzstreifen hat sich durch Samenflug begrünt, aber es existiert noch unverändert der asphaltierte Weg, auf dem die DDR-Grenzer entlang gefahren sind. Auf diesem glatten Untergrund kann ich auch im Gehen lesen ohne zu stolpern. Mein Rezept ist nun: W+R, walk and read!

² Den innerhalb von 30 Minuten geschriebenen Text mussten wir abgeben. Ich war mit dem Geschriebenen so unzufrieden, dass ich in der Mittagspause auf dem Laptop nachgebessert habe. Bei dem vorliegenden Text handelt sich um die nachgebesserte Version, die bei der Olympiade keine Rolle spielte.

(Und auch den vorstehenden Text habe ich der Mittagspause nachgeschliffen. Doch diese Nachbesserungen spielten bei der Olympiade keine Rolle mehr.)

Von 11 Uhr bis zum späten Nachmittag können wir an unserem „Streckentext“ arbeiten. „Streckentext“ ist die kursinterne Bezeichnung für den großen Text, den sich jeder Teilnehmer für die Schreibwoche, vorgenommen hat. Zwei arbeiten an einem Roman, die meisten an autobiographischen Aufzeichnungen. Bei mir soll der Streckentext der persönliche Bericht über die Prominentenblockade in Mutlangen vom 1.-3. September 1983 sein.

Unmittelbar nachdem wir unsere Beiträge zur „Olympiade“ abgeliefert haben, fährt – zu unser aller Überraschung - Paul Schuster nach Berlin zurück. Er hat seine Blockflöte vergessen. Ingrid, seine Frau, hielt diese Fahrt für keine gute Idee. Doch er ließ es sich nicht ausreden. Er brauche die Flöte, um uns morgens zu wecken. Das gehöre bei ihm nun mal zur Tradition der Dorstädter Schreibwochen. Er ist auch pünktlich zum Abendessen wieder zurück und kann uns vor der Besprechung der Steckbriefe auch noch einige Schreibschulen empfehlen, allen voran die Anleitung von Ludwig Reiners. Ich habe diese in Tübingen im ersten oder zweiten Semester gelesen. Kurze Sätze, Verben statt Substantiva mit der Endung -ung. Reiners hat mich amüsiert und mir einige Unsitten ausgetrieben. Nun erfahre ich von weiteren Klassikern dieser Gattung, von Broder Christiansens „Kleiner Prosa-schule“, von den „Sprachdummheiten“ Wustmanns (Berlin 1949). Soll-Steins „Über das Schreiben“ erhalte man in der Buchhandlung 2001 in der Kantstraße. „Du findest es bei den Anleitungen zum Schreiben von Drehbüchern“, sagt mir Sigi Stecher. Für die Feinheiten und für Fortgeschrittene dann Wolf Schneider: Deutsch für Profis, München: Goldmann (Mosaik). Und zum besseren Verständnis der Fachterminologie unter Schriftstellern schließlich das „Sachwörterbuch der Literatur“ von Gero von Wilpert.

Dorstadt.

Montag, 13. Oktober 2003

Pauls Flötenspiel

Gestern waren wir um 7.30 Uhr von Paul noch durch Zuruf geweckt worden, heute schon durch die aus Berlin herbeigeholte Alt-Blockflöte. Ich notiere mir eine Auswahl der Stücke, die Paul morgens spielen will. Die Noten liegen neben der Flöte im Flur. Arcangelo Corelli (1653 – 1713): La Follia; Georg Philipp Telemann (1691 – 1767): Sonate und F. M. Veracini: Zwölf Sonaten für Blockflöte. Pauls Spiel gefällt mir. Ein Urteil über seine Kunst des Vortrags kann ich mir nicht erlauben. Musikalisch bin ich eine Niete. Als Kind hatte ich auf Betreiben meiner Mutter Unterricht auf der Alt-Flöte und eine ganz liebe, geduldige Lehrerin. Schließlich und endlich konnte ich das eine oder andere Weihnachtslied vom Blatt spielen. Dann durfte ich aufhören. Und noch heute kann ich mir Telefonnummern besser merken als die Noten eines Liedes.

Der Roman in elf Kapiteln

Um 9 Uhr beginnt der Unterricht. Wir sollen – à tempo – arbeitsteilig einen Roman bzw. winzige Szenen, die einzelne Kapitel charakterisieren, verfassen. An der Formulierung der Vorgabe werden alle reihum beteiligt. Das Ergebnis: Hermann Berger, geb. 1926, fränkisch-katholisch getauft, stammt aus mittelständischen Verhältnissen, (zeitweilig) Tankstellenwart, ledig, wird im Alter von 20 Jahren Vater einer unehelichen Tochter Angela. Die Mutter heißt Karin. Er ist kurzsichtig und wählt SPD. Sein Hobby ist das Drechseln.

Meine Aufgabe ist es, aus dem 4. Kapitel, das den Zeitraum 1947 – 1954 umfasst, einen Abschnitt zu verfassen. Hermann ist 21 – 28 Jahr alt. Die inhaltliche Vorgabe lautet: Hermann bekennt sich zu seiner Tochter Angela.

Links und rechts des Gesangbuchs

In Bad Windsheim läuten am Sonntagmorgen von St. Kilian die Glocken. Sie laden die Evangelischen unter den Windsheimern - und das ist die überwiegende Mehrheit - zum 10-Uhr-Gottesdienst ein. Als Hermann, der seine Eltern früh um 8 Uhr zur Messe begleitet hat, die Glocken hört, denkt er an Karin. Sie wird jetzt ihre Eltern begleiten. Es sind nur ein paar Schritte vom Goldenen Schwan zur Kirche. Das Dienstmädchen wird auf die Kleine aufpassen. Und dann wird die Familie des Schwanen-Wirts wieder in der dritten Reihe sitzen und Karin wird links neben ihren Eltern sitzen - sitzen müssen, obwohl ihr der Außenplatz am Mittelgang viel lieber wäre. Und dann wird der Uhrmacher Zinngräbe mit seiner Familie anrücken. Von dieser Sippe ist einer noch wamperter als der andere. Und dann werden sie sich an denen vom Schwanenwirt vorbeidrücken und der Walter wird sich rechts von seinen Eltern und direkt neben die Karin setzen und dann wieder versuchen, seinen Hintern noch weiter nach rechts zu manövrieren. Doch Karin wird das Gesangbuch und ihre schwarzen Handschuhe links neben sich auf die Bank legen. Das ist ihre Taktik. Sie will es sich mit den Zinngräbes nicht verderben. Sie sagt immer, der Walter kann lustig daherreden und ich kenn ihn ja von klein auf, aber er ist einfach zu dick und er wird garantiert noch fetter. Karin wird darauf achten, dass ein Zwischenraum bleibt. Keine Tuchföhlung, das hat sie mir versprochen! Und heute Nachmittag werden wir uns in der Winterung treffen. Ich werde es diesen behäbigen Franken schon zeigen. Die sagen immer „passt scho“, bloß die Karin gönnen sie mir nicht. Ein Flüchtling ist der Hermann; hat nix und noch katholisch dazu. Ich will den Kinderwagen über das Eis schieben und Karin soll sich bei mir unterhaken. Vor aller Augen, nicht versteckt hinten rum an der Aisch werden wir spazieren gehen. Das hab ich Karin versprochen. Doch sie mag nicht so recht, hat Angst vor dem Geschwätz der Leute. Doch den Kinderwagen zu schieben, wird mein Geschenk sein zum ersten Geburtstag von Angela und ein doppelwandiger Warmhalteteller für die in heißer Milch aufgeweichten Semmeln.

Dorstadt.

Dienstag, 14. Oktober 2003

Bewerbe dich als Redakteur!

Wieder sitzt pünktlich, denn darauf legt Paul größten Wert, um 9 Uhr unsere Runde um den großen Tisch im Frühstückszimmer. Wir sollen einen Bericht für eine Zeitung schreiben. Am besten gelingt dies – nach meiner Einschätzung - Brigitte Jaschke, einer Berliner Studienrätin für Philosophie und Chemie. Sie berichtet für eine Stadtteilzeitung über die Eröffnung einer Filiale der Lebensmittelkette Lidl. Ich verfehle die Aufgabe, weil ich mir nicht ausreichend klar mache, dass ich jetzt eine Reportage schreiben muss. Ich dachte an einen Beitrag fürs Feuilleton oder die Sonntagsbeilage und bildete mir ein, es komme jetzt vor allem auf die detaillierte Schilderung eines technischen Vorgangs an. Paul Schuster bescheinigt mir: „Der Chefredakteur einer Tageszeitung hätte dich nach dieser Kostprobe deiner Fähigkeit, über aktuelle, innerstädtische Vorgänge zu berichten, bestimmt nicht angestellt.“

Ich hätte doch über eine Protestwanderung der Bürgerinitiative Freie Heide berichten können. Doch auf die Idee kam ich nicht. Vielleicht weil ich das schon so oft gemacht habe und dazu nicht nach Dorstadt gefahren bin. Ich habe den erstbesten Vorgang, der mir auf der Suche nach einer Geschichte mit technischen Details in den Sinn kam, niedergeschrieben.

Wir hatten einen Text, der im April 2003 entstanden war, als Vorbild erhalten, und Paul hatte uns zu Beginn des Kurses auch eine Mappe mit anderen Etüden ausgeteilt. Man tappt also nicht im Dunkeln, wenn man an die eigene Etüde geht. Mein Handicap ist, dass ich nicht blitzschnell los schreiben kann. Ich sammle lieber erst Stichworte zu verschiedenen Themen und durchdenke dann die

einzelnen Möglichkeiten auf ihre (literarische) Machbarkeit. Wie man's macht, ist's falsch. Heute wäre es richtig gewesen, nicht sofort drauf los zu schreiben, sondern die Aufgabenstellung genauer zu erkunden. Doch nun erst mal der vorbildliche Bericht von Gerd Riese:

Tiere zum Anfassen

Der Zirkus Renz lud am vergangenen Freitag Blinde zu einer Führung durch sein Unternehmen ein. Etwa 20 Blinde, darunter auch einige Kinder, nahmen nebst einigen Begleitpersonen das Angebot an. Insbesondere ging es darum, die Tiere des Zirkus begreifbar zu machen - im wahrsten Sinne dieses Wortes. Die meisten Blinden dürften schon einmal die Gelegenheit gehabt haben, etwa ein Pferd, einen Hund oder eine Ziege zu "erfühlen" - wie unterschiedlich sind die Felle, die Beine, die Hufen oder Pfoten, die Größe im Ganzen, die Proportionen. Wie aber kann ein Blinder eine realistische Vorstellung von einem Kamel, einem Lama oder gar einer Robbe bekommen? An diesem Tag war "Anfassen ausdrücklich erlaubt", wie der Pressesprecher des Zirkus betonte. Das Kamel durfte bestiegen, dem Lama über die Schnauze gestrichen oder dem Elefanten die Finger vorsichtig in die Rüssellöcher geschoben werden. Höhepunkt aber war die Boa constrictor des Zirkus Renz: 3 m Meter lang und etwa 25 Kilo schwer. Unter Aufsicht des Schlangen-Dompteurs von Renz wurde dem siebenjährigen blinden Sebastian die Boa um die Schultern gelegt. Ein gewöhnungsbedürftiger Anblick für alle Sehenden um den Jungen herum, während Sebastian selbst nur staunend über die kalte, harte Haut des Tieres strich - sichtlich ohne Angst zu haben. Auf die Frage hin, wie der Zirkus Renz auf diese ungewöhnliche Idee komme, berichtete der Pressesprecher, dass der Direktor selbst eine blinde Tochter habe. Der kleine Sebastian wollte am Ende auch noch zu den Löwen und Tigern. Das sei dann doch etwas zu gefährlich, erklärte man dem enttäuschten Kind.

Die Geschichte hatte mir sehr gefallen. Ich konnte mir den blinden Sebastian mit der Riesenschlange auf den Schultern lebhaft vorstellen. Wahrscheinlich verführte mich dies dazu, auch auf eine Kindergeschichte zu setzen. Was mir vor Augen stand, passte aber allenfalls in einen Taschenkalender für Schüler, aber in keine Zeitung – zumal ich als Elternteil erleichtert gewesen war, dass alle Beteiligten auf Publizität verzichtet hatten. Doch diese Geschichte ging mir flott von der Hand, zumal ich sie mündlich schon das eine oder andere Mal erzählt hatte.

Lesen gefährdet das Abitur

Martin las wenige Bücher, am liebsten nur Anleitungen zum Bau technischer Geräte. Üblicherweise freuen sich die Eltern, wenn ihre Kinder Bücher lesen. Da leben die Kinder in ihrer Phantasiewelt – graben auf einer Schatzinsel oder sie sind mit Wolfsblut in Kanada unterwegs. Da kann praktisch nicht viel passieren. Doch wenn Martin mal zu einem Buch griff, führte dies vor Ort zu Experimenten. Das galt selbst für Klassiker der Jugendliteratur: Der Elfjährige liest Mark Twains „Tom Sawyer“ und alsbald verabredet er sich mit seinem Freund um Mitternacht auf dem Friedhof von Lichtenrade. Martins Eltern begriffen im Lauf der Jahre: Wenn Martin Bücher liest, heißt es aufpassen! Da brauen sich literaturpraktische Experimente zusammen!

Doch immer konnten sie nun mal nicht auf dem Quivive sein. Ahnungslos hatten die Eltern noch kurz vor Martins Abitur zusammen mit ihm auf der Couch gesessen und ferngesehen und sich mit ihm über die die x-te Wiederholung der „Feuerzangenbowle“ mit Heinz Rühmann als Schüler Pfeiffer amüsiert. Hätte nicht die Warnlampe blinken müssen, als Martin im Bücherregal sich Heinrich Spoerls Roman griff? Was gab es nach dem Film da noch nachzulesen? Doch die Eltern dachten: Das Lesen kann seiner Deutschnote nur gut tun. In Mathe und Physik bekommt er zwar eine Eins, aber für Architekten gilt ein scharfer numerus clausus, und darum braucht der Junge eben auch die Literatur. Und Spoerl zu lesen, ist nun mal besser als gar nichts zu lesen. Und bei dieser beruhigenden Güterabwägung beließen es die Eltern.

Martin ging vom Lesen bald wieder zum Werkeln über. Er sägte im Keller Dachlatten zurecht. Alle hatten eine Länge von ungefähr 1.10 m. Doch anscheinend kam es auf feine Unterschiede an. Er maß die Längen genau ab und versah jedes dieser Hölzer am unteren Ende mit einem etwa 7-8 cm langen Fuß aus Zinkblech. An die oberen Enden der Stangen wurden rote Gummiringe genagelt, die eigentlich zu Weck-Einmachgläsern gehören. Als die Eltern fragten, was er hier vorhabe, mussten sie sich mit der Auskunft begnügen, es handle sich um eine Überraschung. Sie dachten an Requisiten für die Abiturfeier.

Eines Nachts, mitten in der Woche, verließ Martin, ohne dass die Eltern dies bemerkten, das Haus am Groß Glienicker See in Kladow. Er hängte sich eine Art Seesack um, groß wie ein Beutel für Golfschläger. In diesen hatte er dreißig der präparierten Vierkantstäbe gesteckt. Er radelte mit dieser Last zur Lily-Braun-Oberschule. Er sah niemanden in der unmittelbaren Nähe des mehrstöckigen Schulhauses, das in der Weimarer Republik gebaut worden war. Dieses frühere Mädchengymnasium liegt dem Spandauer Rathaus fast genau gegenüber und nur eine Häuserzeile trennt es von der großen, zentralen Polizeistation, vor der ein sattelloses und in seinen Proportionen missratenes Rösslein in Bronze sich auf den Hinterbeinen erhebt.

Martin gelangte über den Pausenhof und eine Regenrinne in den ersten Stock vor das Fenster, das er am Nachmittag fest in den Rahmen gepresst, doch unverriegelt hinterlassen hatte. Er stieg ein und zog den Sack mit den Holzstangen an einem Strick in die Höhe. Im Schein des Mondes fiel es ihm leicht, sich im Hause zu orientieren. In einer knappen Stunde war alles getan. In jedem Klassenzimmer waren nur wenige Handgriffe erforderlich. Er öffnete die Tür, klemmte die passende, stabile Latte unter die Klinke und befestigte mit der Gummilasche die Klinke an der Stange. Die Aufgabe des Zinkblechs am unteren Ende bestand darin, den Stab unverrückbar in Stellung zu halten, wenn er die Tür nun von außen zuzog. Alles passte, und Martin konnte nach vollbrachter Installation sich auf den Rückweg machen. Ohne die Last der Stangen radelte er nur zwanzig Minuten.

Martin hatte einen Tag gewählt, an dem er um 8 Uhr Unterricht hatte. Wie in der „Feuerzangenbowle“ ein Schild anzubringen mit dem Hinweis, dass die Schule wegen Bauarbeiten geschlossen sei, wäre als Täuschungsmanöver sofort durchschaut worden - selbst wenn es gelungen wäre, den Eingang zur Schule mit entsprechenden Baumaterialien zu dekorieren, was aber des Nachts ohne Aufsehen erregende Geräusche gar nicht möglich gewesen wäre. Darum setzte Martin nicht auf ein Täuschungsmanöver, sondern auf den Alleingang, die leisen Sohlen und eine rein mechanische Verhinderung des Unterrichts, denn dies war sein Ziel, sein Traum, es dem Schüler Pfeiffer gleich zu tun: Einen vollen Tag sollte der Unterricht ausfallen! Und er schien Erfolg zu haben. Als Schüler und Lehrer die Türklinken nach unten drücken wollten, blieben diese starr und die Türen geschlossen. Rütteln nützte nichts. Die Zinkfüße und die Gummilaschen taten ihren Dienst. Der Unterricht fand nicht statt. Jedenfalls nicht in der ersten Stunde.

Dann aber zeigte der Hausmeister seinerseits technisches Geschick. Die Türen waren im Laufe der Jahre und der Schüler- und Lehrerenerationen so oft zugeschmettert worden, dass die Rahmen ausgeleiert waren. Dem Hausmeister gelang es nach und nach mit dem Schraubenzieher den Türschnapper zu erreichen und ihn nach hinten zu schieben. Das brauchte zwar seine Zeit, denn diese Operation war an dreißig Klassenzimmern zu vollziehen, doch so allmählich kam der Unterricht in Gang.

Und die Folgen? Martin war beim nächtlichen Einstieg in das Schulhaus und auch beim Aufstellen der Stäbe nicht bemerkt worden. Doch man stelle sich vor, ein Polizist hätte den einsteigenden Jun-

gen ertappt! Oder der Hausmeister hätte es nicht geschafft und ein Schlüsseldienst hätte die Schlösser öffnen müssen. Wäre das „Zeugnis der Reife“ gefährdet gewesen? In diesem Alter denkt man so leicht: Mir wird schon nichts passieren!

Oder gibt es eine gewisse Narrenfreiheit für Abistreiche? Da hat der Direktor einen gewissen Spielraum. Im vorliegenden Fall wäre post festum nur noch ein Indizienbeweis möglich gewesen. Man musste kein Sherlock Holmes sein, um auf den wahrscheinlichen Täter zu kommen. So wie die Polizei früher, als es noch keinen genetischen Fingerabdruck gab, bereits an den Spuren des Schweißbrenners am Panzerschrank erkannte, wer hier wieder einmal sein handwerkliches Können unter Beweis gestellt hatte, so war unter den Abiturienten die Zahl derjenigen, die diesen Streich ausgedacht und bewerkstelligt haben konnten, sehr begrenzt und tendierte in Richtung eines Einzigen. Doch Kunstlehrer und Rektor hielten es für das Klügste, sich ahnungslos zu geben. Solange niemand Anzeige erstattete, stellte die Polizei auch keine Fragen. Er war kein Sachschaden eingetreten, und beide Seiten hatten bewiesen, dass sie sich zu helfen wissen.

Martin berichtete nun auch seinen Eltern vom Abi-Streich. Diese atmeten erleichtert durch, blickten auf den Spoerl im Schrank und überlegten nun, von wem er diese handwerkliche Seite des Umgangs mit der Belletristik geerbt haben könnte. Sie waren stolz darauf, dass ihr Martin es im Alleingang fast geschafft hätte, die Schule dicht zu machen, und so kam es zu einem Wettbewerb zwischen Vater und Mutter um viel versprechende, technisch begabte Vorfahren. Die Mutter erinnerte an die Schmiedelehre ihres Vaters und dessen Aufstieg zum technischen Direktor einer landwirtschaftlichen Maschinenfabrik in Franken. Bei Lanz in Mannheim habe er den Kartoffelschleuderroder erfunden und weitere dreißig Patente angemeldet. Da war es für Martins Vater, der nun wirklich den lieben langen Tag nur Bücher las und Papier beschrieb, sehr schwer mitzuhalten. Er musste eine weitere Generation zurückgreifen, episch ausholen, die eigenen Eltern, die Kaufleute waren, elegant überspringen und dann gleich zwei Urgroßväter ins Feld führen. Der eine sei Werkszimmermann bei der Weltfirma Bosch gewesen, habe in der Villa des alten Bosch in der Hauptmannsreute im Stuttgarter Westen Schränke eingebaut und sich mit dem Rahmen von Gemälden ein Zubrot verdient. Ja und der andere Großvater - und da sehe er eine deutliche Verbindung zu den Zinkfüßen an den Vierkanthölzern -, dieser Alfons Theodor Liebermann, dessen Vater Ernst in Tuttlingen im Schwarzwald eine Zeitung herausgegeben und darin die Zeitläufte kabarettreif bedichtet habe und zwar in Versen wie Wilhelm Busch, sei nicht nur ein erfolgreicher Ringer mit Medaillen aus Frankreich, sondern auch ein außerordentlich geschickter Feinmechaniker gewesen, der es sicher noch wie t- und vielleicht auch zum Ingenieur und Erfinder - gebracht hätte, wenn er im Ersten Weltkrieg nicht in Russland erschossen worden wäre. Ein wahrer Jammer!

Beim Vorlesen ist die Geschichte gut angekommen – insbesondere der Hinweis auf den Kartoffelschleuderroder und den Versuch des Vaters, hier noch mitzuhalten. Doch dies änderte nichts an dem aus der Schule sattsam bekannten Verdikt Paul Schusters „Thema verfehlt“. Eine Zeitung habe für einen solchen Artikel keine Verwendung.

Nachmittags wird vor dem Vorlesen des „Streckentextes“ die „Olympiade“ ausgewertet. Alle gehören zur Jury und vergeben erste, zweite und dritte Plätze für die anonymen Texte. Man kann sich also auch selbst wählen. Erster Platz drei Punkte, zweiter Platz zwei, dritter Platz einen Punkt. Ich habe – erwartungsgemäß – keinen Punkt erhalten. Ich füge den Text der Gewinnerin ein. Er entsprach in idealer Weise der Vorstellung, dass alle fünf Sinne am Schreiben beteiligt sein sollen.

Wellen klatschen an die Ufermauer, aus der Tiefe ein dunkles Gurgeln. Über dem See Dunstschleier. Ein weißes, offenes Meer. Jetzt Bildermeer. Erinnerungen steigen auf, Gedanken wie Luftblasen. Der erste Kuss vom schönen Zeno nach dem Schulfest. Er besaß schon ein Auto, einen alten Mini. Die großbusige Silvia, wie sie schluchzend erklärt, schwanger zu sein.

*Es ist noch früh am Morgen, keine Spaziergänger, nur ein Arbeiter, der den Müll zusammen räumt. In den Platanen schreien Krähen, unter meinen Sohlen knirscht der Kies.
Die geschwänzten Schulstunden. Meist verborgen unter der Trauerweide; ein grünes Haus, die Zweige baumelten ins Wasser, Algenfäden, umkräuselt von Wellen.
Tatort von damals, die erste Zigarette mit Hubert, später die ersten Biere. Aber auch: Hesse, Marx, Kant. Nein, die kamen erst im Studium, als ich schon weggegangen war.
Weggehen ist einfacher als zurückkommen. Keine Wohnungen, keine Jobs.
Bei der Trauerweide bleibe ich stehen, unschlüssig. Soll ich mich hier niederlassen, wenigstens für eine kurze Rast? Am Boden Zigarettenstummel, leere Flaschen, Scherben.
Fluchtort von damals, brauche dich nicht mehr.*

Am Abend vorgelesen – aus den Streckentexten

Die wichtigste Aufgabe der Schreibwoche ist die Arbeit am so genannten Streckentext. Am Abend wird vorgelesen, was tagsüber geschrieben wurde. Mir fällt es bei den meisten Lesungen, die fünf bis zehn Minuten dauern, schwer, den Zusammenhang, in dem die einzelnen Abschnitte stehen, zu erfassen. Paul Schuster meint: „Jeder sollte vorweg einen Klappentext schreiben. Dann kann man die einzelnen Abschnitte leichter zuordnen.“

So weit ich dies den kurzen Passagen aus den Streckentexten der anderen entnehmen kann, verarbeiten sie eigene Erfahrungen. Einige berichten autobiographisch von ihrer Kindheit (Rita Rosenhahn), von einer Wohngemeinschaft mit zwei Glasergesellen (Günter Ruhrberg) oder dem Sterben naher Verwandter (Barbara Beyler). Ingrid Ziesmer und Eva Fischinger leben auf ökologisch bewirtschafteten Bauernhöfen in Brandenburg und in Hohenlohe (Württemberg) und erzählen von ihrem Alltag. Brigitte Jaschke möchte sich um den „Bettina von Arnim“-Preis der Frauenzeitschrift „Brigitte“ bewerben, schreibt von Menschen im Hotel und greift dabei auf kurzzeitige eigene Erfahrungen als Hotelangestellte und lebhaftere Erinnerungen an ein von Nonnen geführtes Internat zurück. Aus dem Rahmen fällt Sigi Stecher mit der Arbeit an einem Zukunftsroman. Sigis Protagonistin ist eine Computer-Restauratorin, die Ende des 21. Jahrhunderts lebt und es versteht, seit vielen Jahrzehnten von der Entwicklung überholte Festplatten zu öffnen und antiquierte Dateien zu lesen. Diese Heldin ist mir sehr sympathisch, weil sie mich an den Kummer erinnert, den ich im vergangenen Jahr hatte, als mein erst zehn Jahre alter PC plötzlich nicht mehr in Gang zu bringen war und der neue gekaufte PC beim Einspeisen der alten Disketten nur noch Datensalat reproduzierte.

Bei meinem Streckentext ist die Zuordnung einfach, weil es sich bei der Prominentenblockade in Mutlangen um ein historisches Ereignis handelt, in das ich meine eigenen Erfahrungen einfädle. Ich beginne mit der Abfahrt vor dem Gemeindehaus in Alt-Tempelhof-Ost.

Berlin – Mutlangen.

Mittwoch, 31. August 1983

Der Aufbruch von Alt-Tempelhof-Ost

„Ich habe meiner Mutter einen Abschiedsbrief geschrieben“, gesteht Anja. Die 23-jährige Erzieherin gestaltet in der Evangelischen Kirchengemeinde Alt-Tempelhof-Ost (ATO) den Kindergottesdienst und gehört zu unserer ATO-Friedensgruppe. Ich erschrecke bei dem Wort „Abschiedsbrief“. Was geht in der jungen Frau vor? Auch die anderen blicken sie zumindest erstaunt an. Sie hat es ihrer Mutter nicht zu sagen gewagt, dass sie mit drei anderen aus der Kirchengemeinde nach Mutlangen bei Schwäbisch Gmünd fährt, um am 1. September 1983 um 5.45 Uhr, 44 Jahre nach Beginn des Zweiten Weltkriegs, an der Blockade der Zufahrt zum amerikanischen Raketendepot teilzunehmen. „Meine Mutter hätte sich furchtbar aufgeregt. Sie hätte mich bestürmt, in Berlin zu bleiben.“ Ihr Freund, der sie auf den Parkplatz der Kindertagesstätte in der Götzstraße 24 gebracht hat, legt ihr den Arm um die Schulter. „Ich wäre so gerne mitgefahren, doch mitten in der Woche geht das

nicht.“ - „Aber Du hast mir versprochen, die entliehenen Bücher zurückzugeben.“ Er nickt, und ich erschrecke wieder. Ich fühle mich verantwortlich. Da hat sie doch aus den Büchern kleine Stapel gebildet und dem Freund erklärt, welcher Freundin er welche Bücher zurückgeben soll. War das eine Empfehlung aus dem Berliner Training zur Vorbereitung auf den Sitzprotest, oder entsprang dieser Wunsch, ihr junges Leben im Ernstfall zu einem geordneten Abschluss zu bringen, einer allzu lebhaften Phantasie? Um Himmels willen! Mein Kalender ist auch in den nächsten Wochen voll von Terminen und ich bin glücklich damit. So nähere ich mich meinem Vorbild Abraham Johannes Muste, dem Reisesekretär der amerikanischen Fellowship of Reconciliation. Der hat seinen Beruf als Peace Agitator angegeben. Das wäre ich gerne: ein Friedensagitator. Doch die Wirklichkeit sieht anders aus. Ich bin Professor am Otto-Suhr-Institut der Freien Universität und lehre Friedens- und Konfliktforschung. Friedensagitation ist aufwändige Nebentätigkeit. Jetzt sind Semesterferien und so kann ich mitten in der Woche zu einem Raketensstandort reisen und an einem Sitzprotest teilnehmen. Doch in sechs Wochen beginnt das Wintersemester. Ich habe vier Kurse angekündigt, gewiss allesamt zu Friedens- und Umweltthemen, doch als Beamter habe ich nun mal meine Pflichten und diese will ich ernst nehmen. Für das Geld der Steuerzahler muss ich gute Arbeit leisten.

Meine Sorge ist dabei weniger, dass wir in Mutlangen beim Sitzprotest von der Polizei weggeschleppt, festgenommen, erkennungsdienstlich behandelt, vor Gericht gestellt und zu einer saftigen Geldstrafe verurteilt werden können. Das ist alles kalkulierbar. Doch ich frage mich: Wie groß ist die Kriegsgefahr wirklich? Übertreiben wir nicht, wenn wir genau zu dem Zeitpunkt, an dem Hitler - wie er das formulierte - nach Polen „zurück geschossen“ hat, mit der Blockade der Raketenbase zu beginnen? Darüber will ich in Mutlangen mit Menschen meines Alters und auch mit denjenigen aus der Generation vor mir sprechen. Auf die Frage nach der Wahrscheinlichkeit eines Krieges - im Falle der Stationierung neuer Raketen - habe ich keine klare Antwort. In unserer ATO-Friedensgruppe gehört nur Christine Engler zur Generation derjenigen, die den Bombenkrieg als Erwachsene erlebt haben. Ich war noch ein Kind, als Stuttgart brannte. Wir waren nach Münsingen evakuiert worden. Doch noch über 60 Kilometer Entfernung war bei Nacht der rote Schimmer am Himmel über Stuttgart wahrzunehmen gewesen. Christine Engler beteiligt sich an einem Schweigekreis vor der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche und sie reiht sich in Friedenskettens, welche die Botenschaften verfeindeter Regierungen verbinden. Doch sie trumpft nie auf mit einer Analyse der politischen Lage. Auf der letzten Demo hat sie mit Hausfrauenlogik die großkopften Strategen durch den Kakao gezogen: „Keine neuen Raketen, bevor die alten nicht aufgebraucht sind“, stand auf dem Plakat, das sie sich umgehängt hatte.

Es wärmt mich, dass diese Frau im Alter meiner Mutter im Morgengrauen in Trenchcoat und Wollschal vor dem Gemeindehaus steht. Auch Peter Bookhagen, unser Pfarrer ist da. Er ist noch ein paar Jahre jünger als ich. Er nimmt Werner, seinen Vikar, in den Arm und wünscht ihm etwas Herzhaftes, nichts Frommes. Dass der junge Pfarrer dann die hübsche blonde Maria Magnus, die Leiterin der Kindertagesstätte unserer Gemeinde, nicht auch in den Arm nimmt, sondern mit Handschlag begrüßt und sie beim Einsteigen in den Opel-Kadett so auch verabschiedet wird, ist mir von vornherein klar. Schließlich ist er als geschäftsführender Pfarrer ihr Vorgesetzter. Er muss sich für sie einsetzen, wenn sie aus Mutlangen nicht plangemäß zurückkommen wird oder Morgenpost- und BZ-Leser im Umfeld des Kinderhorts sie angreifen sollten. Die Mehrheit der Berliner hält es nun mal mit der amerikanischen Schutzmacht.

Training: „You can trust in me“

Wir Peaceniks können nur untereinander zusammenhalten. Darum haben sich zur Vorbereitung auf die Sitzblockaden in der ganzen Bundesrepublik, aber gerade auch in Berlins kirchlichen Kreisen „Bezugsgruppen“ gebildet. Freiwillige von Aktion Sühnezeichen hatten die Kunde von den „af-

finity groups“ und deren Konsens-Verfahren aus den USA mitgebracht. Die ehemaligen Freiwilligen hatten als erste die Gruppe „Klatschmohn“ gebildet. Nach diesem Vorbild, das besonders im Raum Tübingen Schule gemacht hat, sind dann auch Trainings angeboten worden. Der deutsch-amerikanische Quäker Uwe Painke hat Vorbildliches geleistet.

Man trifft sich für ein Wochenende. Der Meinungs austausch über die politische Lage wird mit gruppendynamischen Übungen und mit Informationen über die Rechtslage verbunden. Man übt die Festnahme durch die Polizei, lässt sich wegschleppen und schützt den Kopf mit den Armen gegen Hiebe mit dem Gummiknüppel. Dieser wird simuliert mit Karton oder Zeitungsrollen. Und man erzählt von seiner familiären und beruflichen Situation. Jeder soll in seinen Hoffnungen und Ängsten verstanden werden. In Amerika gehört zum Training, dass man sich zum Schluss in den Arm nimmt und versichert: You can trust in me. Du kannst mir vertrauen. Ein großes Wort. Wer sehnt sich nicht danach, dies von ein paar Menschen seines Bekanntenkreises zu hören?

An meinem Text wird von Paul bemängelt, dass er den fünf Sinnen nicht genug biete und dass er zu viele Informationen zu transportieren suche. Ich solle ihn um ein Drittel kürzen.

Dorstadt – Wolfenbüttel.

Mittwoch, 15. Oktober 2003

Aus einem Brief an Ruth

Ingrid Schuster hat mich gefragt, ob ich am Sonntag mit ihren Mann im Auto nach Berlin zurück fahren könnte. Er hat keinen Führerschein und ich habe den meinen in Berlin gelassen. Ich habe am Montag Ruth mit einem geliehenen Handy angerufen. Auch um die teuren Handy-Gebühren zu sparen, habe ich nicht erklärt, wozu ich den Führerschein brauche. Ich wollte eine Aussprache über die Frage, ob ich mir diese Fahrt – es ist die längste ohne Ruths Begleitung seit meinem Herzinfarkt - zumuten dürfe, gerne vermeiden. Darum schrieb ich Ruth heute einen Brief, in dem ich einen Lagebericht und die Begründung meiner Bitte nachreichte.

„In der Schreibwerkstatt Paul Schusters sind Günter Ruhrberg (ein Berliner Erziehungswissenschaftler und langjähriger Freund von Paul) und ich die beiden einzigen Anfänger im literarischen Schreiben und neben Paul auch die beiden einzigen Männer. Die acht Frauen haben allesamt bereits mehrere Schreibwochen in Dorstadt mitgemacht. Was uns alle verbindet, ist das gesetzte Alter. Ich bin mit 66 der Älteste. Die anderen sind zwischen 50 und 60 Jahren alt - bis auf Sonja Stauffer, eine 36jährige Schweizer Juristin, die ihre Tätigkeit als Journalistin unterbrochen hat, um einen lifestyle-kritischen Heimatroman zu schreiben. Alle haben in der Regel noch nichts Literarisches veröffentlicht, aber sie können sich erstaunlich gut ausdrücken. Es macht mir Spaß, ihre Texte zu hören. Meist behandeln sie Erfahrungen aus dem eigenen Alltag, Familienfeste, die Pflege von kranken Angehörigen und dergleichen. Das sind allesamt vernünftige Frauen, mit denen ich auch am Abend bei einem Glas Wein gerne plaudere. (Ich habe bei Walmart auch Bocksbeutel mit Bacchus aus Franken gefunden.) Der Anteil der Lehrerinnen ist groß und einige kennen sogar das OSI und fragen mich nach Kollegen. Ich musste also nicht Versteck spielen. Meine (frühere) berufliche Rolle ist nur insofern wichtig, als sie einen Erfahrungsbereich darstellt, der in den Texten (und in unseren Gesprächen) auftauchen kann. Gefragt wurde ich nach meinem Engagement in der Kirche. Damit bilde ich eine Ausnahme, denn diejenigen, die eine kirchliche Prägung haben, sind in katholischen Internaten aufgewachsen und stehen ihrer Kirche mittlerweile sehr kritisch gegenüber.

Der 73-jährige Paul Schuster, der Werkstattleiter, ist so ein richtig autoritärer Schulmeister - und er merkt das manchmal gar nicht. Doch darauf wissen sich alle einzustellen, jedenfalls fast immer. Er kann sehr viel und er kann es uns auch beibringen. Er vergleicht sich mit einem Fahrlehrer, der un-

sereinem zum Führerschein verhilft; auf Tour müssen wir uns dann allein begeben.

Bei den Schreibübungen wird unterschieden zwischen „Topflappen“ und „Streckentext“ – so die Schustersche Terminologie. „Niemand beginnt einen Strickkurs mit einem kompliziert gemusterten Pullover.“ Mit den Topflappen sind einfache Schreibspiele gemeint. Man muss in jeweils 30 Minuten kleine Szenen oder Berichte schreiben. (Ich kann mithalten, habe jedoch nach der kurzen Zeit, die für die Niederschrift zur Verfügung steht, immer noch das Bedürfnis etwas nachzubessern und das tue ich dann auch in der Mittagspause.) Der Streckentext ist das große Vorhaben, das man mitgebracht hat und an dem man die meiste Zeit des Tages arbeitet und aus dem man am späten Nachmittag abschnittsweise vorliest in der Erwartung von Kritik en gros und en detail.

Mit meinem Streckentext „Im Friedenscamp. Mutlangen 1.-3. September 1983“ habe ich Pech gehabt. Als ich am Abend in der Runde vom Bildschirm vorlesen sollte, sind mir 5 Seiten vom Apple-Computer „abgestürzt“. Beim nächtlichen Wiederkäuen habe ich einen neuen Einstieg gefunden. Ich bilde mir ein, dass der Text jetzt flotter läuft. Es beginnt im Morgengrauen des 31. August vor dem Gemeindehaus in Alt-Tempelhof-Ost mit der Abfahrt nach Mutlangen - inklusive einem Rückblick auf das dreitägige „Fasten für das Leben“ mit der ATO-Friedensgruppe vom 12.-14. August. Gelacht haben sie alle über Christel Englers Parole „Keine neuen Raketen, bevor die alten nicht aufgebraucht sind.“ Doch es ist schwierig, die beteiligten Personen durch Handlungen und die Art ihres Sprechens zu charakterisieren. Wertende Adjektive gehören in den „Giftschrank“; das ist eine der Regeln Paul Schusters.

Mit Barbara Beyler, einer Berliner Lehrerin, die Anfang der 70er Jahre bei der Proletarischen Linken engagiert war und als Tochter eines Düsseldorfer Industriellen in Berlin bei DTW ein Jahr als Löterin am Band gearbeitet hat und Gunhild Vogt später in der Schule als Kollegin kennen lernte, habe ich am zweiten Tag das Kochen übernommen. Nach dem Einkauf bei Walmat in Wolfenbüttel haben wir zwei Gemüsepfannen mit Reis - plus Wiener Würstchen – zubereitet. (Neben mir Gelegenheitsvegetarier gibt es noch eine strenge Vegetarierin, Eva Fischinger, die im Hohenlohischen auf einem Ökobauernhof lebt.) Wir haben das Gemüse zusammen geputzt und geschnippelt und dann hat jeder seine eigene Portion gekocht. Barbara hat sehr rezent gewürzt – Eva hat ihr Gewürzkästchen mitgebracht. Ich war beim Würzen zurückhaltend und vertraute auf den Eigengeschmack von Zwiebeln, Paprika, Tomaten, Zucchini und Champignons. Knoblauch habe ich nicht verwendet. Beide Varianten haben gut geschmeckt. Also, wir leben nicht schlecht. Am Einkauf wird nicht gespart und bei den Haushaltsaufgaben packen alle gleichmäßig zu. Man merkt auch die Erfahrung. Das sind alles Hausfrauen, die Kinder groß gezogen haben.

Mich wundert, dass einige neben der Berufstätigkeit noch Zeit zum Schreiben finden. Der Grund für die wiederholte Teilnahme an der Schreibwerkstatt in Dorstadt ist aber auch, dass sie hier Urlaub machen, um sich ganz auf das Schreiben konzentrieren zu können. Ein schlaues Leben scheint keine zu haben. Mehrere haben von ihren Erfahrungen bei der Pflege der altersschwachen und sterbenden Eltern berichtet. Ich denke, dass Du Dich unter diesen Frauen wohl gefühlt hättest. Sigi (Regina) Stecher, mit der ich von Berlin nach Dorstadt reiste, war sogar in einer Tschernobyl-Gruppe. So wie es jetzt läuft, kann ich mir gut vorstellen, dass wir beide auch mal zusammen hierher fahren und dass Georg Meusel dann bei uns ist. Ihn kannten auch mehrere.

Die Frage ist eben, wie lange Paul Schuster diese Anstrengung durchhält. Noch machte er einen munteren Eindruck. Doch er muss eine Menge Tabletten schlucken. Seine Frau Ingrid passt auf. Sie macht die Schreibspiele mit, doch unauffällig. Überhaupt gibt es unter uns keine Ehrgeizlinge. Die Frauen schreiben, weil es ihnen Spaß macht, etwas zum Ausdruck zu bringen. Sie haben ein Verhältnis zur Sprache wie andere zu Handarbeiten. Wir alle freuen uns über kleine, gelungene Werk-

stücke und wir müssen ja auch ein paar Fehler machen, damit Paul uns zeigen kann, was richtig oder besser ist.

Heute werden wir nach Wolfenbüttel fahren und die berühmte Bibliothek, die Lessing zeitweise leitete, besichtigen. Ich freue mich darauf, am Sonntag mit Paul Schuster im Auto nach Berlin zurückzufahren. Vielleicht erzählt er dann aus seinem Leben. Er musste aus Rumänien fliehen und hat es nach anfänglichem Interesse an seiner politischen Verfolgung sehr schwer gehabt, sein Brot zu verdienen. So kam er auf die Schreibkurse...

So unter Zeitdruck zu schreiben ist für mich ziemlich aufregend und ich schlafe weniger als in Berlin. Doch ich arbeite nicht nur; ich mache auch die obligatorischen Spaziergänge – wie in Berlin alleine. In Dorstadt gibt es einen Gutshof, der früher wohl ein Kloster war, jetzt aber den Eindruck eines herrschaftlichen Gutes mit ausgedehnten Pferdestallungen macht. Die Anlage ist privat. Doch es gibt keine Besucher abhaltenden Schilder. In diesem Dorf leben nur wenige Menschen. Am Rande haben sich Pendler Einfamilienhäuser gebaut. Ich war der Einzige, der durch den weiten Gutspark spazierte. Ein langhaariger Hund folgte mir auf zwanzig Schritt Entfernung eine Zeitlang, verbellte mich nicht, maulte eher vor sich hin und ließ mich dann ziehen.

Dorstadt.

Donnerstag, 16. Oktober 2003

Der „Rollzettel“: Erzähle eine Begebenheit!

Die morgendliche Schreibübung ergibt sich aus dem Schreibspiel „Rollzettel“. Man schreibt auf einen Bogen Papier zuerst einen Vornamen, verdeckt diesen durch Umfalten und reicht den Zettel an den Nachbarn weiter. Es werden nach und nach Alter, Beruf, eine Konfliktsituation, ein Ort und ein Gerät, das in der Geschichte eine Rolle spielen soll, hinzugefügt und eingerollt. Am unteren Ende deszettels wurde gleich zu Beginn vermerkt, ob es sich um einen Mann oder eine Frau handelt. Diese Daten sind die Vorgaben für den Text, der im Übrigen frei gestaltet werden kann – in 30 Minuten. Mit dieser Etüde kam ich besser zurecht als mit den früheren, aber dreißig Minuten reichten mir wieder nicht zur Durchführung. Ich kam nur bis zu dem Tischgebet von Superintendent Völcker. Den Rest habe ich in der Mittagspause nachgetragen. Das war insofern sinnvoll, als die fertigen Texte kopiert und verteilt wurden, nachdem wir sie noch am Vormittag unmittelbar im Anschluss an die Niederschrift vorgelesen hatten. Ich war dabei so aufgeregt gewesen, dass ich den Knüller der Geschichte verpatzt hatte. Ich las vor: „Komma, Herr Jesus sei unser Gast“. Doch Barbara Beyler kapierte sofort und korrigierte mich: „Der Herr steckt doch im Komma.“

Vorgabe:

Marion Weber, 45, Kindergärtnerin, Park, vom Chef unterdrückt, Handy

Das Tischgebet

Marion war in Familie Weber das jüngste Kind. Sie hatte in der kleinen Runde, aber auch bei festlichen Anlässen das Tischgebet zu sprechen. Ihr Lieblingsgebet zeichnete sich durch Kürze und einen sympathischen Adressaten aus. Sie sprach es mit gesenktem Köpfchen. Durch die häufige Wiederholung war es kaum zu vermeiden, dass sie es mehr und mehr ohne besondere Betonung herunter schnurrte. Dies fiel aber nicht auf. Sie hatte es auch von Erwachsenen nie anders gehört. Erst als sie in die dritte Klasse erreicht hatte, übrigens ohne große Anstrengung, denn sie las und rechnete gerne, kam ihr an dem täglichen Gebet etwas seltsam vor. Warum begann das Gebet mit einem Satzzeichen und zudem mit einem, das sonst nur in der Mitte von Sätzen gebraucht wird, doch nie am Anfang? „Komma, Jesus sei unser Gast und segne, was du uns bescheret hast!“

Als Superintendent Völker und weitere Mitglieder des Kreiskirchenrats den Kindergarten visitierten, rückte mitten im leutseligen Gespräch der Visitierenden mit Marion Weber, der mittlerweile 45-jährigen stellvertretenden Leiterin der Kindertagesstätte, die Mittagszeit heran. Marions Kolleginnen hatten den Tisch gedeckt und das Essen aufgetragen. Es gab die beliebten, wenn auch mit Kleckern verbundenen Nudeln mit Tomatensoße. Das ließ sich abwischen. Davor war Marion nicht bange. Doch würde der Superintendent nun erwarten, dass eines der Kinder das Tischgebet spricht? Oder sollte sie selbst es tun? Sie fühlte sich blockiert. Sie kannte doch mittlerweile viele Tischgebete, sang sogar mit den Kindern das eine oder andere. Und wenn eines der Kinder meinte „Piep, piep, piep, wir haben uns alle lieb. Guten Apetiet!“ sei doch das schönste, ließ sie auch das gelten. Doch dies sagte sie nicht dem Superintendenten und den Mitgliedern des Kreiskirchenrates. Stattdessen ging sie Völker, den sie in seiner frischen Art aus der Ferne gerne mochte, jetzt ein wenig um den Bart: „Könnten denn nicht Sie heute das Tischgebet für die Kinder sprechen?“ Damit hatte der Superintendent nicht gerechnet. Er wollte nicht Nein sagen. Doch er schien zu überlegen, welches Gebet sich für die Knirpse eigne.

Alle setzten sich. Auch der Superintendent und seine Begleiter erhielten einen Teller Nudeln mit Tomatensoße. Völker faltete die Hände und Kinder taten es ihm nach. Diese Hürde war genommen! Und dann hob er an: „Komma Jesus sei unser Gast ...“ Die Anspannung Marias löste sich in einem zunächst mühsam unterdrückten und dann doch viel zu lauten Lachen. Der Superintendent sah sie erstaunt, auch etwas indigniert an. Was war an seinem Gebet lächerlich? Sie wollte es ihm erklären, doch sein Handy klingelte. Er musste seine Nudeln stehen lassen. Der Baustadtrat wartete. Zum Rathaus waren es nur wenige Schritte.

Hatte sie sich mit ihren Lachanfall die Chance verbaut, zur Leiterin der Kindertagesstätte befördert zu werden? Auf dem Nachhauseweg durch den Park traf sie Völker. Er schaute sie an und fragte: „Frau Weber, warum haben Sie heute Mittag bei meinem Gebet so lachen müssen?“ Sie erklärte ihm das mit dem Satzzeichen. Er stutzte, schnurrte den Satz probenhalber „Komma Herr Jesus, - komma Jesus“. Und dann: „Ja, was sich die Kinder bei unseren frommen Worten manchmal so vorstellen? Vielleicht schreibe ich die Geschichte mit dem Komma in den Visitationsbericht. In dem gibt es doch sonst nie was zu lachen.“

Die Rückblende

Am späten Nachmittag lese ich wie auch alle anderen die Fortsetzung des Streckentextes vor. Mein Problem ist, dass ich die ATO-Bezugsgruppe nicht nach Mutlangen aufbrechen lassen kann, ohne zuvor – in einer Rückblende - zu erklären, wie sich die Bezugsgruppe gebildet hat und wie diese auf den Gedanken gekommen ist, nach Mutlangen zu fahren. Diese nachgeschobenen Informationen würden mir gewiss wieder die Kritik eintragen, mein Text sei zu umständlich und es fehle ihm gewissermaßen die Sinnenfreude.

[Diese Einschätzung war richtig. Darum verzichte ich hier auch auf das Einblenden meines neuen Abschnitts im Streckentext.]

Dorstadt.

Freitag, 16. Oktober 2003

Ein Vorschlag von nebenan

Beim morgendlichen Schreibspiel schlägt jeder dem rechts und links von ihm Sitzenden mehrere Themen vor, von denen anzunehmen ist, dass die Nachbarn sie gerne bearbeitet werden. Man schreibt die Themen auf kleine Zettel. Barbara an Theo: Hochzeit, Einschulung, Geburt des ersten

Kindes, mein Opa, Aufklärung. Paul an Theo: Licht, feine Leute, die DDR und ich, Gott, Singen. Ich entscheide mich für das letzte Stichwort, weil mir hier - ohne lange nachzudenken - ein paar nette Geschichten einfallen. Auch Barbaras Themen wären allesamt gut zu bearbeiten gewesen. Doch eine Etüde über Gott? Lieber nicht!

Singen

„Es singe, wem Gesang gegeben!“ Und was tust du, wenn er dir versagt bleibt?

Die einzige, die mich je zum Singen ermuntert hat, war meine Enkeltochter Hannah, als sie noch so klein war, dass sie Melodien nicht klar zu unterscheiden wusste und sich vom Text und dessen einfühlendem Vortrag beeindrucken ließ. Da war sie gerade mal zwei Jahre alt und kam mit dem Liederbuch zu mir aufs Sofa, wählte sich ein Lied mit Hilfe der Bilder Toni Ungerers und sagte: Opa sing! Ihre besondere Vorliebe galt merkwürdigerweise den kirchlichen Liedern, nicht etwa nur „Ihr Kinderlein kommet“, dessen Text ich auswendig konnte und dessen Melodie ich spurenhaft zu intonieren wusste, sondern besonders „Wie schön leuchtet der Morgenstern“, das ich zwar schon des Öfteren gehört hatte, von dem ich aber keine drei Töne hätte richtig singen können. Hannah lauschte meinem Vortrag dennoch aufmerksam und verständig.

Sie war die Einzige, die mich nach meinem Gesang um ein da capo und mehrere Zugaben ersucht hat. Mittlerweile bittet mich auch Hannah nur noch, ihr vorzulesen - Prosa pur - ohne Singstimme. In der Schule habe ich nur einmal vorgesungen, dem Musiklehrer, der neu in die Klasse gekommen war und sich ein Bild des stimmlichen Vermögens der Elfjährigen machen wollte. Ich wählte arglos „Das Wandern ist des Müllers Lust“, denn ich liebte es an Bächen entlang zu pirschen und nach Forellen und Döbeln Ausschau zu halten. Ich meinte also die Stimmungslage treffen zu können. Der Lehrer war ein Pädagoge und wollte mich nicht verletzen: „Du hast den Text gefühlvoll und abwechslungsreich vorgetragen. Dein Problem ist, du singst immer denselben Ton.“ Er gab sich im Unterricht weiter mit mir Mühe.

Sein Nachfolger, eine veritabler Kapellmeister, der mit Schülern unseres Gymnasiums und professionellen Solisten regelmäßig das Weihnachtsoratorium von Bach aufführte - „Auf jauchzet ihr Chöre!“ -, gestattete mir in der hinteren Bank das Lesen, während die anderen vorne jauchzten.

Und doch, einmal im Leben bin ich als Chorsänger aufgetreten. Mit einer Delegation des Kirchenkreises Spandau besuchte ich die Diözese Kapstadt der Evangelisch-Lutherischen Kirche. An einem Sonntagnachmittag trafen sich die Kapstädter Gemeinden in einer großen Kirche. Eine Gemeinde nach der anderen gab eine Gesangsnummer zum Besten – in Englisch oder Afrikaans. Das Lied musste keinen frommen Charakter haben. Von uns erwartete man nur etwas typisch Deutsches. Es war nicht zu vermeiden, dass ich mich mit der deutschen Delegation auf die Bühne stellte. Ich tat es in der Annahme, dass ich mich auf die Stimmgewalt der anderen verlassen könnte. „Wir“ sangen „Am Brunnen vor dem Tore, da steht ein Lindenbaum“. Als gelernter Fernseher wusste ich, dass es beim Playback auf den überzeugenden Gestus ankommt. Da ließ ich mich nicht lumpen und strahlte dann auch mit den anderen, als die schwarzen Brüder und Schwestern uns mit Beifall überschütteten.

Die Entscheidung für ein fiktives Tagebuch

Beim gestrigen Vortrag von Textpassagen aus dem Streckentext waren wir übereingekommen, dass es nun an der Zeit sei, uns Gedanken über den weiteren Verlauf des Textes und dessen Gesamtstruktur zu machen. Dies hat aber anscheinend nur mir eingeleuchtet, denn ich bin heute der einzige, der statt eines weiteren Textabschnittes eine Gliederung mit Stichworten und bezeichnenden Aussprüchen vorträgt. Ich war über den Mittag durch die abgeernteten Felder zum Waldrand spaziert und

hatte mir unterwegs auf Zetteln Stichworte notiert. Als ich diese dann auf den Computer übertrug, kam mir der Gedanke, dass ich meinen Bericht über das Friedenscamp nicht als Rückblick im Abstand von zwanzig Jahren, sondern als fiktives Tagebuch schreiben sollte – ohne jedoch irgendetwas zu erfinden. Ich hatte während der Monate Januar bis März 1983 tatsächlich Tagebuch geschrieben und ich konnte mir vorstellen, wie meine Mutlanger Tagebuchaufzeichnungen ausgesehen hätten, wenn ich mir an Ort und Stelle Notizen gemacht und diese kurz darauf ausgearbeitet hätte. Ja, hätte ich es nur getan!

Ich mache mich auch sofort daran, das bisher im Präteritum Verfasste in das Präsens zu übertragen. [Darum steht jetzt auf den vorangehenden Seiten auch nicht mehr die ursprüngliche Fassung des Streckentextes, sondern bereits das rekonstruierte Tagebuch.]

IM FRIEDENSCAMP. MUTLANGEN 1.- 3. SEPTEMBER 1983

Stichworte für den Aufbau und die Schwerpunkte:

Mittwoch, 31. August 2003

Abfahrt von Alt-Tempelhof-Ost. Rückblick auf das Fasten für den Frieden vom 12.-14.8.2003 im ATO-Gemeindehaus.

Eintreffen in Mutlangen. Erste Eindrücke vom Friedenscamp. Unser Zelt.

Erörterung der Lage. Wird es zur Konfrontation mit der Polizei kommen? Neueste Einschätzungen zur Strategie des baden-württembergischen Innenministers Roman Herzog. Wahrscheinlich wird es zu keinen Festnahmen kommen.

Journalisten und Prominente (Heinrich Böll, Günter Grass, Rolf Hochhuth u.a.) Ruth sagt mir, dass sie mich kurz im Fernsehen erblickt habe, in einer Gesprächsrunde mit Heinrich Böll und Grass. Ich habe aber nur dabeigestanden. Die Frage war wohl, wie das Verhalten der Landesregierung einzuschätzen ist und ob man die Pläne ändern sollte.

Kurzes Gespräch mit Dieter Hildebrandt. Ich berichte ihm vom Interesse meiner Kinder am „Scheibenwischer“. Er soll nicht glauben, dass Kinder nur auf Karl-May-Filme scharf sind. „Das freut mich, dass auch Halbwüchsige gerne politisches Kabarett sehen.“

Donnerstag, 1. September 1983.

Wecken um 4 Uhr. Der nächtliche Zug zum Raketendepot durch Mutlangen. Dann die Szene für die Weltpresse um 5.45 Uhr mit Heinrich und Annemarie Böll, Oskar Lafontaine, Gert Bastian und Petra Kelly, festgehalten im Foto von Barbara Klemm (FAZ).

Die (mutmaßliche) Absprache zwischen Landesregierung und dem amerikanischen Militär. Keine Festnahmen in Mutlangen, doch in Bitburg in der Eifel.

Eintreffen des Prominenten der ATO-Bezugsgruppe: Hennig Scherf, Wissenschaftssenator aus Bremen mit zwei Mitarbeiter der Senatskanzlei. Sie wollen etwas tun, vielleicht auch etwas erleben. Eventuell Teilnahme an der Friedenskette um die Bismarck-Kaserne in Schwäbisch Gmünd.

Meine Erleichterung, dass es zu keinen Festnahmen kommt. Habe kein außerordentliches Aktionsbedürfnis.

Einladung zum Pressegespräch über Soziale Verteidigung. Ohne Journalisten wird daraus wird ein Seminar für Interessenten aus der Friedensbewegung.

Versuch, eine Dichterlesung vor dem Raketendepot zu organisieren. Zusage von Peter Härtling. Die Zusage fällt buchstäblich ins Wasser. Zu unserer Wache regnet es in Strömen.

ATO bei der nächtlichen Blockade-Schicht. Drei Stunden im Regen unter einer Bauplane. Respekt für den ehemaligen Gert Bastian auf Friedensposten neben mir.

Freitag, 2. September 1983.

Lagerleben. Die Nachrichten von großen Polizeieinsätzen und Festnahmen aus Bitburg.

Sonniger Morgen. Mein Bedürfnis nach Duschen und Rasieren. Bitte einen Kampfgenossen um seinen elektrischen Rasierapparat. Ablehnung „aus hygienischen Gründen“. Joe Leinen leiht mir seinen japanischen Batterie-Rasierer. „Wir dürfen die Kriegsgefahr nicht übertreiben, müssen uns auf einen langfristigen, vielfältigen Widerstand einstellen.“

Fritz Vilmar sammelt Unterschriften unter die von ihm formulierte Verpflichtung, nach Mutlangen zurückzukehren.

Ich lese im Camp aus meinen Gutachten über die Frage des nötigen oder gewaltfreien Charakters von Sitzprotesten für das Bundesverfassungsgericht. Meine Mutter kommt mit Apfelkuchen für unsere ATO-Gruppe aus Stuttgart.

Die zweite Blockade-Schicht vor dem Tor der Raketenbase. Anja zittert beim Landen von zwei Hubschraubern und dem Aufziehen der Polizei in Kampfanzügen.

Wir sind gespannt, wie es in Bitburg gelaufen ist. Dort haben heute um 14.30 Uhr die Aktionen begonnen.

Bei der Rückkehr ins Camp erwarten uns aber zunächst einmal die Informationen von der Umzingelung der Bismarck-Kaserne. Henning Scherf und seine beiden Begleiter waren dort.

In der Nacht Abreise von Bastian, Kelly, Vogt, Daniel Ellsberg und Phil Berrigan nach Bitburg.

Samstag, 3. September 1983

Der Sonntag im Camp. Wieder ein strahlender, ein sogar heißer Sommertag. Helmut Gollwitzer, Dorothee Sölle, Werner Dierlamm und andere Kirchenmenschen singen vor dem Gittertor des Raketendepots.

Ich spreche mit einigen aus der Gruppe „Richter für den Frieden“.

Eine letzte Übernachtung im Friedenscamp.

Sonntag, 4. September 1983

Reaktion der Presse auf das Camp. War die Blockade ein Erfolg?

Abschied von der ATO-Gruppe im Camp. Weiterfahrt nach Stuttgart mit Krauter, Vorsitzendem der Evangelischen Akademikerschaft im Mercedes. Seine Tochter hatte ihm ihre Citroen-„Ente“ ange-

boten. Er benutzte jedoch demonstrativ den Mercedes. „Die Schwaben sollen sehen, welche Typen hier blockieren.“ Er hätte mir auch seinen Rasierapparat geliehen.

Ausblick:

Stationierung der ersten Pershing II Raketen in Mutlangen am 29. Nov. 1983

Am 10. Dez. 1983 wieder in Mutlangen - ohne die ATO-Bezugsgruppe - mit meinen drei Brüdern Manfred, Hans-Martin und Ulrich. Kundgebung vor der Pressehütte, keine Konfrontation vor dem Tor des Raketendepots, keine Festnahmen.

Ende meiner Tätigkeit im Gemeindegemeinderat von ATO. Neue Bezüge. Friedensengagement auf der EKD-Synode in Worms im Nov. 1983 - gemeinsam mit H. Gollwitzer und E. Eppler.

Fritz Vilmar findet in seiner Bezugsgruppe aus Nagold in Brigitte eine neue Lebenspartnerin. Er wird festgenommen und in Schwäbisch Gmünd angeklagt. Mein Bruder Ulrich übernimmt die Verteidigung und ich trete vor Gericht als Gutachter bzw. beigezogener Verteidiger auf. Das Pressecho.

Kurze Information zu der von der Mutlanger Pressehütte ausgehenden Kampagne „Ziviler Ungehorsam bis zur Abrüstung“. Etwa 2000 Prozesse und routinemäßige Verurteilungen, bis das Bundesverfassungsgericht - auch entsprechend meinem Gutachten - feststellt, dass es sich bei Sitzprotesten nicht um Nötigung, sondern um eine Ordnungswidrigkeit handelt.

Und die Moral von die Geschichte: Das weiche Wasser bricht den Stein.

Adressaten meines Berichts über Mutlangen:

In erster Linie Menschen aus der damaligen, der heutigen und der kommenden Friedensbewegung, vor allem die in Mutlangen Beteiligten und im Text Genannten. Einige sollten vor der Veröffentlichung auch prüfen, ob der Text sachlich richtig ist.

Voraussichtliche Veröffentlichung in „Gewaltfreie Aktion. Vierteljahresshäfte für Frieden und Gerechtigkeit“ und/oder als Kapitel der Autobiographie.

Bei der Aussprache über die gesamte Gliederung meines Streckentextes interessieren sich die meisten für meine persönlichen Erlebnisse – bis hin zum Besuch meiner Mutter mit dem Apfelkuchen. Ich sehe in diesen persönlichen Erinnerungen jedoch im besten Falle Farbtupfer und ich nehme an, dass die Leser von „Gewaltfreie Aktion“ wenig Verständnis dafür hätten, wenn ich dem Persönlichen zu viel Raum gewähren würde. Ist dies alles eine Frage der Dosierung?

Dorstadt.

Samstag, 18. Oktober 2003

Die letzte Etüde „Jetzt und Hier“

Gestern ist bereits Sonja, die Schweizerin, abgereist. Ich habe mit ihr über Peter Handkes Reiseberichte aus Jugoslawien gesprochen. Sie will diese lesen und ich will ihr auch meinen Vortrag bei der Arbeitsgemeinschaft für Friedens- und Konfliktforschung „Die poetische Methode und ihre Grenzen. Peter Handkes Reiseberichte aus Jugoslawien als Friedenstexte“ schicken. Noch vor dem Mittagessen fahren die Berlinerinnen ab, die am Montag wieder Schulunterricht haben. Es ist ein sehr herzlicher Abschied, bei dem man sich in den Arm nimmt. Rita sagt: „Beim Abschied kommen mir immer die Tränen.“

Um 16 Uhr treffen die sechs Verbliebenen sich zu einem letzten Schreibspiel. Es hat den Titel „Hier und jetzt“. Es geht um eine Momentaufnahme unserer Dorstädter Situation und unserer Gedanken. Diese letzte Etüde scheint auch auf eine längere Tradition zurückzublicken. Im ersten Moment bin ich wieder überrascht, aber ich lasse mich jetzt nicht mehr ins Bockshorn jagen, sondern gebe dem Affen Zucker, was die Elevationen im Ergebnis mehr amüsiert als den Meister.

Und zu guter Letzt ein Schuss ins Erotische

Mit einer Viertelstunde Verspätung bin ich heute zum Nachmittagskaffee erschienen. Frischer Zwetschgen- und Aprikosenkuchen. Das hatte ich nicht mehr erwartet. Bisher gab es in der Dorstädter Schreibwerksstatt am Nachmittag nur den Blechkuchen mit einem Guss aus Zucker und Zitrone oder etwas Mandelartigem, jedenfalls etwas Allzusüßem, das mich nicht locken konnte. Doch kaum habe ich mich über mein Stückchen frischen Obstkuchen hergemacht, gibt es ein weiteres Schreibspiel. Es nennt sich „Jetzt und Hier“. Ich soll in 20 Minuten etwas schreiben, in dem ich zu Papier bringe, was ich außen um mich herum wahrnehme und was dabei in mir vorgeht. Paul Schuster nennt das Außen und Innen. Er hat das zu Beginn der Schreibwoche an einer russischen Puppe in der Puppe demonstriert. Ich habe jedoch überhaupt keine Lust, mich jetzt schriftlich über den Tee in meiner Tasse und den Kuchen auf dem Teller auszulassen. Heute habe ich die letzte Chance, einen Abschnitt aus meinen Erinnerungen an Mutlangen zu präsentieren und die sollen - so die Reaktionen auf meinen „Streckentext – alle fünf Sinne ansprechen und witzig sein und - im allerbesten Falle - auch noch einen Schuss ins Erotische aufweisen. Dabei war ich froh gewesen, dass mich die Polizei nicht am Wickel hatte und ich wieder nach Berlin hatte heimkehren können. Für den Schuss ins Erotische hätte mir Ruth eins gehustet. Sie verlegt hinter unserem neuen Haus am Groß Glienicker See noch die letzten Solnhofener Platten und ich halte inzwischen Händchen mit Anja an dem NATO-Draht, vor dem großen Tor der Raketenbasis. Das wäre ja noch schöner! So wie Fritz Vilmar, der zum Helden des Zivilen Ungehorsam wurde, um Brigitte aus seiner Nagolder Bezugsgruppe zum imponieren. Was ich verstehen konnte, so wie die aussah, eine Blondine wie aus dem Bilderbuch des gewaltfreien Widerstands, ein Buch das man endlich mal schreiben müsste. Nur, vor lauter Schreibspielen kommt man ja zu nichts Nachhaltigem.

Wo bleibt die Botanik?

So ganz ernst gemeint habe ich die Kritik an den Schreibspielen nicht. Diese gehören nun mal dazu und es hat mir dann auch Spaß gemacht, mich herausfordern zu lassen. Nach diesem letzten Schreibspiel haben wir noch einmal aus unseren Streckentexten vorgelesen. Ich hatte mich entschlossen, mit der Ausarbeitung der Ereignisse in Mutlangen nicht am Tage der Ankunft und des ersten Aufzugs vor dem Tor des Raketendepots einzusetzen, sondern mit dem 2. September, weil gegen Ende der Protestaktionen die Dramatik der Ereignisse nachließ und Zeit war, von persönlichen Erfahrungen zu berichten. Es wäre jedoch besser gewesen, wenn alle meine Zuhörer die Gliederung des gesamten Textes vor Augen gehabt hätten. Die bereits verblasste Erinnerung an das gestern Vorgetragene genügte nicht. Ich merkte dies daran, dass Paul nach meinem Vortrag monierte, dass ich die Landschaft und das Lager selbst nicht geschildert hätte. Ich sagte, dass die passende Stelle für die Schilderung des Lagers und seiner Umgebung der Tag der Ankunft, also der 31. August sei, und nicht der 2. September. Das hätte ihm eigentlich einleuchten müssen, stattdessen rügte er mich dafür, dass ich meinen Text verteidigte. Nach seinen eigenen Spielregeln war dies auch mein Recht - solange die Kritik nicht von ihm kam. Doch ich muss zugeben: Ich habe überhaupt keine lebhaften Erinnerungen an die Mutlanger Landschaft. Wahrscheinlich hatte ich in diesen aufregenden Tagen gar kein Organ für Geographie und Flora und Fauna – ganz anders als Ernst Jünger, der nun mal in jeder Lebenslage sich als Entomologe für seine Käfer interessierte, was „Sublime Jagden“ zu einem meiner Lieblingsbücher macht. Doch was bei Jünger echt ist, wäre bei mir aufgesetzt. Die einzigen Blumen, die mir im Rückblick auf Mutlangen einfallen, sind die

Gewächse, die Petra Kelly um ihren Stahlhelm gewunden hatte. Und das war aus meiner Sicht der pure Kitsch. (Es folgt – um eine Retrospektive gekürzt - das letzte in Dorstadt geschriebene Stück des Streckentextes.)

Mutlangen.

Freitag, 2. September 1983

Lagerleben

Ein sonniger, beschaulicher Morgen. Vor den Zelten sitzen sie in Grüppchen und trinken Kaffee. Bei mir regt sich das Bedürfnis, mich heute nicht nur an einer Wasserrinne zu reinigen, sondern an einem Waschbecken gründlich zu waschen oder gar zu duschen. Am meisten stört mich, dass ich meinen Rasierapparat vergessen habe. Der Dreitagepelz um das Kinn wird unangenehm. Im Rehenhof neben dem Waldstadion, einer Gastwirtschaft am Rande unseres Camps, gibt es in den Toiletten heißes Wasser und Duschen, eine Attraktion, die sich für den Wirt auszahlt.

[...]

Nach dem Duschen stehe ich vor dem Spiegel neben einem jungen Mann, der sich ein blütenweißes Hemd übergestreift hat und sich elektrisch rasiert. „Entschuldige, ich habe meinen Rasierapparat in Berlin liegen lassen und jetzt stört mich allmählich der Bart. Könntest Du mir Deinen Rasierer leihen?“ Ich hatte mit einem „Selbstverständlich“ gerechnet, doch das weiße Hemd hätte mich warnen müssen. Meine Anfrage war ihm wohl peinlich. Er schaute mich nicht an, sondern sagte weiter in den Spiegel blickend: „Ich bedauere, es geht nicht. Aus hygienischen Gründen.“ Mir verschlug es die Sprache. Der kommt hierher, um für den Frieden notfalls auch ins Gefängnis zu gehen und hat Angst davor, einem potentiellen Mithäftling seinen Rasierer zu leihen! Wie hieß es doch im Training? „You can trust in me.“ Auf treu-deutsch: Trau, schau wem!

Die hier unterstrichenen Sätze empfiehlt Paul Schuster zu streichen. Mein Kommentar sei unnötig. „Das ist so wie einen Witz erklären.“ Ich meine, dass wegen der Rückbindung an das bei der Abfahrt aus Berlin über das Training Gesagte die Sätze „Wie hieß es doch im Training? You can trust in me. Auf treu-deutsch: Trau, schau wem!“ stehen bleiben sollten.

Auf dem Rückweg zu unserem Zelt treffe ich Jo Leinen, den Sprecher des Bundesverbandes Bürgerinitiativen Umweltschutz (BBU). Wir kennen uns seit mehreren Jahren. Wir sprechen über das Regenwetter in der vergangenen Nacht und die Chancen, eine Stationierung der Raketen noch zu verhindern. Er ist auch gegen die Panikmacherei, und ich sage noch: „Wir dürfen die Kriegsgefahr nicht übertreiben, müssen uns auf einen langfristigen, vielfältigen Widerstand einstellen.“ Das sieht er ähnlich, und da er glatt rasiert ist, frage ich ihn, ob er mir aus meiner Verlegenheit helfen könne. „Ich kann schon unrasiert über den Platz gehen. Das stört niemand. Doch ich greife mir ständig ans unrasierte Kinn. Das möchte ich gerne abstellen.“ - „Kein Problem, Theo. Wo ist Euer Zelt? Ich bring Dir meinen japanischen Batterierasierer vorbei.“

Es ist dann gar nicht so einfach, mit dem winzigen Gerät die langen Haare zu erfassen und abzumähen. Danach fühle ich mich wohler. So stoppelig hätte ich mit keinem Journalisten sprechen oder mich gar von einem Reporter photographieren lassen wollen. Ich hoffe ja immer noch einen zu finden, der nicht nur kurzlebige Blockadestories rapportieren, sondern sich nach den Alternativen der Friedensbewegung erkundigen will und vielleicht auf die abhaltende Wirkung vorbereiteter Sozialer Verteidigung hinweist. Ich finde am Friedenscamp unbefriedigend, dass keine geistige Bewegung stattfindet. Es gibt hier eine enorme Ansammlung von Intelligenz. Doch alle diese supergescheiten Männer und Frauen tun eigentlich nichts anderes, als dass sie mit ihrem Hintern auf der Straße sitzen. Von den Köpfen der Beteiligten haben wir eigentlich nichts und wenn sie eine Nacht lang

diskutieren, dann geht es nicht um das Problem der strukturell defensiven (militärischen) oder der Sozialen Verteidigung, sondern darum, ob man die Zufahrt zu einer Kaserne gewaltfrei blockieren oder ob man die Kaserne mit einer Menschenkette umgeben und ankommende Fahrzeuge durchlassen soll. Das muss zwar auch irgendwie entschieden werden, aber mit solchen Diskussionen kommen wir letzten Endes als Alternativbewegung auf keinen grünen Zweig. Doch da rede ich in der Friedensbewegung seit mehr als zwanzig Jahren zu tauben Ohren.

Die zweite Blockadeschicht

Am späten Nachmittag dann die zweite Blockade-Schicht der „Bezugsgruppe Alt-Tempelhof-Ost“ vor dem Tor des Raketendepots. Es ist angenehm warm. Wir stehen vor dem Tor. Mir wäre es zu theatralisch, jetzt auf die Straße zu sitzen. Heute und morgen wird hier Nullkommanichts passieren. Roman Herzogs Strategie ist klar: Nur keine Zwischenfälle, die den Widerstandsgruppen Schlagzeilen bringen! Und sein Kalkül geht auf. Einige Prominente sind schon abgereist. Die meisten Schriftsteller sind an ihre Schreibtische zurückgekehrt. Das Fußvolk steht Wache und mit ihm so disziplinierte Generale wie Gerd Bastian. Meine Kollegen vom Otto-Suhr-Institut sind auch noch hier. Da ist ein kleines Wunder geschehen. Obwohl wir uns nur kurz gesehen und nur ein paar Sätze über das Lagerleben miteinander gesprochen haben, reden wir uns jetzt alle mit du an - nach 15 Jahren gemeinsamer Lehre und Forschung. Unter Amerikanern wäre es eine Selbstverständlichkeit, doch für deutsche Professoren ist das Du eine Errungenschaft. Dazu muss man mal zusammen im Regen unter einer Plane stehen oder morgens zum Kaffeeholen durch eine lehmige Wiese latschen. Neun OSI-Professoren sind nach Mutlangen gekommen: Ulrich Albrecht, Elmar Altvater, Peter Grottian, Martin Jänicke, Wolf Dieter Narr, Fritz Vilmar, Bodo Zeuner und ich. Da sind jetzt mehr Berliner Politologen auf der Schwäbischen Alb, als eine andere deutsche Universitätsstadt aufzuweisen hat. So richtige Prominente sind wir aber nicht, eher Füllsel in der Liste der im Pressematerial Genannten. Ich bin hier auch nicht als prominente Zugabe, sondern als in der Wolle gefärbtes Mitglied einer Bezugsgruppe. Einige Kollegen sind kurzfristig noch Bezugsgruppen zugeteilt worden, andere haben ihren Kontakt über längere Zeit aufgebaut wie zum Beispiel Fritz Vilmar, der schon vor Wochen nach Nagold im Schwarzwald gereist ist und dort an einem Training teilgenommen hat. Und dabei hat er auch Brigitte Rückert kennen gelernt, eine außergewöhnlich hübsche, blonde Lehrerin, zwanzig Jahre jünger als Fritz. Er ist sozusagen der am höchsten Motivierte unter uns.

Während ich über die OSI-Präsenz in Mutlangen und die Motive meiner Kollegen nachdenke, unsere Schicht bald um ist, und es bereits dämmrig wird, nähern sich unvermutet zwei große Transporthubschrauber dem Tor der Basis. Wir wissen nicht, was wir davon halten sollen. Anja steht neben mir vor dem Zaun aus NATO-Draht und fängt an zu zittern.

Die Transporthubschrauber landen hinter dem Tor. Etwa dreißig in Kampfanzüge gekleidete Polizisten springen heraus und laufen auf das Tor zu. Man könnte sagen, sie laufen im Gänsemarsch. Doch dies ist ein viel zu lustiges Wort für diesen martialischen Aufzug. Sie tragen gefleckte Kampfanzüge und halten in den Händen Schutzhelm und Schild. Anja ist schreckensbleich und zittert am ganzen Körper. Ich überlege, ob ich meinen Arm um sie legen soll, belasse es dann aber dabei, sie an der Hand zu fassen. „Die bleiben hinter dem Zaun. Mit dreißig Mann machen sie keinen Ausfall. Die wollen nicht räumen. Das ist eine reguläre Wachablösung. Das martialische Herantraben gehört zur Ausbildung.“ Anja beruhigt sich wieder.

Mir wird deutlich: Man sollte keinen Zivilen Ungehorsam leisten, ohne zuvor an mehreren legalen Demonstrationen teilgenommen zu haben. Man muss sich an das übliche Polizeiaufgebot gewöhnen. Man muss mit einigen echten Polizisten geredet haben. Ein Wochenendtraining, bei dem man von Freunden aus der eigenen Bezugsgruppe probenhalber weggeschleppt wird, genügt nicht. Ziviler Ungehorsam mit der Konsequenz einer Festnahme ist nicht geeignet für ein Greenhorn auf dem

Felde des Protestes. Für Anja wären ein harter Polizeieinsatz und eine ruppige Festnahme eine zu große Belastung gewesen. Nach dieser Erfahrung in der eigenen Bezugsgruppe bin ich erleichtert, dass es in Mutlangen zu keinen Festnahmen gekommen ist. Ich bin ohnehin kein Freund von Eskalationsprozessen. Die Friedensbewegung hat auch so gezeigt, dass weiterhin mit ihr zu rechnen ist.

Dorstadt – Berlin.

Sonntag, 19. Oktober 2003

Die Strichliste

Wir haben gestern Abend unsere Getränkervorräte gemustert und dann mit der letzten Flasche Sekt, die vom Auftakt der Schreibwoche noch übrig war, auf das gelungene Unternehmen und ein Wiedersehen in kommenden Jahr angestoßen. Ein Gespräch wollte aber nicht in Gang kommen. Paul sträubte sich gegen das Reproduzieren veröffentlichter Meinungen. Sigi Stecher bekam wieder einmal seinen Unmut zu spüren. „Der Kopftuchstreit interessiert nicht“, dekretierte er. Ich wagte noch zu sagen: „Wenn Du eine Schwiegertochter türkischer Herkunft hättest, würde es Dich wahrscheinlich schon interessieren“, aber ich legte nun auch keinen Wert darauf, an diesem Thema das Verhältnis von Staat und Kirche und die Integrationsprobleme der Türkinnen in Berlin zu erörtern. Wie man es auch nahm, Pauls Dekret hat uns gelähmt. Als er dann sagte, er sei müde und gehe nun ins Bett, ließen wir ihn ziehen und plauderten dann noch zwei Stunden über Erinnerungen an unsere Schulzeit. Vielleicht wären wir bei diesem Thema auch gelandet, wenn wir ein paar Minuten über die Kopftücher gesprochen hätten.

Heute früh räumten wir nach dem Frühstück unsere Zimmer auf. Ich fuhr leere Flaschen zum Container und lernte dabei Ingrid Schusters kleinen Toyota steuern. Dann noch ein Abschiedsfoto vor der Kirche und schon dirigierte Paul mich sicher über kleine Dörfer bis zur Autobahnauffahrt Helmstedt. Leichter Nebel lag über den Vieweiden und den mit Reif überzogenen hohen Grashalmen am Straßenrand. Doch schon nach einer halben Stunde konnte ich das Nebellicht wieder ausschalten. Ich fuhr sehr vorsichtig, bis ich die Autobahn erreicht hatte. Schließlich hätten Jogger oder Kühe aus dem Dunst über den Straßengräben auftauchen können.

Da heute der letzte Ferientag war, musste ich auf der Autobahn mit Staus rechnen. Wir erreichten die Autobahn kurz nach 11 Uhr – und sie war frei. Ich war erleichtert. Das Landgasthaus, in dem Paul sonst gerne zum Mittagessen eingekehrt war, hatten wir vor Helmstedt passiert. Innerhalb von zwei Stunden erreichten wir Berlin. Es gab überhaupt keine Probleme.

Wir hätten uns auch gut unterhalten können, denn das Steuern und seltene Überholen erforderte keine gespannte Aufmerksamkeit. Doch das Gespräch, auf das ich mich gefreut hatte, kam nicht zustande. Vielleicht war Paul vom Kurs erschöpft, vielleicht habe ich den verkehrten Einstieg gewählt und etwas gefragt, was er schon viel zu oft beantwortet hatte, eben wie es zu den Schreibkursen gekommen sei. Er ging aber doch darauf ein und berichtete von einer Anfrage des Berlin-Kollegs bei Berliner Schriftstellern nach solchen Kursen. Er sei der einzige gewesen, der einen didaktischen Plan vorgelegt habe und so sei die Aufgabe an ihm hängen geblieben. Anfangs hätten sich noch zwei andere Schriftsteller – ich kannte nur den Namen Yaak Karsunke – beteiligt. Er habe die Kurse auch an Volkshochschulen – zeitweise an vieren gleichzeitig - angeboten und auf diese Weise seinen Lebensunterhalt verdient. Dann schwieg er.

Ich habe diesen Bericht nicht kommentiert. Vorstellen konnte ich mir ein solches Leben, hatte Paul Schuster sich doch ähnlich verhalten wie mancher Meisterschüler des Fachbereichs Freie Kunst der Universität der Künste. Diese Absolventen können nach sechsjähriger Ausbildung in aller Regel

vom Verkauf ihrer respektablen Kunstwerke auch nicht leben und müssen sich mit Malkursen Geld verdienen. Pauls Handicap war, dass er durch die Flucht aus Bukarest seinen festen Arbeitsplatz als Redakteur in mittleren Jahren verloren hatte und 1972 in Berlin in fortgeschrittenem Alter neu anfangen musste.

Es kann gut sein, dass er über diese Jahrzehnte in Berlin – zumal mit einem über Jahrzehnte etablierten Professor im Ruhestand - nicht reden wollte. Sicher war es sein Ziel gewesen, ein bekannter Schriftsteller zu werden und er hatte wahrscheinlich nicht weniger das Zeug dazu als andere deutsche Erfolgsautoren. Doch die Lehrtätigkeit hat ihn dann voll in Anspruch genommen. Der Kontakt zu den Schülern war befriedigend, ja er lebte von deren Bewunderung. Doch nun, im Alter von 73 Jahren und ohne Pension, kann er sich der Erkenntnis nicht verschließen, dass das Leben fast vorbei ist und der Traum von der Schriftstellerkarriere nicht in Erfüllung gegangen ist. Der Unterricht im literarischen Schreiben, sofern er nicht wie in Leipzig an der Universität erfolgt, genießt in Deutschland kein großes Ansehen. Das liegt auch daran, dass Meister ihres Fachs wie Paul Schuster äußerst selten und nicht leicht zu identifizieren sind. Ein Artikel wie der von Axel Hacke in der „Süddeutschen Zeitung“³ ist ein rarer Glücksfall und die Wirkung einer solch topflappengespickten Laudatio verliert sich rasch wieder. Es war jedenfalls nicht wie bei Hermann Lenz, für den Peter Handkes „Einladung Hermann Lenz zu lesen“ den Durchbruch zum Erfolg gebracht hatte.

Paul schwieg und schwieg. Er hatte sich einen Zettel aus dem Jackett geholt und machte darauf von Zeit zu Zeit Striche. Es entstanden Fünferblöcke, wie man dies vom Stimmenauszählen kennt. Schließlich fragte ich ihn: „Was zählst Du denn?“ „Die Brücken über die Autobahn.“ Ist das eine Marotte? Will er mir zeigen, dass er an einem Gespräch nicht interessiert ist? Ich unterließ weitere Fragen. Günter Ruhrberg, der hinter uns saß, schlief. Als wir in Zehlendorf die Autobahn verließen und er den Zettel mit der Strichliste einsteckte, fragte ich so leichthin wie möglich: „Wie viele Brücken waren es nun?“ „Sechsendsechzig“ „Und was lernt uns dies?“ Das war eine Anspielung auf Berliner Ausdrucksweisen, über die Günter Ruhrberg und ich gestern noch gewitzelt hatten.

Ich musste Unter den Eichen nun verstärkt auf den Verkehr achten, bog in die Drakestraße ein und ließ Günter bald darauf aussteigen. Paul hatte seine Frau inzwischen mit dem Handy verständigt. Sie wartete mit ihrer Tochter vor der Tür in der Fregestraße 76. Paul griff nach seinem Handgepäck und dem breitkrempigen, schwarzen Hut und war dabei durch die Haustür zu verschwinden. Ich eilte ihm nach, um mich zu verabschieden.

Auf der Fahrt nach Kladow – ich war am Steuer sitzen geblieben, weil ich ja die Strecke kannte – berichtete Ingrid Schuster davon, wie sich Pauls Manuskripte in ihrer Wohnung unaufhaltsam über alle Tische ausbreiteten und dass sie sich nun wenigstens ein Zimmer reserviert habe, um unangemeldeten Besuch empfangen zu können. Dieses Lied könnten Ruth und Ingrid im Duett singen. Und dann erwähnte sie noch – wohl in der Erwartung, dass sie mich dort wieder sehen würde - den Hauskreis, zu dem Paul einige aus den Dorstädter Schreibwochen regelmäßig einlade. Ich sagte nichts, aber ich könnte wetten, dass Paul Schuster mich nicht einladen wird. Hatte ich das nicht spätestens unter der 66. Brücke gelernt?

³ A. Hacke: Warten auf den Blitz. Über das Abenteuer, anderen das Schreiben beizubringen. In: Süddeutsche Zeitung 5./6. Sept. 1987

Anhang:

1. Vorüberlegungen zur Autobiographie
2. Briefe an die Teilnehmer der Schreibwerkstatt
3. Antwortbriefe
4. Axel Hacke: Warten auf den Blitz. Über das Abenteuer, anderen das Schreiben beizubringen. In: Süddeutsche Zeitung, 5./6. Sept. 1987

1. Vorüberlegungen zur Autobiographie

Vor meinem Tod, der wahrscheinlich zwischen dem 75. und dem 80. Lebensjahr eintreten wird, will ich mein Leben rekapitulieren. Viel mehr habe ich nicht vor. Fortlaufende Anteilnahme an den Zeitläufen und den Familienbelangen versteht sich von selbst. So wird auch noch der eine oder andere aktuelle Text geschrieben werden, aber ich will nichts Belletristisches schreiben, keine Erzählungen, keinen Roman. Mein einziges wichtiges Vorhaben ist die Autobiographie, die ich sorgfältig, ausführlich und nach den Regeln der Kunst verfassen will. Sie soll den Rahmen abgeben für eine von mir selbst redigierte Ausgabe meiner Schriften, der veröffentlichten und der unveröffentlichten. Beider Umfang dürfte sich ungefähr die Wage halten. Es handelt sich um Monographien, Aufsätze, Tagebücher und Briefe. Hinzu kommen Vorlesungen, Memoranden, Gutachten und eine größere Anzahl von Interviews.

Im Rückblick will ich untersuchen, wohin es führt, wenn ein Deutscher, der zwei Jahre vor Beginn des Zweiten Weltkriegs geboren wurde, sich vornimmt, sein Leben in einer auf Waffen angewiesenen Umwelt mit gewaltfreien Mitteln zu gestalten. Ich wähle den Weg der Autobiographie, weil ich mich selbst besser als jeden anderen Menschen zu kennen meine, über mein Leben viele Dokumente gesammelt habe und das Vorhandene uneingeschränkt und ungefragt benutzen kann, worin ich eine wesentliche Erleichterung der Arbeit gegenüber der Untersuchung des Lebens anderer Menschen sehe, die im öffentlichen Leben eine bekannte Rolle gespielt haben. Man denke nur an Männer wie Mahatma Gandhi, Martin Luther King oder Martin Niemöller, mit deren Leben und Schriften ich mich intensiv befasst habe und die auch Einfluss auf mein Leben genommen haben. Meine Arbeit in pazifistischen Kreisen hat nur selten und geringfügig Aufsehen erregt, aber ich war immerhin über Jahrzehnte in friedenspolitischen Organisationen und in der Friedensbewegung tätig. Darum spiegelt sich in meinem Leben ein guter Teil der pazifistischen Bemühungen in Deutschland vom Anfang der 60er Jahre bis zum Beginn des 21. Jahrhunderts.

Bis mich im 64. Lebensjahr ein Herzinfarkt stoppte, habe ich nicht nur geforscht und gelehrt, sondern gelegentlich auch an gewaltfreien Aktionen teilgenommen. Danach habe ich mich von der organisatorischen Arbeit zurückgezogen, um von nun an über meine Erfahrungen nachzudenken. Ich wollte diese Arbeit in einem Alter aufnehmen, das es gestattet, das umfangreiche Material noch zu sichten und aufzuarbeiten. Eine gewisse Vollständigkeit und Reichhaltigkeit im Detail sind mir wichtig, gerade auch in Erinnerung an unzulängliche Biographien und Autobiographien. Mein großes Vorbild ist Eberhard Bethges Biographie Dietrich Bonhoeffers.

Ich habe mich auf das Schreiben meiner Autobiographie von langer Hand vorbereitet. Ich habe eine umfangreiche Bibliothek angelegt, die zumindest teilweise auch noch die Kinder- und Schulbücher enthält. Als Schüler habe ich damit angefangen, die Verfasser und Titel der von mir gelesenen Bücher zu notieren und auch den Zeitpunkt der Lektüre, so dass sich rekonstruieren lässt, welche Bücher und Aufsätze ich gelesen habe, als ich mir die Bücher noch nicht kaufen und die wichtigsten Aufsätze nicht kopieren konnte.

Was in meiner Zeit als Student und Hochschullehrer über meinen Schreibtisch ging, habe ich dokumentiert, d.h. ich habe Briefe und Protokolle dem Datum nach abgelegt. Das galt auch für Tonbandaufzeichnungen von Vorträgen und Vorlesungen am Otto-Suhr-Institut. Nur ein Teil wurde bisher abgeschrieben und korrigiert. Ich habe auch Ausschnitte aus Zeitungen zu den Ereignissen gesammelt, die mich beschäftigten und die ich in meinen Veröffentlichungen behandelte. Doch hier musste ich immer wieder vor der Fülle des anfallenden Materials kapitulieren.

Bei den Vorbereitungen auf die Niederschrift der Autobiographie stehe ich vor einer doppelten Schwierigkeit. Einerseits muss ich, wie alle, die sich zu erinnern suchen, feststellen, dass viele wichtige Details dem Gedächtnis entschwunden sind und die Rekonstruktion des Entschwundenen viel Mühe macht und einige Fragen offen bleiben, und andererseits verzage ich fast vor der Fülle der Quellen. Wie soll ich mit meinen Gedächtnislücken umgehen? Muss ich sie kennzeichnen? Und dann die Herausforderung der Fülle. Kann ich alles so ordnen und edieren, dass ich selbst meine Aufzeichnungen heranziehen - und andere mir kritisch auf die Finger schauen können?⁴ Oder haben diejenigen recht, die - meist auf Anraten eines Verlegers - sich von vornherein beim Umgang mit dem Quellenmaterial ein Limit setzen, also den Zeitraum der Niederschrift und den Umfang des Textes begrenzen und sich dann über weite Strecken auf die Bilder der eigenen Erinnerung verlassen?

Auf letztere Weise kommt man zügig voran. Kurzweilig und anekdotenreich arbeitet man sich durch sein Leben und kommt nach 250 oder 300 Seiten auch zum Schlusspunkt. Ich habe einige solcher Biographien gelesen. Natürlich habe ich mir häufig – zum Beispiel bei der Autobiographie Dorothee Sölles und beim verkürzten Schluss der Autobiographie Peter Härtlings - gesagt: Besser als nichts! Doch es bleibt der fatale Eindruck: Sie hätten weit mehr zu berichten gehabt, und das Buch ist zu Ende, bevor die Hauptsachen in der gebührenden Ausführlichkeit erzählt wurden. Meines Erachtens ist die Gefahr der Unzulänglichkeit bei Autobiographien größer als die allzu große Breite, zumal man durch ein detailliertes Inhaltsverzeichnis es dem Leser ermöglichen kann, die ihn besonders interessierenden Passagen auszuwählen.

2. Briefe an die Teilnehmer/innen der Schreibwerkstatt

In Verbindung mit meinem traditionellen Weihnachts- und Neujahrsbrief, in dem ich auch die Schreibwoche in Dorstadt angesprochen hatte, sandte ich an die Teilnehmerinnen und an Paul Schuster folgende Briefe, denen ich mein Tagebuch der Schreibwoche beilegte.

An die Teilnehmerinnen
der Schreibwoche in Dorstadt

16.12.2003

Liebe Barbara [Beyler],

⁴ Manchmal wird die edierte Quelle, z.B. ein Tagebuch, aussagekräftiger sein als die überblickende, zusammenfassende Nacherzählung und Kommentierung.

als ich den traditionellen Weihnachts- und Neujahrsbrief an meine Freunde und Verwandten vorbereitete, habe ich immer wieder an unsere Schreibwoche in Dorstadt gedacht. Sie wird in dem beige-fügten Rundbrief auch erwähnt. Ich hatte während der Schreibwoche mein Tagebuch fortgeführt und in dieses meine Übungstexte und die ersten Passagen des Streckentextes eingefügt. Dieses Tagebuch ist kein Versuch, die Eindrücke einer solchen Schreibwoche nach außen zu vermitteln. Ich habe mir keine Mühe gegeben, die Beiträge anderer zu schildern. Es ist ein egozentrischer Bericht. Vielleicht willst Du dennoch in diese Aufzeichnungen blicken. Ein wenig spiegeln sie wahrscheinlich auch Deine Erfahrungen – zumindest im Blick auf den Verlauf der Woche und die Anlage der Übungen. Ich fand es aufregend, in einer Gruppe das literarische Schreiben zu üben. Ich wurde von den Aufgaben immer wieder überrascht. Es ist mir schwer gefallen, à tempo zu formulieren. Über die Zeit der Mittagsruhe habe ich meine Übungstexte meist nachgebessert. Es ging mir gegen den Strich, die eilig hingeworfenen Texte stehen zu lassen, so unzulänglich wie sie waren. Was Du also jetzt im Tagebuch findest, unterscheidet sich von dem, was ich ad hoc in der Runde vorgelesen habe, nicht unerheblich. Doch ich finde es richtig, dass wir schnell schreiben mussten. So lassen sich Schreibhemmungen überwinden und Skrupel überspielen.

Ich denke, dass ich in Dorstadt ein neues Verhältnis zum Schreiben von Texten gewonnen habe. Ich fühlte mich danach freier. Ich traute mir mehr. Ich hatte ja mein Leben lang viel geschrieben und wirklich viel, sehr viel veröffentlicht. Für den Schriftleiter der Zeitschrift „Gewaltfreie Aktion. Vierteljahreshefte für Frieden und Gerechtigkeit“ war dies mehr oder weniger zwangsläufig. Doch bei diesen Zeitschriftenartikeln handelte sich um keine literarischen Texte, allenfalls um Essays. In der Regel waren es Darstellungen von Konflikten oder es waren programmatische Texte. Reisetagebücher waren dann schon etwas Extravagantes. Auch in Dorstadt bin ich bei meinem Streckentext immer wieder in den Politologenton verfallen. Das war bei der zu behandelnden Materie gar zu nahe liegend. Wahrscheinlich wäre es um der Übung willen besser gewesen, wenn ich ein Thema, das mit meinem Fach gar nichts zu tun hat, gewählt hätte. Ich hätte von einer Wanderung oder vom Angeln oder Pilzesammeln oder von der Tanzstundenzeit erzählen können. Doch ich hatte ja die Absicht, mich an das Schreiben der Autobiographie eines Pazifisten heranzutasten. Jedenfalls war es für mich sehr wichtig, dass die von Paul Schuster vorgeschlagenen Übungen einen rein literarischen Charakter hatten und ich unversehens Neuland betreten musste.

Sehr schön war, dass ich von den erfahrenen Teilnehmerinnen vieler Schreibwochen so herzlich aufgenommen wurde. Ich spürte rasch, dass meine Sorge, ich könnte als pensionierter Hochschullehrer in eine Außenseiterrolle geraten, ganz unbegründet war.

Ich würde gerne beziehungsweise lesen, ob Du in der Zwischenzeit an Deinem Streckentext weiter arbeiten konntest und ob der eine oder andere Abschnitt bereits eine gültige Form angenommen hat. Ich hätte diesem Brief gerne meinen Streckentext „Im Friedenscamp. Mutlangen 1.-3. September 1983. Ein rekonstruiertes Tagebuch“ beige-fügt. Ich habe in einer Klausur in Bad Windsheim daran weiter gearbeitet, aber die erste Fassung, die ich dann einigen Beteiligten zur Korrektur schicken möchte, ist doch noch nicht fertig geworden. Ich nehme an, dass es Mitte oder Ende Januar so weit sein wird. So lange wollte ich aber nicht warten, sondern mich bereits über die Weihnachtsfeiertage bei Dir melden. Da hast Du wahrscheinlich auch eher die Muße, mal einen Brief samt Anlagen zu lesen als in Zeiten drängender beruflicher oder häuslicher Arbeit. Ich würde mich also sehr freuen, wenn Du mir gelegentlich ein paar Zeilen schreiben oder einen Text senden könntest.

Herzliche Grüße
Theodor

Herrn
Paul Schuster
Fregestr. 76
12159 Berlin

16.12.2003

Lieber Paul,

als Leiter der Dorstädter Schreibwoche sollst Du selbstverständlich auch mein Kurs-Tagebuch erhalten. Ich habe damit nichts vor. Es soll nur der internen Kommunikation dienen. Ich schicke es Dir, weil ich von meinen eigenen Seminaren weiß, dass man sich als deren Leiter immer wieder mal fragt: Wie kommt das, was du anbietest, bei den Teilnehmern an? Man hat als Hochschullehrer allerdings weniger Resonanz als der Leiter einer Schreibwoche. Anders war es nur bei meinen Trainingskursen in gewaltfreier Konfliktaustragung. In diesen wurden keine Referate gehalten. Vielmehr sollten die Teilnehmer von Woche zu Woche die Übungen, aus denen das Training bestand, so anschaulich beschreiben, dass auswärtige Leser sie nachahmen konnten und aufgrund der subjektiven Einschätzung der Übungen sich auch ein Bild davon machen konnten, wie sie wirken. Diese Werkstattbücher zirkulierten von Woche zu Woche seminarintern und wurden in der Regel mit einem Tagebuch der einschlägigen Erlebnisse zwischen den Seminartreffen (z.B. Aggressionen zwischen Autofahrern oder Pöbeleien gegen Ausländer in der U-Bahn) verbunden. Ähnlich wie Du habe ich auch alle Übungen mitgemacht und sogar wie die Studenten ein Werkstattbuch mit Tagebuchcharakter geführt.⁵

Wie ich den Teilnehmerinnen – und damit auch Ingrid – geschrieben habe, meine ich aus Deinem Kurs einiges mitgenommen zu haben und ich würde gerne mal wieder an einem solchen Kurs teilnehmen und Ruth dazu mitbringen. Sie hätte mittlerweile auch eine gutes Thema für einen Streckentext: Ihre Zeit im Internat der Frauenfachschule von Neuendettelsau. Sie hat kürzlich die ausführlichen Briefe, die sie fast wöchentlich an ihre Eltern nach Bad Windsheim geschickt hat, bei ihrer Mutter gefunden. Es wird bald in Neuendettelsau ein Klassentreffen geben. Da fände ein Rückblick auf die Jahre im von Diakonissen geleiteten Internat gewiss aufmerksame Zuhörerinnen. Es gab in den 50er Jahren strenge Regeln, die in den 60er und 70er Jahren – eine Fernwirkung der Studentenproteste - geändert wurden. Es gab keine Schikanen, es mussten nur ein paar alte Zöpfe abgeschnitten werden. Bei Ruth überwiegen die anerkennenden, dankbaren Erinnerungen. Als ich einige dieser alten Briefe las, ist mir klar geworden, warum Ruth so anschaulich erzählen kann. Sie hat vom 17. Lebensjahr an lange Briefe geschrieben. Die Nürnberger Schreibgruppe Mimikry hat kürzlich in ihrem Sammelband „Seltsame Begegnungen“ einen Beitrag von ihr veröffentlicht. Ich war an diesem nur am Rande als Lektor und ein wenig als Ghostwriter beteiligt, weil ich bei der Begegnung mit den Kuhschützern von Bombay nicht dabei war, sondern mich im Hotel von den Strapazen eines langen Marsches durch die Straßen der Stadt erholte. Ich lege Dir eine Kopie bei. Es fällt mir immer noch schwer, Ruth davon zu überzeugen, dass sie eigentlich recht gut schreiben kann. Das war für mich ohnehin die große Überraschung: Die Frauen, die zu Deiner Schreibwoche nach Dorstadt gekommen sind, können wirklich gut schreiben. Die meisten Streckentexte verdienen es, zu Ende geschrieben und vorgelesen zu werden. (Ob dann etwas auch noch veröffentlicht wird, hängt bekanntlich nicht allein von der Qualität, sondern vor allem von der Situation auf dem Buchmarkt ab.)

⁵ Th. Ebert: *Ziviler Friedensdienst – Alternative zum Militär. Grundausbildung im gewaltfreien Handeln*, Münster: Agenda Verlag, 1997

Ein Umstand bedrückt mich im Rückblick auf Dorstadt. Unser beider Verhältnis war nicht spannungsfrei – trotz wechselseitiger Wertschätzung. Ich weiß nicht genau, woran es gelegen hat. Von Berufs wegen neige ich selbst zu autoritärem Verhalten und Ruth rügt dies gelegentlich. Andererseits reagiere ich allergisch, wenn ich auf ein Verhalten treffe, das ich als autoritär empfinde. Wenn ich meine, dass ich mit Gründen eine andere Auffassung vertreten kann als die Autorität, meine ich den Mund aufmachen zu müssen. Ich bin in den Gremien, in denen ich mitgearbeitet habe, immer wieder auf Menschen getroffen, die älter waren und mehr Erfahrung hatten als ich und denen ich dann doch gelegentlich widersprochen habe. Ich denke hier vor allem an meinen Freund Oberkirchenrat Dr. Heinz Kloppenburg, der 1969 als Vorsitzender des Versöhnungsbundes und Schriftleiter der Zeitschrift „Junge Kirche“ mich bei der Gründung der Zeitschrift „Gewaltfreie Aktion“ unterstützt hat und an dessen 100. Geburtstag wir uns kürzlich erinnert haben, und ich denke an gelegentliche Zusammenstöße mit Bischöfen und anderen großen Tieren in der EKD-Synode und der Berliner Kirchenleitung. Da knirscht es dann gewaltig, aber wenn alle ihrem Unmut Luft gemacht haben, geht es auch wieder weiter, denn man weiß um das Verbindende. Wenn ich mal widerspreche, bedeutet dies nicht, dass ich die Qualitäten des Kritisierten nicht zu schätzen wüsste oder nachträglich einen Fehler nicht bedauern könnte.

Also in diesem Sinne nichts für ungut! Ich wünsche Dir – vor dem nächsten, hoffentlich nicht dem letzten Kurs zu Beginn des neuen Jahres - schöne Weihnachtstage und gutes Gelingen bei Deinem eigenen Streckentext.

Herzliche Grüße
Dein Theodor

3. Antwortschreiben

Paul Schuster, Fregestrasse 76, 12159 Berlin, Tel/Fax: 030 / 852 78 92
e-mail: ipschuster@freenet.de

Herrn
Theodor Ebert
Im Dohl 1
14089 Berlin-Kladow

Berlin, 26. Dezember 2003

Lieber Theo,

ich bin von Deiner wuchtigen Briefsendung sehr beeindruckt und ebenso verzweifelt und ratlos, weil ich nicht weiß, woher ich die Zeit nehmen soll, Dir gebührend darauf zu antworten, ja, in absehbarer Zeit schaffe ich es nicht einmal, alles zu lesen.

Morgen geht es wieder für eine Woche nach Dorstadt. Und am 20. Januar zu einem Schreibwochenende nach Rankwil in Österreich. Außerdem bin ich heillos zugeschüttet von unerledigter Arbeit. Zu Deinem besseren Verständnis lies bitte die Rückseite.

Aber zu einer Begegnung von Angesicht zu Angesicht in Berlin hätte ich wann immer Zeit. Würde mich freuen.

Wünsche Dir und Deinen Angehörigen alles, was Ihr selber Euch wünscht, Gruß auch von Ingrid,

herzlich Paul

Zur Bilanz der hinter mir liegenden 74, gültig auch für die mir noch verbleibenden Jahre (?), Monate, Stunden:

Weihnachtspost? Privat- persönliche Briefe an die mehr als 80 Frauen und Männer, die ich allein im vorigen Jahr besucht oder die mich besucht haben, von denen ich Post bekommen und mit denen ich telefoniert habe: Briefe von der Ausführlichkeit, die meinen Gedanken an all diese Menschen entsprechen? - Unmöglich. Und um wieviel mehr, wenn ich an alle noch Lebenden, die mir aus früheren Jahren in heller Erinnerung geblieben sind. 13 Jahre als Redakteur und Lektor in Bukarest, Begegnungen mit guten und schwachen Autoren; dann, seit 1972, die Teilnehmerinnen und Teilnehmer an meinen Schreib Werkstätten: am Berlin-Kolleg, einer Schule des 2. Bildungswegs, in Berliner Gefängnissen, an Volkshochschulen, in Wolfenbüttel und in Luxemburg, in meinem privaten Club - da komme ich schon auf etliche Tausend. Junge und Alte, Spinner und Realisten, Gehemmte und Eitle, Hauptschulabgänger und Akademiker, Arme und Betuchte. Die unterschiedlichsten Typen und Temperamente! Was dennoch alle oder doch beinahe alle verbindet, die Talentierten wie die Untalentierten: ein Mangelgefühl, eine Unzufriedenheit, eine Neugier, die Sehnsucht nach etwas Neuem - sie sind nicht steckengeblieben im Alltagstrott, gehören nicht zu den Selbstzufriedenen, den Besserwissern, von denen Goethe sagt:

Wer fertig ist, dem ist nicht recht zu machen,
Ein Werdender wird immer dankbar sein.

Sie leben mit mir und mit ihnen lebt Deutschland in mir, ein wunderbares Land! Was ich bin, hier und jetzt, wo ich dies schreibe, verdanke ich zu sehr wesentlichem Teil ihnen. Ein schönes Grundgefühl: Die Dankbarkeit allen gegenüber, denen ich heute schreibe.

Tagebuch, 20. November 2003, nach einem
Vormittag, an dem ich wieder einmal mit
Kindern von 8 und 10 Jahren in Ingrids
Schule geschrieben habe.

(...) erstaunlich, wie viele sich mir eingepägt haben, Stimmen, Gesichter, witzige Sätze, vor allem der Spaß und Eifer. Fühle mich wieder einmal ein bisschen wie der liebe Gott. Zwar: "Allwissend bin ich nicht, / doch viel ist mir bewusst" sagt schon Mephistopheles. Was ich alles von diesen vielen, vielen Menschen weiß, und nicht nur, was ich in Gesprächen unter vier Augen von ihnen selber erfahren habe (Beichtväter, Analytiker könnten mich beneiden), sondern auch mein Röntgenblick; aber niemals ein Urteil. Richtet nicht, auf dass ihr nicht gerichtet werdet! Das steht schon im Neuen Testament.

25.12.2003

A propos Gottähnlichkeit: Heute ausnahmsweise keine Patience zum Frühstück gelegt wie sonst fast täglich; allein seit ich in Berlin lebe, wenigstens 20.000 Stunden. Zeitvergeudung? Nein! Es sieht nur so aus - in Wirklichkeit bin ich da immer im Gespräch, im Austausch, in der Erinnerungspartnerschaft mit den unzähligen Menschen, denen ich Dank schulde (selbst einigen wenigen Schurken und Lumpen). Auch Gott hätte keine Zeit, lange Briefe zu schreiben, Milliarden Briefe, er könnte stattdessen getrost Patiences legen; bei IHM wäre es niemals Zeitvergeudung, denn Gott hat weder keine Zeit, noch viel Zeit, denn für IHN gibt es ja die Zeit gar nicht -sine ungeheuerliche Vorstellung! Und wenn ER mal etwas Mitteilungswürdiges zu offenbaren wünscht, beauftragt ER einfach einen seiner vielen Engel, mit einem Spruchband zur Erde hinunterzufliegen und dem auserwählten Adressaten orale Einnahme zu befehlen, wie seinerzeit Johannes, dem Verfasser der Offenbarung (es gibt bildliche Darstellungen, wie er GOTTES Spruchbänder verschluckt).

Also, liebe Freundinnen und Freunde aus all meinen verflossenen und kommenden Jahren: verspeist bitte diesen Brief! So bekommt ihr alles mit, was ich euch nur zudenken, leider nicht schreiben kann - inklusive meine Glückwünsche as usual; die verspeist ihr mit.

[Eine Originalkopie des folgenden Artikels in der Süddeutschen Zeitung wurde mir zusammen mit der Informationsschrift „Schreibwochen auf dem Lande. Dorstadt bei Wolfenbüttel, Sommer 2003“ bei der Anmeldung zu der Schreibwoche von Paul Schuster zugesandt. Ich habe die verkleinerte Kopie des ganzseitigen Artikels mit dem Scanner eingelesen, den Text an die neue Rechtschreibung angepasst und eine Übersetzung des alemannischen Zitats angefügt.]

Axel Hacke

Warten auf den Blitz Über das Abenteuer, anderen das Schreiben beizubringen

In: Süddeutsche Zeitung, 5./6. September 1987

Das kleine Zimmer mit den vielen Geschichten ist höchstens fünf Meter lang und drei Meter breit. Steile Bücherregale mauern einen Kachelofen ein. Das Fenster ist halb geöffnet, eine Plastiktüte mit der Aufschrift Handelsblatt baumelt leer im Wind. Was wohl hinter der weißen Flügeltür ist, von der Lack in breiten Stücken blättert und eine Schicht älteren Lackes entblößt? Was bedeutet es, dass auf Kartons oben im Regal „Mittlere Zeitkapsel“ steht, „Banalium“ oder auch „Excercaro“? Warum ist die rechte Augenbraue des Mannes, der hier wohnt, steil nach oben gerichtet, dem Blick Strenge verleihend, während das linke Auge milde unter einer normal gebogenen Braue hervorschaut?

Keine Zeit, keine Zeit Der Mann in dem kleinen Zimmer mit den vielen Geschichten erzählt und erzählt und erzählt. Der Mann, der ein rotschwarz-kariertes Wollhemd trägt und blaue Hosenträger, pflegt Besucher in einem alten Riesensessel zu versenken. Er selbst ist ruhelos unterwegs, zieht Papierbögen hervor, auf denen Geschichten stehen, lässt auf dem Bildschirm seines Computers Texte erscheinen, die der Drucker daneben tackernd zu Papier bringt, drückt auf den Knopf eines Kassettenrekorders, damit eine Stimme zu hören ist, die eine Geschichte vorliest, während er selbst eine hölzerne Leiter besteigt, um in den Akten des obersten Regales nach neuen Papieren mit weiteren Geschichten zu fahnden. Er liest sie vor, mit geübter Stimme, hartem Akzent, eindringlich.

Sind es tausend, zweitausend oder noch mehr Leute, die Paul Schuster seit 1972 in seinen Schreibkursen unterrichtet hat, zurzeit dreimal jede Woche? Mehrere tausend Texte sind jedenfalls dabei entstanden, und einen nicht geringen Teil bewahrt Schuster in diesem Zimmer in Berlin auf. Taxifahrer, Krankenschwestern, Millionärinnen, gerade entlassene Strafgefangene, Staatsanwälte, noch inhaftierte Strafgefangene, Hausfrauen haben versucht, bei Schuster „Schreiben“ zu lernen; im Berlin-Kolleg, einer Schule des Zweiten Bildungsweges, in den Volkshochschulen Charlottenburg und Schöneberg, in den „Schreibwochen auf dem Land“ im nieder-sächsischen Dörfchen Dorstadt und abends bei ihm zu Hause.

Es sind Texte entstanden wie dieser, unfertig, in einer halben Stunde verfasst „Rinderbratenduft - Sonntag - Treppenhaus - weiße Schürze - dunkles Wohnzimmer - draußen scheint die Sonne - pünktlich um eins wird gegessen, Uralt-Lavendel - meine Großmutter - als sie alt war, hatte sie wahnsinnige Angst, mit ihrem Geruch (den aber keiner wahrgenommen hat), ihre Umwelt zu belästigen. Sie kaufte jeden Monat drei große Flaschen Uralt-Lavendel. Sie putzte sich damit die Zähne, spülte den

Mund, überschüttete sich, ihre Kleider und ihre Besucher damit Besuchte man sie in dem kleinen Gasthof, wo sie die beiden letzten Jahre lebte, so brauchte man schon in der - Gaststube nur dem Geruch nachzugehen - vorbei an der Theke, an den Toiletten, durch einen dunklen, schmalen Korridor, eine enge, steile Holzterappe (Lavendelterappe) hinauf. Inzwischen war der Duft schon ganz rein und nicht mehr mit Bier-, Rauch- oder Klogerüchen vermischt Dann den kleinen Flur nach rechts auf das helle Fenster zu, und wenn man dann die rechte Tür öffnete, erreichte man die Großmutter in ihrer Lavendelwolke. Dort gab es dann Malzbier, Gummibärchen, ältliche Kekse - alles schmeckte nach Uralt-Lavendel. Neben dem Bett stand, wie in all ihren Bleiben, der große Überseekoffer, in den sie innerhalb kürzester Zeit ihren ganzen Besitz einpacken konnte, um sich in einem anderen Ort und einem anderen Gasthaus oder zur Abwechslung mal in einem Krankenhaus auf unbestimmte Zeit niederzulassen. Zwei Tage vor ihrem Tod zog sie in eine neue Herberge um - diesmal aber nicht in der gewohnten Ordnung, sondern eher fluchtartig - mit herunterhängenden Strümpfen, ohne Hut und Schleier, Mantel nur übergeworfen und Koffer in heilloser Unordnung, wie uns erzählt wurde. Wir erfuhren von der Aktion erst nach dem Auszug. In dem neuen Gasthof gab es keinen Lavendelduft mehr. Nur einmal besuchte ich sie dort noch - sie stand schon nicht mehr auf und wirkte sehr müde."

Das stammt von einer Kursteilnehmerin namens Annette; Paul Schuster hatte die Aufgabe gestellt, über die eigene Nase zu schreiben. Er nennt diese Art Text „Topflappen“. Niemand beginnt einen Strickkurs mit einem kompliziert gemusterten Pullover, sondern mit Topflappen. Dies ist ein besonders hübscher, aber „Topflappen stricken“, behauptet Schuster, „lernen die Leute schnell, wunderschöne Topflappen“.

„Wie das geht? Das ist eine lange Geschichte, ohne die es die vielen kurzen Geschichten in diesem kleinen Zimmer nicht gäbe. Sie beginnt in Rumänien. Schuster stammt aus Siebenbürgen, aus Hermannstadt, arbeitete von 1959 bis 1972 als Redakteur in Bukarest bei der Zeitschrift Neue Literatur. Damals erschien in der Neuen Banater Zeitung, „bestimmt die schlechteste deutschsprachige Zeitung der Welt, vorne Ceausescu, hinten Kreuzworträtsel“ (Schuster), regelmäßig die Beilage „Wir über uns“, gestaltet von Schülern der örtlichen deutschsprachigen Oberschulen. Sie war vollgestopft mit Textchen von Musterschülern, „neunzig Prozent Optimismus und die eklige Schreibe, der gekonnte Aufsatz“, so Schuster, aber „in dem faden Brei steckten immer die schönsten Rosinen“. Die Redaktion des Literaturblattes beschloss daher, auch einmal eine Ausgabe nur von Schülern machen zu lassen, und wer heute das graue, vergilbte, zerlesene Heft von 1971 in die Hand nimmt, sieht, dass es voller Rosinen ist. Herta Mutier hieß zum Beispiel eine Autorin, Temesvar, Lyzeum Nr. 10, 9. Klasse. Sie ist, Emigrantin wie Schuster, nach der Verleihung mehrerer Literaturpreise nun auch im Westen bekannt. So hat Schuster seine ersten Erfahrungen mit Texten von Laien gemacht. Wenig später verließ er Rumänien, landete in Berlin und dort in einem Kreis von Kollegen, die der Frage nachgingen, was Schriftsteller neben dem Schreiben noch gesellschaftlich Wichtiges leisten könnten. Das führte zum erwähnten Berlin-Kolleg, wo das Projekt „Selber schreiben“ begann, organisiert von Schuster sowie Yaak Karsunke und Alfred Behrens.

Die drei, erinnert sich Schuster, begannen den Kurs mit dem Hinweis „auf die einfache Tatsache, dass nicht nur jeder schreiben kann - sondern dass jeder auch tatsächlich schreibt: Briefe, Beschwerden, Eingaben, Lebensläufe bei Bewerbungen, Inserate, Heiratsanzeigen. Essentiell gemeinsam mit der sogenannten Literatur ist all diesem Selbstgeschriebenen ein bestimmter Zweck: Man will etwas anbieten oder verhindern, mitteilen oder in Frage stellen, bewältigen oder in Gang setzen. Erläuterungen zu einer Steuererklärung stehen in einem viel engeren Verwandtschaftsverhältnis zur Literatur als ein mit I benoteter Schulaufsatz.“

Schulaufsatz, Deutschunterricht: Darauf hat Paul Schuster eine Wut. Er hat am Anfang selbst den Fehler gemacht, Abhandlungen schreiben zu lassen über „Unrecht“ oder „Freiheit“. Aber wie soll jemand dabei zu einem eigenen Stil finden? Wie zu einer eigenen Sprache gelangen? „Es gibt“, sagt Schuster, „zu diesen Themen nichts Neues, nicht einen Satz. Man ödet sich an, man gibt nur Sachen von sich, die jeder schon gehört hat“ Und dann: Wer seine Kurse besucht, soll lernen, zu kritisieren

und kritisiert zu werden. Von allen Zielen ist dies am schwersten zu erreichen, weil die Schule Kritik immer nur als Einschüchterung betrieben hat.

Also sollen die Schreibseminare „Training im Verlernen“ sein, Verlernen von Moden, Geschraubtheiten, Fertigteilen, Anpassungssprache. Einmal sind sie so im Kurs auf das Thema „Reparatur“ gekommen, und jemand hat geschrieben: „... mid minäri schbroch isch des so a sach. wo i nuch äwäng glai war hämr uff am land gwond un alii han dialägd gschwäzd, schbädr bin i dann ind schdad un da häd mi zmolz kai mansch me fuschdandä. jessis god han i dangd wann mr des bloß nuch ämol reparirä kan. i muäs jo ä ganz grusigi schbroch ha suschd dääd dlid mi doch fuschdu. also han i agfange mi möglichschd gschwollä uszudrugä. des han i dann so lang brobierd bis mi dlid fuschdandä han ... wo i dann sledschd johr bi da baublazbsetzung in wyhJ midgmachd han isch mir zmolz widr glar worä wiä guäd un wichdig des isch wenn i mini schbroch schwäz. diä burä am kaisrschduäl han däbi so guädi sachä rusbrochd dass i argi luschd griegd han mit dänä dialägd dschwäze. swar a saumäßigi arbäd bis i da ganzi fubuz rabgrazd kha hau abr d kaisrschdiäler burä bämr däbi gholf ä un jäzd godz au widr ganz guäd.“⁶

Da fubuz rabgrazä - das gehe, sagt Schuster, nur, wenn man über Dinge schreibe, „die einen wirklich beschäftigen. Die Sache muss mir wehtun, es muss Wut, Mangel, Besessenheit dabei sein.“ Deshalb steht am Anfang aller Kurse - anonym - „das große Wahrheitsspiel“. Jeder schreibt auf, was ihn seit langem im Innersten bewegt, und das so Gesammelte legt Schuster auf den Tisch, vom Knatsch mit Gabi bis zur „Wahnsinnsangst, dass H. zu fixen beginnt“, als Beweis dafür, dass es die Frage, worüber man schreiben soll, nicht mehr geben kann - hier sei „ein Gebirge von Stoff“.

Dann kommt die Furcht, banal zu sein, die Furcht, sich bloßzustellen, die Furcht, auf Gleichgültigkeit oder Unverständnis zu stoßen. Aber das soll das Wahrheitsspiel ja auch zeigen, sagt Paul Schuster, dass in der Regel ganz ähnliche Dinge die Schreibwilligen bedrücken, „dass man im Grunde genommen nur ausspricht, was alle Zuhörer so oder ähnlich mit sich herumtragen, also zur Entdeckung eines der Grundgeheimnisse der Literatur kommen: dass das Intimste das Allgemeinste ist“.

So ist in einem Schreibseminar auch das Thema „Mein Körper“ drangekommen, und einer hat den seinen so beschrieben: „Strümpfe, die 3. Turnhose Nr. 4, Unterhemd Größe 5. Jeansformat L 32 W 30. Hemdkragen 39 cm. Schuhe 41. Konfektionsgröße für Anzüge unbekannt (Nichtträger). Sämtliche Arme, Hände und Zehen vorhanden, Gebiss unvollständig. Links unten Brücke. Kostenbeteiligung der Krankenkasse 5/6. Bauchnabel gut verwachsen. Mäßig behaarte Arme. Brust, Beine, von Ausnahmen abgesehen, unbehaart. Leichter Spreizfuß. Keine Schweißfüße, Schweißabsonderung gering. Haarfarbe Dunkel-Blond. Augen graublaugrün. Ovale Gesichtsform. Mittelgroß. Kein Brillenträger. Hohlkreuz. Lag an der Ernährung oder an meiner Mutter. Leicht abstehende Ohren. Nasenspitze abgerundet. Fingernagelwuchs ausgezeichnet. Nervensystem noch intakt. Nun soll noch jemand sagen, ich sei gewöhnlich.“

Schusters Schreibbrunden sind Arbeitstreffen. Es wird immer nur hier geschrieben, nie zu Hause. Es wird nie über Inhalte gesprochen, nur über Form. Erst kürzlich hat er über diesen Punkt heftig mit anderen gestritten. Das war in Tutzing, in der Evangelischen Akademie, wo sich die trafen, die in der Bundesrepublik solche Schreibkurse veranstalten. Das sind mittlerweile eine ganze Menge, denn fast unbemerkt von einer breiten Öffentlichkeit hat sich im Lande so etwas wie eine „Schreibbewegung“ gebildet. Überall wird geschrieben: In psychiatrischen Anstalten und in Gefängnissen

⁶ Versuch einer Übersetzung des Alemannischen durch Theodor Ebert, der kein Alemanne, sondern Schwabe ist, sich aber bei der Bauplatzbesetzung in Wyhl mit den Kaiserstühlern auf Schwäbisch verständigen konnte: „Mit meiner Sprache ist das so eine Sache. Als ich noch klein war, haben wir auf dem Land gewohnt und alle haben Dialekt gesprochen. Später bin ich in die Stadt und da hat mich auf einmal kein Mensch mehr verstanden. Jesus Gott, habe ich gedacht, ob man das wohl noch einmal reparieren kann?! Ich muss ja eine ganz grausige Sprache haben, sonst würden die Menschen mich ja verstehen. Also habe ich angefangen, mich möglichst geschwollen auszudrücken. Das habe ich dann so lange probiert, bis mich die Leute verstanden haben. Wie ich dann das letzte Jahr bei der Bauplatzbesetzung in Wyhl mitgemacht habe, ist mir auf einmal wieder klar geworden, wie gut und wichtig es ist, wenn ich meine Sprache spreche. Die Bauern im Kaiserstuhl haben dabei so gute Sachen herausgebracht, dass ich arge Lust bekommen habe, mit ihnen Dialekt zu sprechen. Es war eine saumäßige Arbeit, bis ich den ganzen Putz heruntergekratzt hatte, aber die Kaiserstühler Bauern haben mir dabei geholfen und jetzt geht es wieder ganz gut.“

protokollieren Insassen ihre Erfahrungen; in Universitäten mühen sich Professoren, ihren Studenten ein akzeptables Deutsch beizubringen; immer mehr Volkshochschulen bieten Schreibkurse an; in Berlin gibt es sogar schon ein Poesietherapeutisches Institut, und man ist nach Kräften dabei, eine neue kleine Wissenschaft zu etablieren.

Aber es geht ein Riss durch die Bewegung. In Tutzing berichtete der Oldenburger Germanist Joachim Dyck, er habe in seinem Schreibseminar die Aufgabe gestellt, den Raum zu beschreiben, in dem man sich befinde. Ein Student entledigte sich des Auftrags, indem er schrieb, er wisse „nichts über diesen quadratischen Zwinger zu berichten“, dieser wirke „trostlos und unergiebig“, das „jämmerliche Gefängnis“ sei ohnehin „einer Beschreibung unwürdig“, erst der Blick aus dem Fenster „erzeugt Behagen“. Dyck schleuderte Kopien des Textes ins Auditorium, um zu dokumentieren, wie unfähig Studenten heute seien, eine simple handwerkliche Aufgabe schriftlich zu erledigen, ohne sogleich in unpräzise Gefühllichkeit abzuschweifen. Es dauerte einige Minuten, bis ein Psychologe und Schreibtherapeut aus München in einen Aufschrei ausbrach. Für ihn, rief er, sei „Kafka ein ganz Großer, solche Texte hat Kafka geschrieben. Unter solchen Situationen hab' ich als Student gelitten. Hier finde ich mich zum ersten Mal wieder. Das ist für mich große Literatur.“

In diesem Moment hat sich Paul Schuster, der wohl so lange wie niemand sonst Schreibkurse macht, ein bisschen als Außenseiter gefühlt. „Ein Anfänger-Topflappen mit zwei, drei akzeptablen Formulierungen“ schien ihm der vorgelegte Text zu sein, den Streit nicht wert. Auch zu ihm kommen viele, die auf die Frage, worüber sie schreiben möchten, sagen: „Über meine Gefühle.“ Schuster sagt dann: „Über Gefühle kann man nicht schreiben, man kann sie nur vermitteln. Ich habe meine Mutter schon immer gehasst' - das reißt keinen vom Hocker. Aber die Stunde vor der eigenen Abreise zu beschreiben, in der Küche die Ratschläge, mach dies, mach jenes, dann wird auch der Leser genervt, das überträgt sich. Diese Übertragung setzt Arbeit voraus.“

„Erregt, betroffen, verdrossen“ ist er, nun ganz auf Dycks Seite, in Tutzing gewesen, weil er durchaus der Ansicht ist, man müsse Gefühle auch mal verbieten, um zu lernen, sie auszudrücken, und weil er es als Betrug empfindet, wie sich nun die Psycho-Szene des Schreibens bemächtigt. Man tue so, als ob Schreiben kein Handwerk sei, als ob jeder Text gleich gut sei, wenn er nur irgendwo an der Seele herumschürfe, als ob irgendeine diffuse „Kreativität“ die eigene Mühe ersetzen könne, als ob es mit Spontaneität schon getan sei. Das Schulterklopfen - „Lobste mich, lob ich dich“ - er hasst es. „Mein Herz schlägt auch auf der Seite der armen Schweine, der Sozialfälle. Aber ich bin gegen diesen Dilettantismus.“

Schuster predigt' „Das Talent sitzt nicht im Kopf, sondern im Arsch. Wenn du nicht sitzen kannst, kannst du auch nicht schreiben.“ Er sagt man müsse bereit sein, eine halbe Stunde an einem Satz zu knobeln, um ihn dann wegzuwerfen. Er lehrt die „Kunst des Rucksackpackens; Was brauchst du in einem Text und was nicht“. Er versucht eine Viertelstunde lang, jemandem zu erklären, dass die Wendung „Es fügte sich nahtlos ein“ in das „Wörterbuch für den Giftschränk“ gehöre.

Und manchmal, da passiert es: Das war dieser Tag, an dem sie wunderbare Topflappen über „Die Badewannen meines Lebens“ herstellten, da war diese Dame, die Abend für Abend im Opernkleid zum Kurs kam, entsetzliche Machwerke „nach dem Motto Pucki und Nesthäkchen“ zelebrierte, bis der Kurs geplatzt war und er mit ihr allein dasaß - aber plötzlich las sie einen Text über ihre verrückte Mutter, die gefesselt im Bett stand, eine Rede hielt und sich einbildete, sie sei Rosa Luxemburg. „Ein Blitz“, sagt der einzige verbliebene Zuhörer, für den sich alles gelohnt habe. Da war die witzige Runde, die beschloss, jeder habe jetzt die ganz große Schnulze aufs Papier zu werfen, beginnend mit dem Satz „Jakob wurde ermordet“. Und da war ein „ganz toller Abend, aufregend, schockierend und zugleich wahnsinnig wahr“. Man hatte über „Ungeziefer“ geschrieben.

Ach, das Schreiben müsse eine Art Hausmusik sein, denkt er gelegentlich: Man sitzt regelmäßig zusammen, verfasst ein bisschen Prosa oder kleine Gedichte, liest vor, kritisiert, verbessert. So etwas haben andere auch überlegt, der Tübinger Literaturkritiker und Professor Gert Ueding zum Beispiel, der in Tutzing die These vortrug, es könne sich doch eigentlich auf die kommerzielle Literaturproduktion und das ebenso beklagenswerte Niveau der öffentlichen Rede nur qualitätssteigernd auswir-

ken, wenn sich das Publikum selbst ständig am Schreiben versuche. Wer würde, so Ueding, „seinen Abgeordneten nicht mit Hohn und Spott überhäufen, wenn ihm plötzlich dessen routiniertes Stammeln zu Bewusstsein käme, und wer hätte wohl seinem Professor großen Respekt entgegengebracht, wäre ihm dessen hermetische Fachsprache als besondere Form der Redeunfähigkeit klar geworden?“ Auch Schuster freut sich, wenn einer am Ende des Seminars sagt, er werde vielleicht nicht schreiben, aber auf jeden Fall anders lesen. Nicht Eitelkeit bringt die Leute in die Kurse, kaum jemand kommt mit fertigen Texten, sucht endlich einen Verlag für seine Novellen. „Die Leute kommen, weil sie denken, sie haben etwas in sich, das nicht lebt. Es ist weniger das Bedürfnis nach Veröffentlichung als nach Festhalten“, sagt Schuster. „Ich will die Sprache der Leute zum Leben erwecken. Ich will, dass man mit aller Geduld herausfindet, was dieser Mensch ausdrücken will.“ So gesehen fühlt er sich als „Sozialarbeiter der Literatur“, und eine Hebamme sei er auch, eine ziemlich gute, in aller Bescheidenheit.

Ja, und ein Emigrant ist er. Ist er? War er? Manchmal wundere er sich, sagt der 57jährige, „dass es so eine Liebe zu Texten geben kann, dass es in einem Austausch von Texten so eine ganz besondere Sympathie geben kann“. Und spät am Abend fällt ihm ein, dass er Identität immer als Sehnsucht nach einer bestimmten Atmosphäre definiert habe, „in der du dich zu Hause fühlst,“ und dass er genau dies hier in Berlin in seinen Schreibkursen gefunden habe und in dem kleinen Zimmer mit den vielen Geschichten.

2. Vom angeleiteten zum selbst organisierten Schreiben.

Tagebuch meiner zweiten Schreibzeit in Dorstadt 24. Juli bis 6. August 2004

Berlin - Dorstadt.

Samstag, 24. Juli 2004

In memoriam Paul Schuster

Als ich das Mutlanger Tagebuch „Im Friedenscamp“ – dies war mein „Streckentext“ in Paul Schusters Dorstädter Schreibwoche im Oktober vergangenen Jahres - an die damaligen Teilnehmerinnen sandte, hatte ich diesen auch die Termine der beiden nächsten Schreibwochen genannt. Paul hatte diese für Ende Juli, Anfang August geplant. Ich warb für diese Schreibwochen bei meinen neuen Bekannten in der Hoffnung, dass sich möglichst viele rasch melden würden. „The early bird catches the worm.“ Ich war von der Gruppe sehr angetan gewesen und wollte möglichst viele wieder sehen. Bei Sonja Stauffer stand als erster fest, dass sie eine Woche von Zürich nach Dorstadt kommen würde. Als dann Paul im Mai überraschend starb, fragte Sigi Stecher in Dorstadt an, ob wir die Termine in eigener Regie übernehmen könnten. Dies gelang und Sigi lud gezielt telefonisch ein. Ich hatte mich - im Einverständnis mit Sigi - lediglich bemüht, Georg Meusel, der mich auf Pauls Kurse aufmerksam gemacht hatte, für unseren, nun selbst organisierten und damit verbilligten Kurs zu gewinnen. Leider ohne Erfolg. Wie manche anderen hatte auch Georg die Sommerwochen bereits geplant. Ich würde also der einzige Mann unter lauter Autorinnen sein. Dies fand ich nicht weiter problematisch. Es sah jedenfalls ganz so aus, als ob wir eine passende - nicht zu große, nicht zu kleine - Schreibgruppe zusammenbekommen würden. Doch dann gab es plötzlich Ausfälle, weil liebe Verwandte gepflegt werden mussten. Und schließlich wurde auch Sonja noch krank. Doch sie versicherte mir noch gestern am Telefon, dass sie fahren würde, sobald sie die Sommergrippe los sei und dies sei hoffentlich bereits am Montag der Fall, dem zweiten Tag unserer ersten Schreibwoche. Sie könne allerdings nur eine Woche bleiben, weil sie am Wochenende bei einem Familienfest nicht fehlen dürfe.

Sigi wollte für den Auftakt am Sonntag gut vorsorgen. Weil dann in Wolfenbüttel - in dem winzigen Dorstadt gibt es keine Lebensmittelgeschäfte - nicht eingekauft werden konnte, wollte sie alles für die Selbstversorgung Erforderliche bereits am Samstag nach Dorstadt schaffen. Darum ist sie gestern nach Wolfenbüttel gefahren und hat im Hotel übernachtet. Ab heute steht uns das Tagungshaus zur Verfügung.

Ina Dentler, die zu Sigis Berliner Schreibgruppe gehört, und die ich dort am 8. Juli hatte vorlesen hören, war bereit, auch bereits am Samstag nach Dorstadt zu fahren und Sigi beim ersten Großeinkauf mit ihrem Auto zu helfen. Für mich hat diese Verabredung das Angenehme, dass ich – zu meiner Überraschung - bei Ina mitfahren kann.

Ruth bringt mich früh um 8 Uhr nach Steglitz in die Gritzener Straße. Ina fährt einen neuen Smart, einen dieser leicht einzuparkenden Zweisitzer, die nicht länger sind als ein dicker Mercedes breit. Sie hat vorgestern Sigis Gepäck abgeholt. Auch mein Rolli plus Rucksack findet noch gut Platz.

Die Autobahn ist nicht überfüllt. Wir fahren schön rechts und Ina kann mir unterwegs viel von ihren Berufs- und Schreiberfahrungen berichten. Sie hat eine soziale Einrichtung für behinderte Kinder mit 60 Sozialarbeiterinnen geleitet, bringt also ein gehöriges Maß an Lebenserfahrung mit und lebt nun im Ruhestand. Zum Schreiben scheinen sie aber weniger die Berufserfahrungen als der Rück-

blick auf die eigene Kindheit, der Tod ihrer magersüchtigen Schwester und die Erfahrungen mit zwei Adoptivtöchtern gebracht zu haben, die sie zusammen mit ihrer Freundin groß gezogen hat. Sie hatte dabei mit der aus Lateinamerika kommenden Tochter, die erst im Alter von 7 Jahren dieses Zuhause fand, viele Schwierigkeiten. Sie hat die Aufregungen und Sorgen in ihrem Roman über die ersten Berliner Jahre von Adriana nicht verschwiegen, aber diese doch so dargestellt, dass sie auf andere potentielle Adoptiveltern nicht abschreckend wirken. Die bekannten Schriftsteller Max von der Grün und Leonie Ossowski haben sie ermutigt, sich für ihre Romane um einen Verleger zu bemühen, leider bisher ohne Erfolg, auch wenn sie mehrfach dicht davor stand und letztlich nur die Verkaufsleiter ablehnten, weil der Absatz bei einer unbekanntem Autorin nicht gesichert schien. Davon kann ich im Blick auf mein Indienbuch auch ein Lied singen.

Unser kleines Auto scheint die Fahrer dicker BMWs zu provozieren, uns anzuhupen. An einer Braunschweiger Ausfahrt werden wir sogar rechts überholt. Wir hatten etwas gezögert, weil wir uns erst vergewissern mussten, dass wir dabei waren, die richtige Wahl zu treffen. Die Beschreibung der Anfahrt, die Sigi von Paul Schuster übernommen hat, ist, wenn man sich angesichts der Beschriftungen der Autobahnausfahrten schnell entscheiden muss, nicht eindeutig. Paul war Autor und nicht Autofahrer. Wir wählen dann tatsächlich auch zunächst die verkehrte Ausfahrt. Wir sind früh dran und so macht es gar nichts, dass wir eine halbe Stunde später als geplant in Dorstadt ankommen. Sigi empfängt uns freudig und quickmunter wie immer.

Sigi und Ina machen die Einkäufe im Supermarkt Wal Mart am Rande Wolfenbüttels. Ich nehme wieder dasselbe Zimmer wie im Herbst vergangenen Jahres. Es ist zwar das kleinste, aber es hat zwei Fenster und drei Steckdosen und man blickt vom ersten Stock auf die Kronen schwer tragender Apfel- und Zwetschgenbäume. Ich installiere meinen Laptop und mache einen ersten Rundgang durch den etwa 5000 qm großen Garten umsehen. Ich habe Hunger und schaue, ob sich etwas Essbares finden lässt. Die roten Johannisbeeren sind vertrocknet, doch große, schwarze Johannisbeeren und sehr reife Sauerkirschen gibt es noch in Hülle und Fülle. Sie bringen mich über meine erste Schreibrunde, bis der Smart mit den Lebensmitteln eintrifft und wir Tee und Kaffee kochen und uns Brötchen mit Wurst und Käse belegen können.

Ich habe mir für die Dorstädter Zeit zunächst ein bescheidenes Ziel gesetzt: Ich will das Tagebuch der Radtour an Werra und Weser schreiben und es um die Angela-Story samt Italienreise ergänzen. Und dann werde ich sehen, ob ich weitere Teile des Tagebuches von 1962 redigieren oder mir noch einmal "Indienreise" vornehmen werde.

Gestern Abend habe ich fünf Beiträge zum jüngsten Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb in Klagenfurt für alle Teilnehmer kopiert. Ich will mich zu einem Auszug aus dem Roman oder der Erzählung Juli Zehs äußern. Ich hatte ihr geschrieben, aber noch keine Antwort erhalten. Und zudem habe ich versprochen, unter Bezug auf Günter de Bruyn und wie immer auch auf Hermann Lenz etwas zum autobiographischen Schreiben zu sagen.

Ich beginne mit dem Redigieren des Radlertagebuchs. Da ich es in Dorstadt vorlesen werde, bedarf es eines Vorworts, das neben den Radlern auch die Teilnehmerinnen der Schreibgruppe anspricht.

Heute bleiben wir zu dritt. Morgen erwarten wir Rita Rosenhahn. Am Abend beginnt Sigi mit dem Vorlesen des ersten Kapitels aus dem Fischer-Taschenbuch von Maria Vargas Llosa: Romane schreiben. Es sind Briefe an einen, der Schriftsteller werden will. Auf Anhieb sagt mir Llosa bei weitem mehr zu als Rainer Maria Rilke mit seinen Briefen an einen jungen Dichter, an denen ich - zumindest auf die Dauer - offen gestanden nur die Angaben zum Ort und zum Wetter bemerkenswert fand. Doch Rilkes Titel traf ein Bedürfnis und ist wohl für die Auflage von einer halben Milli-

on Insektaschenbücher verantwortlich. Für Llosa ist der zum Schreiben Berufene ein Mensch, der sich gegen die Realität auflehnt und zum Schöpfer einer Welt des geschriebenen Wortes wird.

Dorstadt.

Sonntag, 25. Juli 2004

Schreiben als umgekehrter Striptease

Wir verzichten auf die von Paul Schuster überkommenen gemeinsamen Schreibübungen und machen uns sofort an das Ausarbeiten der eigenen Manuskripte. Diese nannte Paul „Streckentexte“. Gemeint waren diejenigen Passagen eines Romans oder einer Erzählung, die in Dorstadt geschrieben und sogleich vorgelesen wurden – am selben oder am folgenden Tage.

Sigi ordnet erst einmal das Material für ihren Roman „3 x 70 Jahre“. Dieser soll drei Lebensgeschichten aus ihrer Familie behandeln: die einer Großmutter, die eigene und die einer Urenkelin, die Mitte des 21. Jahrhunderts lebt. Es gilt Berge von Zeitungsausschnitten zu ordnen.

Am späten Nachmittag kommt Rita Rosenhahn aus Geiselwind (bei Würzburg) an. Sie wurde wie ich im Jahre 1937 geboren. Nach der Zeit der Evakuierung in Schlesien und der Flucht nach Bayern ist sie in Berlin-Lankwitz aufgewachsen und hat später als Schneiderin im Modehaus Horn am Kurfürstendamm gearbeitet. Jetzt im Ruhestand sorgt sie für das Mittagessen in dem 12-Mann-Betrieb ihres Sohnes in einem fränkischen Dorf. Ihre Leidenschaft war von klein auf das Lesen, das sich später mit dem Schreiben verband. Sie war 15 Jahre lang in Kursen Paul Schusters und sie hat ihm dann im Mai auch das letzte Geleit gegeben. Sie hat viele Szenen aus ihrem Leben aufgeschrieben und will nun versuchen, das Gesammelte zu einem größeren Ganzen zu verbinden.

Bei einer Flasche Wein besprechen wir am Abend das zweite Kapitel aus Llosas "Romane schreiben". Es geht um das Erfinden und dessen Verhältnis zur eigenen Erfahrung. Llosa gebraucht die Metapher des umgekehrten Striptease. Der Dichter mit seiner Erfahrung steht zunächst nackt da und legt dann mit seinen Erfindungen ein Kleidungsstück um das andere an.

Dorstadt.

Montag, 26. Juli 2004

Laut lesen

Ich will hier kein langes Dorstadt-Tagebuch schreiben. Darum vernachlässige ich auch den Umstand, dass wir zwei Tage lang wegen eines Kurzschlusses in mehreren Zimmern - so auch im meinen - keinen Strom hatten und uns mit dem Verlegen von Kabeln behelfen mussten. Vom Schreiben hat mich dies nicht abgehalten und nachts fand ich auch mit einer Kerze ins Bett und auch ohne diese zur Toilette.

Ich komme mit meinem Radlertagebuch und der Korrektur des Angela-Textes gut voran. Um 17 Uhr kann ich aus dem Tagebuch die ersten 5 Seiten vorlesen und kommentieren lassen. Im Großen und Ganzen komme ich damit gut an. Es gibt nützliche Kritik im Detail. Ich soll kürzere Sätze schreiben. Ob ich ein so altmodisches Wort wie "verweilen" für das Umsichschauen während eines eigenwilligen Stopps verwenden soll, ist in der Gruppe umstritten. Du selbst siehst deinen Text sofort kritischer, wenn du ihn laut vorliest. Das kann man grundsätzlich jedem empfehlen, auch dem einsam Arbeitenden.

Auf Sonja Stauffer warten wir vergeblich. Der Lindenblütentee scheint seine heilende Wirkung noch nicht ausgeübt zu haben.

Zum Mittagessen gibt es Champignons mit Reis und gebratener Hühnerbrust, zubereitet von Ina und Rita. Am Abend wieder Kopfsalat und belegte Brote. Nach 20 Uhr treffen wir uns wie am Vortag um den Couchtisch im Wohnzimmer und bei einer Flasche Wein zum Gespräch. Ich verteile meine Ablichtungen der Beiträge zum Klagenfurter Literaturwettbewerb und Sigi leitet unseren Gedankenaustausch ein. Sie liest das dritte Kapitel von "Romane schreiben" vor. Heute lautet Llo-sas Frage: Was ist das Überzeugende an Gestalten wie Kapitän Ahab, Don Quichote oder Madame Bovary? Warum empfinden wir sie als authentisch? Jeder von uns versucht diese Frage auch im Blick auf die eigenen Schreibversuche zu beantworten. Es wird spät. Um Mitternacht lese ich im Bett noch "Das Testament" von Guy de Maupassant. Ich suchte nach einem Beispiel für eine Ich-Erzählung. Draußen ist es kalt - wie im ganzen Haus. Alle hatten heute ihre Pullover an. Ich schlafe bei geöffnetem Fenster, lege aber - klug geworden durch die vergangene Nacht - eine zweite leichte Decke über. In der wohligen Wärme schlafe ich tief und durch, bis mich am anderen Morgen die Amseln im Dämmerlicht wecken.

Dorstadt.

Dienstag, 27. Juli 2004

Der Anfang eines Romans und das Gespräch über Juli Zeh

Gestern ist es über unserem Plaudern in der Runde unversehens Mitternacht geworden. Ich wache wie immer früh auf und beginne vor dem Frühstück mit dem Schreiben. Doch nichts Bedeutendes. Ich mache nur ein paar Tagebuchnotizen. Sigi hat am ersten Tag gesagt, dass sie damit auch begonnen hat. Ob wir die Aufzeichnungen später vergleichen werden? Doch das Tagebuch ist mir dieses Mal nicht wichtig. Das einzig Aufregende ist der Austausch über unsere Texte. Bei meinem Radlertagebuch trete ich heute auf der Stelle. Aus meinen Notizen rekonstruiere ich ein paar Sätze aus Elsa Cauers Morgenandacht in der St. Bonifatius Kirche zu Treffurt und dann muss ich schon - zusammen mit Sigi - das Mittagessen vorbereiten. Sigi kocht Fenchelgemüse und ich habe im Garten Sauerkirschen gepflückt, von Hand - ohne jedes Werkzeug - entsteint und mit vier Kaffeelöffeln Zucker aufgekocht. Das ist der Nachtsch - zusammen mit Joghurt.

Ich hole etwas Schlaf nach und um 17 Uhr beginnt das Vorlesen und Besprechen der Texte von Rita Rosenhahn und Ina Dentler. Rita versteht sich auf Milieuschilderungen. Heute waren es Schrebergartenszenen. Der Großvater träumt davon, wie er im Paradies sogleich einen Schrebergartenverein gründet und dafür sorgt, dass dieser auch einen Vorstand erhält. Ina arbeitet an einem großen Roman, in dem israelische Verwandte nach Berlin zu Besuch kommen und in der Retrospektive einiges Geheimnisvolle - eher Privates als Politisches - aufgearbeitet wird. War die Auswanderung nach Palästina auch durch den Griff in die Firmenkasse finanziert worden? Diese Frage belastet immer noch die Beziehung zwischen den deutschen und israelischen Verwandten. Da Ina in Israel tatsächlich Verwandte hat, finde ich das Vorhaben legitim, wohingegen mir die Judentümelei so mancher deutscher Möchte-gern-Bestsellerautoren allmählich auf den Docht geht.

Als Peter Härtling mit „Felix Guttman“ auf dieses Thema kam, war es noch ein Wagnis, wohingegen man heute im Blick auf die Literatur meinen könnte, es habe in Deutschland vor lauter lieben Juden nur so gewimmelt. Ich werde mich jedenfalls hüten, die Liebermänner unter meinen Vorfahren zu bedichten. Der Clou an Inas Roman ist, dass sie den Rassismus ironisiert. Die Heldin des Romans ist der Prototyp der jüdischen Mama unter den israelischen Verwandten und diese fühlt sich auch als solche. Doch es stellt sich heraus, dass sie nach Nazikriterien und vielleicht sogar nach israelischen Maßstäben, die ich aber nicht so genau kenne, gar keine Jüdin ist: Menschen werden durch Milieu und individuelle Erfahrungen geprägt und sie tragen auch ein gewisses genetisches Erbe mit sich herum, das aber mit Rassemerkmalen, dem so genannten Blut, nichts zu tun hat. So

gesehen ist Rassismus einfach Schwachsinn, und darum interessiere ich mich für die Antwort auf die Frage, ob die Liebermanns in meiner Verwandtschaft früher mal Juden waren, nicht sonderlich. Prägend war für mich, dass fast alle meine Verwandten (bis auf die Erlaheimer, in denen ich Katholiken zu schätzen lernte) Protestanten waren und die Predigten ihrer Pfarrer solidarisch, doch kritisch zu beurteilen wussten, was übrigens auch die Erlaheimer taten.

Die Geschichte Inas könnte mir gefallen. Mein Problem ist, dass ich vor lauter literarischen Glanzlichtern die Story nicht kapiere und die vielen Personen, die gleich im ersten Kapitel auftauchen, nicht auseinander halten kann. Ich berufe mich darauf, es als Zeitungsleser gewohnt zu sein, immer rasch über das Wer, Was, Wann, Wo, Warum informiert zu werden. Ina wehrt sich. Sie stehe mit dem Roman am Anfang und es sei immer besser, wenn alle den Text vor Augen haben. Das stimmt schon. Doch eigentlich müsste man einen Text auch beim bloßen Hören begreifen. Hätten wir den Text, könnten wir übungshalber versuchen, ihn so umzuschreiben, dass wir von Anfang merken, worum es geht und wie der Hase läuft. Bei einem Text von 15 Seiten müsste dann aber jeder bereit sein, dafür einen Tag Arbeit zu investieren. Vor einer solchen Übung würde ich dann doch lieber das ganze Manuskript lesen.

Nach dem Abendessen hören wir heute kein weiteres Kapitel aus Llosas Briefen über das Schreiben von Romanen, sondern erörtern den Beitrag von Juli Zeh zum Bachmann-Wettbewerb in Klagenfurth. Alle finden das Thema "Gewalt in der Schule" wichtig und die Darstellung des Konfliktes zwischen Ada und Joe spannend, doch die Dialoge überzeugen uns nicht und mehrere Metaphern halten wir für verstiegen oder überflüssig. Die "Miniaturprinzessin" Joe mit ihrem Hofstaat von Verehrern ist gut getroffen, desgleichen Smurek, der sich fragt, warum er Lehrer geworden ist, die Schule wie den Pausenhof von oben betrachtet und sich aus den allzumenschlichen Petitesse heraushält wie die Götter in Büchners Drama "Dantons Tod". Ich sehe eine gewisse Verwandtschaft zwischen dem Charakter Adas und der Autorin, was eigentlich nichts zur Sache tut, aber doch erklären mag, dass Ada eine überzeugende, auch sympathische Figur ist. Es war uns jedoch unverständlich, dass Ada im Mädchenklo den drei Jungen die Toilettentür geöffnet hat, statt erst mal abzuwarten. Beim büschelweisen Haareausreißen hätte sie allein schon vor Schmerz brüllen müssen. Und wir hätten auch angenommen, dass Ada sich bei nächster Gelegenheit die Prinzessin vorgeknöpft und zur Minna macht, statt über die Unversehrtheit zu philosophieren.

Unsere Gruppe ist sich in der Beurteilung der Stärken und Schwächen des Textes einig. Ich meine, dass aus Juli Zeh etwas werden kann, wenn sie sich das auffallend Literarische abschminkt. Ina bedauert, dass die junge Autorin vor dem Wettbewerb nicht die Beratung eines erfahrenen Lektors gefunden hat. Wir können uns nicht vorstellen, dass eine solch versierte Kritikerin wie Iris Radisch, die Zeh für Klagenfurth vorgeschlagen hat, diesen Text vor dem Wettbewerb in dieser Form gekannt hat. Sorgfältig lektoriert und anschließend überarbeitet hätte der Text reüssieren können.

Dorstadt.

Mittwoch, 28. Juli 2004

Kommt ein Vogel geflogen

Die letzten Tage haben wir gefroren. Heute ist es am Morgen nicht mehr so dunkelgrau wie gestern, eher schon helltrüb, und wir dürfen hoffen, dass Sonne und ein sanfter Wind den Dunst vertreiben werden. Nach dem Frühstück eilen alle an die Schreibtische. Ich schaffe bis zum Mittag gerade mal einen Radlertag und zwar den Tag nach dem Vorlesen des ersten Teils der Angela-Geschichte. Ich denke, dass ich auch ein paar Anmerkungen zu den Reaktionen auf die Lesung bringen sollte. Dabei kommt mir Ingrid Laudis Erinnerung an ihren Vater, der als Zwölfjähriger der Cousine einen Liebesbrief aufs Bett gelegt hatte und erwischt worden war, sehr zupass.

Das Mittagessen kocht Ina Dentler. Lecker: Lachs im Nudelaufwurf mit Sahnesoße. Zur Vorlesezeit um 17 Uhr scheint die Sonne so warm, dass wir uns auf den Innenhof setzen können - mit Kabel verbunden, so dass Sigi Stecher ein autobiographisches Stück aus ihrem Roman "3 x 70 Jahre" vom Bildschirm ablesen kann. Unter der Überschrift „Vertrauen“ berichtet sie von bitteren Erfahrungen in ihrer Kindheit. Eine Klassenkameradin trägt ihr die Freundschaft an und wendet sich später von ihr ab, eine Lehrerin schätzt sie zunächst und vernachlässigt sie, als die Vierzehnjährige sich an den allgemeinen Trend anpasst und sich die Zöpfe abschneidet. Und auch die Mutter kann sie nicht ins Vertrauen ziehen. Der Beichtzettel liegt vor der Kommunion als offenes Geheimnis auf dem Küchentisch. Die Milieuschilderungen sind treffend und die Geschichten jede für sich bewegend. Es fragt sich, ob und wie sie in ein Romanganzes eingefügt werden können.

Danach bin ich dran und bitte Ina, Sigi und Rita zum Vorlesen in den Konferenzraum zu kommen. Im Sonnenlicht kann ich vom Bildschirm schlecht ablesen. Ich muss ohnehin immer kleine Pausen einlegen, um den Text auf dem Bildschirm weiter zu schieben. "Die Zeit könnt Ihr ja nutzen, um eine Notiz zu machen." Ich lese zum einen aus der Angela-Geschichte den ersten Teil vor, genau bis zu der Stelle, wo ich auch in Telfurt an der Werra unterbrochen hatte und daran schließe ich aus dem Tagebuch die Rekonstruktion des Tages an, der dem Vorlesen der Liebesgeschichte folgte. Das war der Tag, an dem wir von Telfurt nach Bad Soden radelten.

Sigi meint, ich solle doch mal überlegen, ob ich die Radtour nicht zur Rahmenhandlung machen und die Liebesgeschichte zwischenschalten sollte, statt sie nur anzuhängen. Dann wäre es aber sinnvoll, die Einleitung zur Angela-Geschichte etwas zu kürzen - zum Beispiel um die Verweise auf die Mutlangen- und Indien-Texte.

Ina war schweigsam, was mich nicht wunderte, denn ich hatte gestern auf ihre anspruchsvolle und komplexe, auch kunstvoll aufgebaute Geschichte zunächst ziemlich verständnislos reagiert, vor allem weil ich den Gang der Handlung nicht mitbekommen hatte. Verglichen damit war meine heutige Story außerordentlich simpel gestrickt. Ina meinte, aus literaturkritischer Sicht könne man zu meinem Text nicht viel sagen. So wie's erzählt wird, sei es eben gewesen. Ich musste dabei mal wieder an "Le Bourgeois Gentilhomme" und an das "Vous parlez de la prose" denken, aber Ina verzichtete auf das schmückende Adjektiv "authentisch", das bei solchen Gelegenheiten selten fehlt.

Rita fand die Geschichte spannend und machte sich ihre Gedanken über die jungen Leute von damals, erzählte von Tanzabenden in der „Eierschale“ am Breitenbachplatz und von einem ersten Freund, der sie zum Paddeln am Stölpchensee eingeladen hatte, eine Geschichte, die wie diejenige Sigis auch unter die Überschrift "Vertrauensbruch" gepasst hätte.

Am Abend liest Sigi wieder aus "Romane schreiben" von Maria Vargas Llosa vor. Doch heute ist die Abhandlung über Stil und Stoff ziemlich abstrakt und wir kommen darum selbst rasch ins Geschichtenerzählen. Über Ritas Interesse an philosophischen und religionskundlichen Büchern, die ihren Wissensdurst stillen sollen, kommen wir auf Religionsgemeinschaften und Sekten. Ina erzählt vom Hausbesuch zweier junger Mormonen, die sehr höflich angefragt und dann in der Küche mitgebrachten Puffreis zubereitet hätten, diesen aber nicht zum Verzehr freigeben wollten, bevor die Kinder nicht ein Lied gesungen hätten. Angestimmt wurde von Adriana "Kommt ein Vogel geflogen". Die amerikanischen Missionare, die erstaunlich gut deutsch konnten, hätten eingestimmt und Ina anschließend versichert, dass den Mormonen zwar das Zusammenleben mit mehreren Ehefrauen grundsätzlich und immer noch gestattet sei, aber aus vielen Gründen - und manchen Männern wächst ja eine Frau bereits über den Kopf und wie steht er erst da, wenn sich deren zwei oder mehr verbünden - die Monogamie längst die Regel sei. Es war mal wieder Mitternacht, als der letzte

Tropfen Wein - und es blieb wieder bei einer Flasche von 0,7 Liter - getrunken und hinter unsere Geschichten ein Punkt gesetzt war.

Dorstadt.

Donnerstag, 29. Juli 2004

Zehn kleine Negerlein...

Nach dem Strickmuster des Kinderliedes, dem die polical correctness den Garaus gemacht hat, könnten wir ein Lied über die Ausfälle in unserer Schreibgruppe singen. Gestern Abend habe ich Sonja Stauffer und Barbara Beyler per Groschentelefon angerufen. Kurzum, beide können nicht kommen. Sonja hat zwar ihre Fahrkarte bereits gekauft, aber sie ist noch krank und hat in der kommenden Woche feste Termine. Barbara hatte sich ohnehin nur für die erste Woche angemeldet gehabt, musste dann aber ihre Schwester pflegen. Ich hatte gehofft, dass sie nun in der zweiten Woche kommen könnte. Doch sie muss am kommenden Freitag bereits wieder in der Schule sein und hat für Dienstag die Handwerker bestellt.

Jetzt bleibt nur noch die Hoffnung, dass Dagmar Rössing aus Augsburg anreist. Sie wollte ursprünglich 14 Tage kommen, ist aber als Hauspflegerin darauf angewiesen, überraschend eingehende Anfragen aufzugreifen. Eine solche Anfrage kam und nun muss sich zeigen, wie lang diese Verpflichtung anhält. Ich bin skeptisch.

Wahrscheinlich werden Sigi Stecher und ich in der kommenden Woche als einzige übrig bleiben. Wir können so vor uns hinschreiben und uns immer wieder mal austauschen, aber mir wäre es dann das liebste, Ruth würde uns Mittwoch oder Donnerstag in der kommenden Woche abholen. Ich würde dann mit Ruth gerne noch die Lessing-Bibliothek in Wolfenbüttel besuchen. Der Dorstädter Gutshof samt Park sind auch einen Rundgang wert. Es soll ein Ausflugstag für Ruth werden. Jetzt haben wir ja auch wunderbares Wetter. Es fragt sich nur, ob Ruth sich frei machen kann und ob ihr die Autofahrt nicht zu viel ist. Käme ich etwas früher nach Berlin zurück, könnte ich dort das Radlertagebuch (samt der Angela-Story und der anschließenden Italienreise) und auch die Fotoeinlagen noch fertig machen und das Ganze vor dem Geburtstag Ingrid Laudis kopieren und binden.

Sigi und ich müssen auf jeden Fall gemeinsam die Kosten für das Haus in der zweiten Woche tragen. Wir waren ja auch die einzigen, die sich für diesen Zeitraum verbindlich angemeldet hatten. Das Haus kostet am Tag 60 Euro. Mehr als 210 Euro bleiben für die gesamte zweite Woche nicht an mir hängen. Das ist zu verkraften. Es ist egal, wann wir abreisen oder wie lange wir bleiben. Durch die Erfüllung unseres Mietvertrages behalten wir die Option, im nächsten Jahr mit einem selbst organisierten Schreibkurs nach Dorstadt zurückzukehren. Beim nächsten Mal müssten wir die Anmeldung verbindlicher gestalten und auch klären, was im Falle eines Rückzugs der Anmeldung an Ausfallgebühr zu bezahlen ist. Es darf eben nicht mehr vorkommen, dass unversehens nur noch zwei im Hause sind. Vier scheint mir die Mindestzahl zu sein.

Ina Dentler wird morgen früh nach Berlin zurückfahren. Sie wollte zunächst eine volle Woche bleiben, doch ihre Brille war runtergefallen und ein Glas zerbrochen. Die Brille soll vor der Parisreise in der kommenden Woche repariert werden. Die vorzeitige Rückkehr soll die Chancen für eine rechtzeitige Reparatur beträchtlich erhöhen. Das Problem besteht darin, dass das Glas vom Optiker nicht selbst geschliffen wird, sondern bei einem darauf spezialisierten Betrieb bestellt werden muss. Und das geht nicht von einem Tag auf den anderen. Inas vorgezogene Rückreise zwingt uns heute zu einem konzentrierten Vorleseprogramm.

Ich korrigiere am Vormittag mit Hilfe von Sigis Anmerkungen den Angela-Text und koche als

Nachtisch im Garten gepflückte Sauerkirschen. Da ich heute bereits um 4 Uhr aufgewacht war und zwei Novellen Maupassants (in der Übersetzung Georg von der Vring, eines Freundes von Hermann Lenz) gelesen hatte (Der kleine Soldat, Im Frühling), muss ich einen Mittagsschlaf einlegen. Um 17 Uhr beginnt das Vorleseprogramm mit Beiträgen Rita Rosenhahns und Ina Dentlers. Rita ist ein weiteres Genrebild gelungen: die Rückkehr des betrunkenen Ehegatten vom Kegeln. Ina liest eine zweite Version ihres Romanbeginns. Die Icherzählerin berichtet ihrer Freundin am Telefon von dem Besuch israelischer Verwandter. Mir hat diese - durch die Kosten eines Telefonats über den Atlantik auch etwas geraffte zweite Exposition – besser gefallen als die erste Version. Da die aus New York nachfragende Freundin Journalistin ist, wird man über das Wer, Was, Wann, Wo, Warum schnell informiert und nach dem Ende des Telefonats setzt dann die Reflexion der Icherzählerin über das Erlebte ein.

Auf Gartenstühlen in der Sonne sitzend liest uns Sigi Stecher ein weiteres Kapitel Llosas vor. Behandelt wird die Rolle des Erzählers am Beispiel von "Moby Dick" und "Madame Bovary".

Nach dem Abendessen gewinnt Sigi die beiden anderen für die Idee, mich den ganzen Rest der Angela-Geschichte (ohne die Italienreise) an einem Stück lesen zu lassen. Die Spannung reicht aus, um Ina und Rita vom Einschlafen abzuhalten. Zur Form des Textes äußern sich die beiden nicht. Ina, die selbst eine abgeschlossene Ausbildung zur Schauspielerin hat und aus dieser Zeit der Ausbildung das Milieu kennt, wundert es nicht, dass Angela nichts gemerkt hat. "Wie sollte sie auf die Idee kommen, dass ein junger Mann mit einem solch durchdachten Heiratskonzept nach Hamburg reist? Wechselseitige Annäherung braucht Zeit. Wie sollte auf Angelas Seite Zuneigung aufkommen?" Ich meine etwas gedehnt: "Na ja, Gelegenheit hätte schon bestanden. Wenn man es zusammenrechnet, haben wir innerhalb von zwei Monaten doch einige Stunden miteinander geredet, weit mehr als in einer Disco oder im Laufe einer Party heutzutage möglich ist. Als ich zwei Jahre später Ruth kennen lernte, war innerhalb von zwei Monaten alles klar. Zugegeben, wir lebten am selben Ort und konnten uns öfter sehen, aber von der Schneckenpost war ich noch nie." Rita meint eher diplomatisch: "Man kann nicht wissen, was sich hätte entwickeln können, wenn Angela nicht bereits Heiratspläne gehabt hätte." Und ich sage: "Dass ich von diesen Plänen erfahren hatte, zwang mich ja dazu, jetzt nicht länger zuzuwarten, sondern alles zu riskieren."

Kaum habe ich das gesagt, überlege ich mir, aber ich spreche es nicht aus: Ich hätte Angela fast nebenbei und ganz ohne Betonung fragen können, ob die Bemerkung von Markus Peter, dass sie demnächst heirate und darum knapp bei Kasse sei, denn stimme. Hätte sie die Heiratsabsichten bestätigt, hätte ich etwas Nettos sagen und - ohne den ausgetüftelten Monolog vom Stapel zu lassen - wieder abfahren können. Dies würde ich heute für das Vernünftige halten. Doch ich wollte nicht nur vernünftig sein. Eine Geste, ein bisschen Pathos war mir wohl wichtig. Und woher sollte ich wissen, ob der letzte Versuch nicht doch etwas bewirkt?

Es ist schon merkwürdig, dass Angela und ich das zentrale Thema mieden, wo wir doch sonst über alles redeten. War sich Angela Ende Januar 1962, als wir uns das erste Mal sahen, schon vollkommen sicher, dass sie demnächst heiraten würde oder war der endgültige Entschluss noch nicht gefallen? Ich denke an unsere jüngste Erfahrung in London, an Martin und Innes. Diese teilen jetzt allen ihren Freunden mit, dass sie sich verlobt haben und demnächst heiraten werden. Wenn Markus Peter, der wenig Kontakt zu seiner Familie hatte, von Angelas Plänen wusste, warum erzählt mir dann Angela nichts davon, wohl aber ihr Bruder? Mir ist das Verhalten von Angela immer noch rätselhaft. Wahrscheinlich spielen in solchen Situationen instinktive Reaktionen eine viel größere Rolle, als man so denkt.

Wir vier unterhielten uns noch angeregter als gestern, vergaßen darüber fast, unsere Flasche Rot-

wein zu trinken, und es war 1 Uhr, als wir schließlich schlafen gingen.

Dorstadt.

Freitag, 30. Juli 2004

Das Romantische am Gewicht eines Neugeborenen

Ina hat sich in den Smart gesetzt und noch einmal im Nachbarort Brötchen eingekauft. Nach dem Frühstück mit Rita und mir fährt sie zurück nach Berlin. Sie hinterlässt mir das Manuskript ihres Romans "Doubleface" auf Diskette. Da es sich um eine Windows-Datei handelt, kann ich sie erst in Berlin öffnen. Ich nehme an, dass es die etwas verfremdete Geschichte ihrer magersüchtigen Schwester ist.

Sigi hat in der vergangenen Nacht noch zwei Gepäckstücke in den Flur gestellt, die Ina im Auto mitnehmen soll. Wir lassen sie schlafen. Rita und ich begleiten Ina zum Auto. Als wir zurückkommen, stürzt uns Sigi im Nachthemd entgegen. Ina hat die schwersten Gepäckstücke Sigis vergessen! Doch nur die Ruhe! Wenn Ruth mich abholen sollte, ist der Transport ja kein Problem und wenn wir mit der Eisenbahn fahren, kann ich ihr beim Tragen helfen.

Dagmar Rössing meldet sich aus Augsburg. Sie kann nicht kommen. Und dies bedeutet: Rita reist am Sonntagmorgen ab und dann sind Sigi und ich nur noch allein in Dorstadt. Da können wir zwar in Ruhe schreiben, aber das Erörtern der Texte in der Gruppe ist ja eigentlich der Zweck der Übung. Alleine Schreiben und mit Sigi dann die Texte per E-Mail austauschen kann ich auch in Berlin. Ruth muss es ja absurd finden, dass ich hier mit Sigi in Dorstadt sitze und sie die Arbeit in Haus und Garten alleine erledigen muss. Ich werde morgen früh mit ihr telefonieren, denn tagsüber ist sie wahrscheinlich bis in die Dunkelheit im Garten. Doch ich muss erst wieder Münzen beschaffen.

Erfreulich ist, dass man uns mit dem Preis des Hauses sehr entgegenkommt. Wir müssen angesichts unserer geringen Zahl nur die Hälfte des vertraglich Vereinbarten bezahlen. Dadurch werden Sigi und ich erheblich entlastet. Das nächste Mal werden wir besser planen und nur noch verbindliche Anmeldungen bei entsprechenden finanziellen Verpflichtungen zulassen. Sigi hält unsere Erfahrungen schriftlich fest, und ich denke, dass es auch allen einleuchten wird, wenn wir uns gegen eine Wiederholung dieses Fiaskos verwahren. Die Arbeitsbedingungen sind in Dorstadt so gut, dass wir uns dieses Haus für künftige Schreib- und Diskussionsrunden erhalten sollten.

Zu dritt kochen wir um die Mittagszeit Paprika-Gemüse mit Reis - nach Sigis Anleitung und Geschmack mit viel Öl und Sahne. Da wir aber kein Fleisch dazu essen, ist dies immer noch leichte Kost. Ich arbeite - wieder nach einem Mittagsschlaf wegen der fehlenden Nachtruhe - an dem Radlertagebuch. Ich muss mich mit Hilfe der Fotos und der bikeline-Bücher erst wieder rein finden und schreibe darum wenig.

Rita hat noch ein Genre-Bild ausgearbeitet. Ihr Mann, Meister in einer Maschinenfabrik, berichtet von seinem Arbeitsplatz. Sie trifft den Ton dieses Fachmannes, der zwischen Arbeitern und Ingenieuren steht, genau. Er findet in seiner Arbeit Selbstbestätigung und möchte sie doch auch los sein. Rita sagt dies aber nicht soziologisch, sondern lässt ihn zu Hause schimpfen und erregt im Wohnzimmer hin und her gehen, „den Teppich kurz treten“, wie sie sagt. Sigi rät, diese Genre-Bilder mit einem Handlungsfaden aneinander zu reihen.

Während des Abendessens sprechen wir über den Text des diesjährigen Gewinners des Bachmann-Wettbewerbes: Uwe Tellkamp "Der Schlaf in den Uhren". Am besten gefällt mir die Charakteristik der im Antiquariat tätigen alten Damen. Was er über die Russinnen schreibt, ist zwar anschaulich,

aber wie darauf angelegt, ein neues Klischee zu prägen. Mir widerstrebt es, darüber zu lachen. Eine Jury aus Literaturkritikern mit DDR-Hintergrund hätte vermutlich protestiert. Im Übrigen ist der Text mit Sprach- und Formkunststückchen überladen. Ist das mühsam! Ich verzichte darauf, die letzten drei Seiten ein zweites Mal zu lesen.

Nach dem Abendessen hole ich das schmale Bändchen „Das erzählte Ich“ von Günter de Bruyn. Ich lese den Abschnitt über "Anfänge" vor. Im Unterschied zu Llosa zitiert de Bruyn die von ihm genannten Beispiele. Das ist sehr angenehm, und was er sagt, ist einleuchtend. Man spürt, hier schreibt der gelernte Lehrer und Volksbibliothekar.

Wir überlegen, wie wir unsere Autobiographie beginnen würden. Ich fange an mit dem Sonntagnachmittag unterhalb der Burg Hohenzollern, wohin Arthur Ebert und Anna-Luise Liebermann einen Ausflug gemacht und dann in einer Wiesenecke unter Büschen eine Decke ausgebreitet und gepicknickt haben. Ich war dann die Folge dieses Sonntags im Grünen und kam am 6. Mai 1937 auf die Welt. Meine Eltern hatten im Oktober geheiratet, wie es sich gehörte und „Stuttgarter Leben“ hatte das gesellschaftliche Ereignis abgelichtet. Mein Vater trug einen Frack und meine Mutter ein langes, weißes Kleid und einen weiten Schleier. Ein Modellkleid, angefertigt von der ein Jahr älteren Schwester Maria Elisabeth Liebermann, einer Schneidermeisterin, die mir diese hohenzollernsche Vorgeschichte meiner Geburt im hohen Alter, ein halbes Jahr vor ihrem Tod, lächelnd erzählt hatte. Meine Mutter war nicht so ins Detail gegangen und hatte es immer meiner Phantasie überlassen, das von ihr stolz vermerkte, durchaus normale Geburtsgewicht von sechseinhalb Pfund mit dem Hochzeitsdatum abzugleichen.

Um Mitternacht holt uns Sigi ins Freie, um mit uns den Vollmond zu betrachten. Er steht groß und hell über der hohen Bruchsteinmauer des Dorstädter Gutshofes.

Dorstadt.

Samstag, 1. August 2004

Zum Waldrand

Wieder um 4 Uhr aufgewacht. Die Novelle "Das Wrack" von Maupassant gelesen. Noch bis 6.30 Uhr gedöst und über den Beginn meiner Lebensbeschreibung phantasiert. Ich möchte nach dem Hörensagen einige Bemerkungen über die Eltern und Großeltern anbringen, ohne auf Präzision Wert zu legen. Ich sollte mit der Darstellung der Kindheit rasch vorankommen, bis dann mit den Feldpostbriefen die ersten schriftlichen Quellen einsetzen. So ganz genau werde ich es erst mit dem Ende der Schulzeit nehmen, wenn es dann um die Wahl der Studienfächer und Studienorte gehen wird. Es kommt mir ja darauf an, dass mein Leben als Erforscher der gewaltfreien Aktion und der Sozialen Bewegungen verständlich wird. Dazu gehört auch, dass ich etwas über das Verhältnis meiner Eltern zum Dritten Reich im Moment meines Entstehens, während der letzten beiden Jahre vor dem Krieg und dann auch während des Krieges sage. Für die Kriegszeit habe ich dann die Feldpostbriefe zwischen meinen Eltern und meine ersten nach Russland gesandten Briefe. Mein Vater hat das Erhaltene immer sofort mit seiner Antwort nach Münsingen zurückgeschickt.

Nach dem Frühstück rufe ich vom Groschentelefon aus bei Ruth an. Die Woche über war Hannah des Öfteren in Kladow und hat dort auch zwei Mal übernachtet. In der kommenden Woche geht sie wieder in den Kindergarten, bis sie dann am Samstag in einer Woche mit Christian und Nadya für drei Wochen zu den Großeltern nach Özdere fliegen wird. Sie hat mittlerweile Schwimmen gelernt, jedenfalls die ersten richtigen Züge, auch wenn sie sich jedes Mal rasch wieder auf die Füße stellt.

Martin hat aus London angerufen. Sein idealer Hochzeitstermin wäre der 2. Oktober. Doch dies ist,

wie ich ihm vorbeugend gesagt hatte, der Tag, an dem ich in Karlsruhe zum Jubiläum der Gewaltfreien Werkstatt Baden einen Vortrag zu halten habe. Deren Programm ist auch bereits gedruckt und in einschlägigen Organen veröffentlicht. Gäbe es einen Ersatz für mich? Vielleicht ist Roland Vogt bis dahin - als Folge der Brandenburger Landtagswahlen - bereits in den Bundestag nachgerückt. Sein Auftritt könnte innerhalb der Friedens- und Ökologiebewegung einiges bewirken, vielleicht sogar mehr als ein Vortrag Wolfgang Sternsteins, der mir natürlich auch sofort eingefallen ist. Auch Dr. Uwe Painke könnte über das angekündigte Thema „Gewaltfrei, aber nicht machtlos. Erfahrungen mit gewaltfreien Aktionen in der Bundesrepublik“ sprechen – in seinem Falle mit dem Akzent auf dem Training und der Bildung von Bezugsgruppen. Doch vielleicht kann Martin den begehrten Saal, in dem man Getränke und Speisen selbst beschaffen kann, auch Mitte Oktober bekommen. Ruth meinte, ich solle Martin zuliebe den Vortrag in Karlsruhe absagen. Das mache ich natürlich, wenn Martin keinen anderen Termin finden kann.

Abholen möchte Ruth mich in Dorstadt nicht. Sie habe in Haus und Garten zu viel zu tun und wenn sie schon verreisen würde, dann wäre ein Besuch bei ihrer Mutter, die nun doch eine ganze Woche im Krankenhaus untersucht worden sei, dringender als ein Ausflug nach Wolfenbüttel. Ich solle mit dem Zug fahren. Zum Bahnhof würde sie selbstverständlich kommen. Wenn Sigi denselben Zug nimmt - und dann könnte ich ihre Bahncard nutzen - würden wir bis Zoo fahren, und dann wäre der Transport ihres umfangreichen Gepäcks auch kein Problem. Doch vielleicht hat ja Wolfgang Lust, sich Wolfenbüttel und Dorstadt anzusehen und mich heimzuholen. Er könnte ja auch mal mit einer Klasse oder mit Freunden hierher fahren. Das Quartier ist für alle, die selbst kochen wollen, sehr günstig. In den meisten Zimmern stehen zwei und in einem sogar vier Betten. Man kann hier auch mit zwanzig Leuten übernachten. Doch bei drei Duschen wird es morgens eng. Bei voller Auslastung kostet die Übernachtung 6.50 Euro pro Nase. Das ist weniger als in jeder Jugendherberge.

Eine Woche lang habe ich das Gelände der Tagungsstätte nur verlassen, um zur Telefonzelle im Ortskern zu eilen. Heute wandere ich über die Felder zum fernen Waldrand empor. Die ersten Weizenäcker sind abgeerntet, auf anderen steht das Getreide noch auf niederen, kräftigen Halmen. Auf den übrigen, sehr, sehr weiten Flächen wachsen Futterrüben. Üppige Blätter, dicke Rübenansätze und merkwürdigerweise kein Unkraut dazwischen. Wie Landwirte dies wohl erreichen? Weit und breit nichts anderes als Weizen und Rüben. Der Boden ist schwer und im Unterschied zum Brandenburger Sand außerordentlich fruchtbar. Das merkt man an der Last der Apfel- und Birnbäume am Wegrand. Die Obstbäume leben nicht vom Kunstdünger wie die Feldfrüchte. Doch an dem Obst scheint den Bauern wenig zu liegen. Es gibt große Lücken zwischen den Bäumen und in letzter Zeit wurden einige Maulbeerbäume neu gepflanzt.

Am Waldrand in kurzen Abständen überdachte Ansitze. Ich zähle deren acht. Hinter dem Waldsaum aus Eichen und Buchen ein wenig begangener Weg. An den feuchten Stellen im Lehm Spuren von Schwarzwild und Rehen. Noch keine Pilze. Nur zwei Boviste mit rein weißem Fruchtfleisch. Die könnte man in eine Suppe oder in eine Bratensoße schneiden. Und dann hebe ich noch die Feder eines Mäusebussards auf. Ihrer drei habe ich auf meinem Weg davon streichen sehen.

Als ich aus dem Wald wieder auf den Feldweg trete, ist es heiß. Ich schwitze und ziehe mein kurzärmeliges Hemd aus. Kein Lüftchen. Hinter dem Wald wird der Himmel schwarz. Keine Stunde mehr und es wird regnen. Auch dem Rückweg blicke ich über die gewellte, so außergewöhnlich fruchtbare Ebene mit dem Gutshof von Dorstadt hinüber nach Ohrum. Wann die Wälder hier wohl gerodet wurden? Vielleicht war dies bereits zur Zeit der Christianisierung um das Jahr 800. Man hat sicher früh bemerkt, dass hier mehr wächst als andernorts. Auch im Wald stehen riesige Eichen und gewaltige Buchen, und auch die Kastanien haben weit ausladende Kronen und dicke Stämme. Ich habe – im Unterschied zur Situation in Franken – keinen Schädlingsbefall feststellen können. Wahr-

scheinlich fehlen hier die Zwischenträger.

Dorstadt.

Sonntag, 2. August 2004

Klösterliches

Ich schlafe immerhin bis 6 Uhr. Beim Nachdenken über das gestrige Telefongespräch mit Ruth und beim Planen der kommenden Woche sage ich mir: Du musst dich mit dem Radlertagebuch beeilen und spätestens am Donnerstag nach Berlin zurückfahren! Noch vor dem Aufstehen lese ich in "Die Zeit" vom 29.7.2004 eine Besprechung Peter Hamms von Adelheid Duvanel: Beim Hute meiner Mutter. Erzählungen mit einem Nachwort von Peter von Matt; Nagel und Kimche im Carl Hanser Verlag, München - Wien 2004, 174 S., 19,90 Euro. "Hätte man sie wahrgenommen, wäre wohl niemand auf die Idee gekommen, angesichts der vielen wie aus dem creative writing-Kurs ausgestoßenen Geschichten und Geschichtchen einiger fotogener deutscher Kolleginnen vom 'literarischen Fräuleinwunder' zu faseln." Das zielt wohl auf Judith Hermann und Compagnie, wobei ich ja Doris Dörrie, die über die Fräuleinphase bereits hinaus ist, noch viel seichter finde.

Um 10 Uhr kommt das Taxi, das Rita Rosenhahn zum Bahnhof nach Wolfenbüttel bringt. Sie wäre so gerne noch geblieben, doch sie muss am Montag in der Firma ihres Sohnes wieder kochen. Auch ihre Katzen hat sie nur für eine Woche bei einem Nachbarjungen unterbringen können. Zudem hatte sie eine termingebundene Rückfahrkarte gekauft. Der erhebliche Preisvorteil wäre verloren gegangen. Also noch ein Abschied und die Hoffnung, sich im nächsten Jahr wieder zu sehen.

Sigi hat Rita gestern bestürmt, nun endlich ihre Genrebilder in die Maschine zu tippen und mit einem biographischen Faden aneinanderzuheften. Rita fehlt es noch an Selbstbewusstsein, doch ihre Beobachtungsgabe und ihre Treffsicherheit bei der Wahl der Worte ist bewundernswert. Ich denke, dass auch Lektoren dies erkennen würden, wenn sie einen längeren Text vor sich sähen. Rita muss es nur noch lernen durchgehend zu erzählen und etwas Spannung aufzubauen. In dieser Hinsicht könnte sie von Bernhard Schlink einiges lernen.

Nach Ritas Abreise wird Sigis und meine Situation immer klösterlicher. Wir sitzen in der Zelle oder wie im Falle Sigis im Garten und tippen auf unseren Laptops. Frau Bovik, die hoch in den Siebzigern stehende Küsterin, erzählt Sigi, dass die Besiedlung Dorstadts im 11. Jahrhundert von einem Kloster ausgegangen ist. Unsere Tagungsstätte sei zur Zeit des Dritten Reichs als Kloster gebaut worden. Karmeliterinnen hätten hier alte Menschen gepflegt.

Zu den Resten von gestern (ein Hühnenschlegel, zwei Kartoffeln und ein bisschen Blumenkohl) koche ich Reis und schnippele Kopfsalat. Noch etwas Joghurt mit Haferflocken und dann wird weitergetippt.

Sigi ist im Schreibrausch. Im Aschenbecher türmen sich die Kippen. Als es dunkel wird, hat sie ihre Münchener Jahre bei der Bayrischen Hypotheken- und Wechselbank beschrieben. Sie wundert sich. "Das hätte ich längst tun können." Nach einem späten, wieder sehr klösterlichen Abendessen mit Salat und Brot liest sie mir das frisch Geschriebene vom Bildschirm vor. Am interessantesten finde ich die Aufnahmetests und das häufig zudringliche Verhalten der Chefs und eines gehbehinderten Werkstudenten. Noch vermag ich die Struktur des Mitgeteilten nicht zu erkennen. Wenn man mit einem Menschen befreundet ist, dann interessiert man sich für viele Details aus seinem Leben. Bei einem fremden Leser muss der Text deutliche Anreize bieten, über viele Seiten dranzubleiben. Sonst besteht die Gefahr, dass man redet und redet - wie Leute, die einem bei Bahnfahrten mit ihren Lebensberichten den Nerv töten. Diese Gefahr besteht bei Rita und Sigi zwar nicht, weil sie farbig er-

zählen können und die Szenen, die sie entwerfen, unterhaltsam sind. Bei ihnen würde man im Zug, wenn man nichts anderes zu tun hat, gerne zuhören. Doch das Problem auf dem Buchmarkt ist, dass der potentielle Leser im Unterschied zum Fahrgast zahlreiche Alternativen zum Zuhören hat. Er kann unter einem riesigen Angebot von Büchern auswählen. Darum muss sich ein jeder nicht-prominente Verfasser eines biographischen Textes - und es muss im strengen Sinne keine Autobiographie sein, es kann sich auch wie bei Hermann Lenz um einen autobiographisch eingefärbten Roman handeln - überlegen, wie er die Leser motivieren kann, sich für seine Geschichte zu interessieren. Dies ist mir bei der Erzählung von Sigis Ausbildung bei der Hypobank noch nicht hinreichend deutlich. Wir sprechen über dieses Problem, bis es wieder mal Mitternacht ist.

Ich habe heute einen einzigen Radlertag, die Strecke zwischen Bad Soden-Allendorf und Hannoversch Münden, beschrieben. Im Vordergrund standen nicht Tourenabenteuer sondern historisch fundierte Sachinformationen über Besichtigtes. Das literarische Schreiben ist dabei nicht geübt worden. Darum habe ich solche Hausmannskost zu später Stunde auch nicht mehr offeriert. In diesem Stil wird es weitergehen. Ich muss da durch. Solche Informationen gehören nun mal - unter gebildeten Leuten mit kirchlichem Hintergrund - zu einem Radlertagebuch.

Dorstadt.

Montag, 3. August 2004

Sigis Erinnerungen an die ersten Berufsjahre in München

Bin wieder früh aufgewacht, koche Kaffee, trinke Pfefferminztee, arbeite intensiv an dem Radlertagebuch. Es bleibt eine sterile Rekonstruktion mit Hilfe von Photographien und Prospekten. Mir fehlt nach drei Monaten die lebendige Erinnerung. Ich rieche nach drei Monaten den Raps nicht mehr. Literarisches Arbeiten mag ich dies nicht nennen. Und es ist in der Methode auch nichts Neues. Alles Hausmannskost. Dennoch wird das Abgeschriebene und Zusammengestellte seinen Zweck erfüllen. Mag es inhaltlich auch nicht originell sein, so ist das Ausgewählte doch zumindest für mich bezeichnend. Heute beschreibe ich die Fahrt von Hannoversch Münden nach Beverungen. Mehr schaffe ich nicht. Ich arbeite auf meinem Zimmer, weil ich für den Laptop einen Stromanschluss brauche.

Sigi sitzt in der Sonne an einem wackeligen, weißen Gartentisch aus Plastik und notiert auf Abfallpapier mit Kugelschreiber ihre Erinnerungen an die Zeit nach der Schule. Sie tippt diese erste Fassung nachts in den Laptop und braucht dann morgens einen starken Kaffee, um wieder in Gang zu kommen. Sie bleibt dran an der Geschichte, in die sie gestern beim Schreiben immer mehr hineingeraten ist: die ersten sieben Berufsjahre bei der Bayrischen Hypotheken- und Wechselbank. Sie ist auch heute wieder gut vorangekommen, doch im Aschenbecher türmen sich wieder die Kippen. Mich schmerzt dieser Anblick. Ich versuche ihr ins Gewissen zu reden. „Du wirst noch Anerkennung als Schriftstellerin finden. Das ist nicht unwahrscheinlich, doch weit sicherer ist, dass Du davon nicht mehr viel haben wirst, weil Du an Lungenkrebs sterben oder ein Raucherbein bekommen wirst. Sonja hat Dir einen so lieben Brief geschrieben, in dem sie so viel Verständnis für Eure Qualmkommunität in der Reha-Klinik zeigte. So freundlich kann man das Rauchen auch sehen, aber mir tut es weh. Wenn ich Dich rauchen sehe, muss ich an Heinrich Böll denken, der gewissermaßen eine Zigarette an der anderen angezündet hat. Nachdem ich ihn in Mutlangen beim Sitzprotest gesehen hatte, verging noch ein Jahr und dann war er auch schon tot.“ Das hört Sigi nicht gern. „Meine Mutter ist 96. So alt will ich gar nicht werden.“ Ich kann es nicht nachempfinden, dass jemand nur mit Zigaretten schreiben kann, aber bei Sigi ist dies wohl der Fall. Sie hat heute viel geschafft. Drei Jahre München sind zu Papier gebracht. Sie steht vor dem Wechsel nach Berlin.

Im Leben der 18-20jährigen Bankangestellten spielten damals hartnäckige Verehrer, von denen keiner ihren Vorstellungen so richtig entsprach, und auch der Zufall eine wichtige Rolle. „Man ist sich dessen als junger Mensch nicht bewusst. Man entscheidet drauf los. Auch der Wechsel nach Berlin war nicht geplant. Eine Stelle wurde bankintern ausgeschrieben. Ich bewarb mich spontan, wollte weg aus München, aus dem Elternhaus und weg von einem nur halbgeliebten Freund, der mich mit seinen Heiratsvorstellungen bedrängte.“ Frauen waren in den 50er und 60er Jahren dumm dran. Sie mussten abwarten, wer sich um sie bemüht. Und die konnten sich auch nicht sagen: Viel hilft viel. Es war selbst bei vielen Verehrern nicht wahrscheinlich, dass sich darunter einer befand, welcher der jungen Frau wirklich zusagte. Sie blieb schließlich an jemand hängen, der noch am ehesten in Frage kam. Aus eigener Initiative nach dem passenden Mann zu suchen, war nicht üblich. Dieses gesellschaftlich vorgeschriebene passive Verhalten finde ich fatal. Das unzulängliche Auswahlverfahren erklärt das Scheitern mancher Ehen. Die Frauen merkten nach einiger Zeit immer deutlicher, dass sie keine optimale Wahl getroffen hatten. Als es dann einfacher wurde, sich scheiden zu lassen, trennten sie sich von Partnern, zu denen sie sich nie ganz und gar hingezogen gefühlt hatten. Was Sigi und Rita über das Scheitern ihrer Ehen berichteten, scheint in diese Richtung zu deuten. Wie es heutzutage freier und fairer zugehen kann, zeigt Sigis Roman „Fahr nicht nach Lanzarote“ im letzten Drittel. Doch die tatsächliche Lebenserfahrung der jungen Bankangestellten an der Hollerithmaschine ist wahrscheinlich überzeugender als die romanhafte Erfindung der emanzipierten Frau, zumindest scheinen mir die Geschichte der Bankangestellten und der Lanzarote-Reisenden in ihrer zeitlichen Versetzung zusammenzugehören.

Unsere Lebensmittelvorräte gehen zu Ende. Zum Mittagessen gibt es Gelbe Rüben mit Pellkartoffeln und zum Nachtschisch Mirabellen aus dem Garten, die aber noch ziemlich sauer sind und des Zuckerzusatzes bedürfen. Dann setzen wir uns wieder an die Schreibtische.

Um 18 Uhr lese ich Sigi die Aufzeichnungen von Tellfurth bis Beverungen aus dem Radlertagebuch vor. Sie hört sehr aufmerksam zu und ich korrigiere einiges stante pede. Sie kann sich das Meiste gut vorstellen. Nachbessern muss ich bei der Beschreibung von Kloster Bursfelde. Dass und wie das große Kirchenschiff in der Mitte geteilt wurde, war nicht zu verstehen gewesen.

Danach rufe ich vom Dorstädter Groschentelefon aus bei Ruth an. Wolfgang ist am Samstagabend vom Urlaub im Lechtal und Meran zurückgekehrt. Er hat mit Sabine die Leiterspitze erstiegen und im Gipfelbuch noch seine und Ruths Eintragung aus dem Jahre 1990 gefunden und fotografiert. Ich konnte damals nicht mitkommen, weil ich zum ersten Mal die Schmerzen im Hüftgelenk spürte.

Ruth hätte auch Verständnis dafür, wenn ich bis zum Wochenende in Dorstadt bliebe, aber ich will mich beeilen und bis Mittwochabend das Radlertagebuch fertig haben. Dann würde ich am Donnerstag zurückfahren und im Laufe des Freitag oder spätestens bis Montag den Text kopier- und bindfertig machen. Eine vorzeitige Rückkehr hätte - einmal abgesehen davon, dass ich mich danach sehne, wieder mit Ruth zusammen zu sein - auch den Vorteil, dass Christian am Samstag den Laptop mit nach Özdemir nehmen und ich an der Feier des 60. Geburtstags von Reinhard Schütz teilnehmen könnte.

Wir sitzen in der Dämmerung noch vor dem Haus und schauen den Kaninchen zu, die sich unter den Apfelbäumen tummeln. Dann macht sich Sigi an die nächtliche Arbeit des Abtippens und Korrigierens des tagsüber entstandenen Manuskripts. Ich bin zu müde, um noch mehr zu leisten als aus dem Gedächtnis einige Sätze zum Radeln durch den Regen und unseren Ärger mit diversen Plattfüßen zu schreiben. Um 23 Uhr gehe ich ins Bett und schlafe sofort ein.

Dorstadt.

Dienstag, 4. August 2004

Ein Tag Verlängerung

Ich stehe um 6.30 Uhr auf und frühstücke allein. Nebenbei lese ich in „Die Zeit“ die Besprechung des Romans „Ein Sonntag am Pool in Kigali“ von Gil Courtemanche (Roman aus dem Französischen von Walter Rick, Kiepenheuer & Witsch, Köln 2004, 310 S., 18.90 Euro). Der Völkermord der Hutu an den Tutsi in Ruanda unterscheidet sich vom Holocaust dadurch, dass in aller Öffentlichkeit eine Volksgruppe die andere mit primitiven Werkzeugen erschlug. Und es geschah auch nicht hinter dem Vorhang eines Krieges. Es ist schrecklich, aber es gibt offensichtlich beim Menschen keine natürliche Tötungshemmung. Und Ruanda war ein christliches Land. Vor dem Tribunal in den Haag standen katholische Nonnen, angeklagt des Völkermords! Was in Ruanda geschah, wurde in Europa weitgehend verdrängt.

Dank des frühen Erwachens und des Verzichts auf Tagebuchnotizen komme ich heute mit dem Radlertagebuch rasch voran. Am Abend ist es fertig und ich kann es Sigi vorlesen. Sie meint, dass es abwechslungsreich und flott geschrieben sei. Zur Erholung ernte ich große schwarze Johannisbeeren auf dem früheren Klostergelände und koche ein Glas Marmelade.

Sigi hatte eigentlich vor, bis zum Sonntag zu bleiben, während mein Plan war, am Donnerstag nach Berlin zurückzukehren. Wir einigen uns darauf, am Freitag zusammen zu fahren. Bis dahin reichen aber unsere Lebensmittelvorräte nicht mehr. In Dorstadt kann man wirklich überhaupt nichts kaufen, nicht einmal ein paar Kohlrabi und Kartoffeln beim Bauern. Sigi fährt mit dem Bus nach Wolfenbüttel und kauft bei Wal Mart Milch, Gemüse, Käse und Brötchen und zum Ausprobieren eine Flasche alkoholfreien Wein.

Ich telefoniere am Abend mit Ruth und bitte sie, eine günstige Zugverbindung in Erfahrung zu bringen. Christian soll sie im Internet suchen und sie soll mir diese dann über das Handy mitteilen. Am Sonntag war es auf dem Badesteg zu einem ersten Gespräch mit Familie Müller, unseren neuen Nachbarn, gekommen. Nach fast einem Jahr!

Dorstadt.

Mittwoch, 5. August 2004

Stilistische Fragen

Die Handy-Verbindung klappt. Ruth und Christian haben es herausgefunden: Sigi und ich können am Freitag um 12.38 Uhr aus Wolfenbüttel abfahren und kommen dann 14.18 Uhr am Bahnhof Zoo an. Dort wird Ruth uns mit dem Auto abholen. Und auf dem Heimweg werden Ruth und ich dann Christian den Laptop vorbeibringen, damit er in Özdere damit arbeiten kann.

Bei mir vergeht der Tag heute mit Korrekturen und einigen Ergänzungen des Radlertagebuchs. Ich präzisiere die Angaben über die Baugeschichte von Kloster Bursfelde und schreibe ein paar Sätze zu dem, was ich in der „Alten Fähre“ über Petra Kelly und Gerd Bastian erzählt hatte. Nur diese Korrekturen und Erweiterungen lese ich am Abend Sigi kurz vor. Sie ist inzwischen mit dem Bericht über ihre Zeit bei der Bayrischen Hypotheken- und Wechselbank gut vorangekommen. Sie hat ihre Aufzeichnungen kondensiert und strukturiert. Die Geschichte kulminiert in der Entscheidung, der Hochzeit mit dem Bankkollegen Heinz auszuweichen und sich um eine Stelle als Sekretärin in der Berliner Filiale der Bank zu bewerben.

Eine wichtige formale Frage ist, wieweit man als Autor biographische Abläufe im Berichtstil zusammenfassen und wo man mit dem szenischen Schreiben ins anschauliche Detail gehen sollte. Ich

bin dafür, dass man diese Stilmittel ganz bewusst einsetzt und damit abwechself. Dialoge würde ich im Rahmen eines Textes, der längere berichtende Passagen und nur wenige Szenen enthält, nur dann verwenden, wenn etwas Wesentliches gesagt wird und die besondere Wortwahl die Personen charakterisiert. Auf allgemein übliche Verständigungsdialoge, wie sie im Alltag laufend vorkommen und wie sie darum auch in Lehrbüchern von Fremdsprachen in gebrauchsfertiger Form klischiert werden, sollte man in der erzählenden Prosa verzichten. Sonst geht die Erzählung zu sehr in die Breite und langweilt.

Sigi berichtet anschaulich von der routinierten Arbeit der Bankangestellten an den Hollerithmaschinen, an denen Lochkarten in verschiedenen Farben gestanzt werden. Das Innenleben einer Bank wird sichtbar. Auch im Blick auf die Freizeitvergügen dieser 18-20jährigen Münchener (Schlittschuhlaufen, Skifahren und Tanzen) ist dieser Bericht ein lebhaftes Zeitdokument, das sich mit den Milieuschilderungen in Fontanes „Irrungen, Wirrungen“ vergleichen lässt. Ihren dramatischen Höhepunkt finden diese ersten drei Jahre in der Bank in einer Nikolausfeier, während derer Gedichte vorgetragen werden, welche die einzelnen Mitglieder der Clique charakterisieren sollen. Aus dem, was im Gedicht über Heidrun Hofmann (das Alter Ego Sigis) gesagt wird, leitet ihr Freund Heinz gegenüber den anderen eine Art Besitzanspruch auf die junge Frau ab. Hier zieht sich ein Netz um Heidrun immer enger zusammen. Sie hat ganz und gar verständnislose, borniert konservative Eltern. Sie soll von diesen Eltern und dem Freund Heinz auf einen traditionellen Lebensweg gedrängt werden. Sie will sich aber nicht vorstellen, als Ehefrau das Feldafinger Delikatessengeschäft der Schwiegereltern zu übernehmen und findet – und damit überrascht sie sich selbst – einen Ausweg mit der Bewerbung um eine bankintern ausgeschriebene Stelle in Berlin.

Wir sprechen bei einem Glas Wein noch über Sigis Erfahrungen in einer Vereinigung von Steglitzer Literaturfrauen, die über einige Jahre vom Senat gefördert worden waren, und ich erzähle noch etwas ausführlicher als im Radlertagebuch von meinen Erfahrungen im Verband der Kriegsdienstverweigerer und im Bund für Soziale Verteidigung. Es ist dann auch wieder Mitternacht, als wir zu Bett gehen. Doch als wir uns nach dem Vorlesen und Erörtern von Sigis Manuskript zum Salatessen noch an den Abendbrottisch setzten, war es auch bereits 22 Uhr gewesen. Da ich über den Mittag eine gute Stunde geschlafen hatte, war das lange Aufbleiben nicht problematisch.

Dorstadt.

Donnerstag, 6. August 2004

Wie wird man Berliner?

Nach dem abendlichen Gespräch über unsere Berlin-Erfahrungen kommt mir heute früh, als ich um 6 Uhr wach werde, der Gedanke, dass es reizvoll sein könnte, vergleichbare Lebenswege von Menschen, die in jungen Jahren nach Berlin gezogen sind, in einer Anthologie zusammenzufassen. Sigi war nach einem dreijährigen Vorlauf in der Münchener Bankzentrale nach Berlin gekommen und war hier weitere drei Jahre bei derselben Bank tätig gewesen, bis sie sich dann zum Besuch der Abendoberschule entschloss, um nach dem Begabtenabitur Pädagogik zu studieren. Es gibt in unserer Altersgruppe und auch unter unseren Bekannten viele, die in den 50er und 60er Jahren nach Berlin gezogen sind, vielleicht noch ohne die Absicht, hier lange zu bleiben. Sie haben dann Wurzeln geschlagen und hier Kinder groß gezogen. Die Mobilität ist heutzutage sehr viel größer als in früheren Jahrhunderten. Man sollte solche Lebensläufe von Zuzugsberlinern einmal nebeneinander stellen, ohne bedeutende soziographische Absicht, nur aus Neugierde und um zu erkunden, wie es diesen Neuberlinern ergangen ist. Man könnte die Lebensläufe im Überblick knapp zusammenfassen, aber die drei Jahre vor dem Umzug nach Berlin, dann diesen selbst und die nächsten drei Jahren, in denen man sich in Berlin zurecht findet, etwas ausführlicher und in charakteristischen Szenen schildern. An einem solchen Projekt könnten sich mehrere Mitglieder von Sigis Schreibgruppe

beteiligen. Niemand müsste mehr als 30-40 Seiten schreiben. Für solche Berlin-Geschichten ließe sich auch leichter ein Verlag finden als für einen dicken Roman.

Einen spannenden Fall der Zuwanderung nach Berlin gäben auch Semi und Nimet Kutluer ab, zumal eine in der Türkei nicht mögliche Ehe das Motiv für die Reise nach Berlin war. Doch diese Liebes- und Zuwanderungsgeschichte könnte nur ihre Tochter Serpil respektive Nadya aufschreiben. So könnten einige lesenswerte Geschichten zusammenkommen. Ina Dentler ist zwar geborene Berlinerin, aber mit der Adoption von Adriana, einem Straßenkind aus Kolumbien, hat sie auch jemand zum Zuzug nach Berlin verholpen, dem dies nicht die Windeln gelegt war.

Und was bleibt dann für unsere Schweizerin Sonja Stauffer zu tun? Sie könnte die Geschichten herausgeben. Aber vielleicht möchte sie auch gerne an Paul Schuster erinnern. Dann könnte sie dessen Weg von Rumänien nach Berlin und die ersten Jahre seines Aufenthaltes in dieser Stadt nachzeichnen und Ingrid Schuster könnte ihr dabei helfen.

Ich hatte Sigis und Sonjas detaillierte Anmerkungen und Korrekturen zu dem Manuskript der Angela-Story und der anschließenden Italienreise nach Dorstadt mitgenommen. Mit Hilfe dieser präzisen Anmerkungen und Alternativvorschlägen korrigiere ich mein Manuskript. Darüber vergeht der Nachmittag.

Am Abend liest Sigi mir ein weiteres Stück ihrer Münchener Berufsjahre vor. Diesmal wird szenisch geschildert, wie die Eltern Heidruns auf den Umzug nach Berlin reagieren. Gegenüber den Texten der Vortage ist der heutige schon sehr straff und die wörtliche Rede wird nur bei prägnanten Passagen eingesetzt.

Dorstadt – Wolfenbüttel – Berlin.

Freitag, 6. August 2004

Fazit

Wunder haben die beiden Schreibwochen nicht bewirkt, zumindest nicht bei mir. Sigi ist sehr zufrieden und ich bin auch nicht unzufrieden. Ich habe vor allem die Gespräche über Literatur genossen. In meinem Freundeskreis fehlen mir Menschen, die Belletristik nicht nur zur Unterhaltung lesen, sondern sich auch über formale Probleme des Schreibens Gedanken machen und gelegentlich auch selbst versuchen, einen literarischen Text zu schreiben.

Sigi ist in Dorstadt mit der zweiten Biographie aus ihrem Romanvorhaben „3 x 70 Jahre“ ein gutes Stück vorangekommen. Das zeichnet sich eine Erzählung ab. Die Geschichte der Bankangestellten Heidrun Hofmann ließe sich auch separat aufbereiten. Diese sechs Jahre aus dem Leben dieser Münchenerin, die zur Berlinerin wird, könnten auch im Rahmen eines literarischen Wettbewerbs Anerkennung finden.

Ich habe wenigstens mein Tagebuch der Radtour an Werra und Weser fertig geschrieben und die Liebesgeschichte aus dem Jahre 1962 korrigiert. Ich kann das Ergebnis meinen Freunden weitergeben. Es ist eine Vorstudie zur Autobiographie, die man auch separat lesen kann, mehr nicht. .

Bei der Rückreise mit Bus und Bahn gibt es keinerlei Komplikationen. Sigi geht zum Rauchen ins Bistro des Intercity. Ich lese in den Novellen Maupassants. Ruth holt uns am Bahnhof Zoo ab. In der engen Münchener Straße müssen wir zwischen zwei Reihen parkender Autos anhalten. Ich kann nur schnell noch Sigis Gepäck ausladen und vor ihre Haustür stellen. Sigi sagt noch: „Lass Dich umarmen!“ und dann müssen Ruth und ich auch schon weiterfahren. Das war etwas hastig. Nur

noch ein kurzes Winken. Doch wir werden uns am 19. August beim nächsten Treffen des Kreises der Autorinnen in Sigis Wohnung wieder sehen – das bekannte Gruppenbild nunmehr mit älterem Herrn. Und dann werden Ina, Sigi und ich sicher gefragt werden, was die Dorstädter Klausur literarisch bewirkte, und wir werden die Tage im Kloster der Karmeliterinnen einladend und nach Wiederholung heischend darzustellen wissen.

Eine Woche später sandte Sigi Stecher an die Teilnehmer und Interessenten der Dorstädter Schreibwoche folgenden Brief:

Dorstadt-Abenteuer im Sommer 2004

25. Juli bis 8. August

Anwesende in Dorstadt über die Tage verteilt: Ina Dentler / Theo Ebert Rita Rosenhahn / Sigi Stecher

Freitag, den 13. August 2004

Lieber Theo,

wir waren also in Dorstadt. Zu viert in der ersten Woche - zu zweit in der zweiten.

Ich hatte den Vertrag mit der Kirche für das Gästehaus dummerweise falsch ausgelegt, dachte, es würde 60 Euro in der Woche kosten - nein: es kostet 60 Euro pro Tag, ausgehend von einer 10-Personen-Belegung. Im Winter - da Heizung - 75 Euro pro Tag.

Na schön - auch diese Fehleinschätzung musste bewältigt werden - immerhin konnten wir ein 'brainstorming' von vier Teilnehmern zusammentragen.

Platz im Haus hatten wir genug - Ina kam mit dem Auto, wir konnten einkaufen - und gearbeitet wurde auch, obwohl es anfangs Stromprobleme im Haus gab. Jeden Tag wurde ein Text vorgestellt, je nachdem, wer Diskussionsfähiges soweit fertig geschrieben hatte. Die Runde um den Sofatisch mit Kerzenschein am Abend gab es auch

- mal wurden einzelne Kapitel aus Mario Vargas Llosa "Wie man Romane schreibt" gelesen und diskutiert
- mal wurden Bachmann-Texte zerpfückt. Theo hatte Kopien für jeden gemacht (Juli Zeh und Uwe Tellkamp)
- oder Günter de Bruyn über Anfänge von Biografien mit jeweiligen Beispielen wurden gelesen und diskutiert.

Wir alle konnten gut arbeiten, das Kochen war kein Problem, niemand erwartete üppige fleischliche Kost, Paul wäre nicht zufrieden gewesen. Wir wollten nicht viel Zeit mit dem Notwendigen verträdeln, saßen aber dann doch länger am Esstisch beisammen - der Gesprächsstoff rund ums Schreiben und die Literatur ging ja nie aus.

Anfangs waren die "Außentemperaturen" noch etwas kühl und das Haus auch, aber mit dem Vollmond kam die Wärme, die Sonne schien jeden Tag. Wir saßen häufiger draußen auf dem Vorplatz (weiße Plastiktische und -stühle gibt es inzwischen reichlich - Frau Powik wollte glatt noch einen Sonnenschirm für uns, fürs Gästehaus kaufen). Aber draußen mit dem Laptop schreiben ging leider nicht. Es war für den Bildschirm viel zu hell, auch wenn man im Schatten saß.

Eine entspannte ruhige Atmosphäre - manchmal auch Gelächter - Dorstadt beinahe im Idealzustand als Schreibort, ohne in ein Gerüst von Zeitplan eingespannt gewesen zu sein. Jeder hatte seine eigene Schreibzeit und nutzte die ungestörte Ruhe.

Auch mit der Kirchenvertreterin, Frau Löbermann, und der Küsterin, Frau Powik, die uns bei einigem behilflich war (Kabeltrommel, Filtertüten, Essigflasche zum Entkalken der kleinen Kaffeemaschine) war es entspannt (unter Paul kam es gelegentlich zu etwas Stress). Wir können wieder kommen. Sind gern gesehene Leute. - Und wir wollen es auch. Wir drei oder vier.

Und Ihr anderen?

Ein Frühsommer- oder Spätsommertermin wäre günstig. Es ist noch nicht zu heiß und nicht mehr kalt. Festgelegt ist noch nichts.

Außerdem - gewisse Erfahrungen macht man ja bei so einer Dorstadt-Aktion - sollten die Anmeldungen insofern verbindlicher sein, dass die Kosten für das Haus - egal wie viel nun tatsächlich kommen werden - in jedem Fall gedeckt sind. Sonst würden die Anwesenden die Finanzlast-Last für alle tragen. - Wir hatten Glück.

14 Tage Anwesenheit erweisen sich für den Schreibfluss sehr günstig. Man braucht immer ein paar Tage, um reinzukommen in ein längeres Textvorhaben. Es gibt ja keinen Zuchtmeister - jeder muß (auch wenn er mit anderen darüber reden kann) selber Zugang (oder Anschluss) zu seinem beabsichtigten Textvorhaben finden.

Mit Schreibspielen haben wir uns nicht aufgehalten, sie aber nicht völlig ausgeschlossen bei künftigen treffen; sie könnten als Anwärmphase dienen.

Gut war auch (was bei vier Personen nicht schwierig ist), dass wir alle uns intensiv um unsere Textproduktion bemühten - uns auch beim Lesen/Vorlesen für den Text des Vorlesenden interessierten. Es brauchte keine "Regulierungsbehörde".

Mit diesem Brief möchte ich Euer grundsätzliches Interesse an Dorstadt erfragen. Wenn eine halbwegs homogene Gruppe zusammenträfe, wäre das günstig für alle Teilnehmer. Vielleicht hat der eine oder die andere auch schon Terminvorstellungen für 2005 - in 2004 ist kein zweites Dorstadt zu organisieren, obwohl in der 2. Jahreshälfte leichter Termine zu bekommen wären. Der September wäre an sich eine gute Schreibzeit - was aber schwieriger sein dürfte für Berufstätige, die an Ferien gebunden sind.

Ich möchte Vorschläge zusammentragen (bitte schriftlich formuliert), um uns, die wir jetzt in Dorstadt waren, ein Bild machen zu können, inwiefern "**Zwei Schreibwochen auf dem Lande**" auf verbindliches Interesse stößt. Allgemeine Werbung, um eine "Irgendwie-Gruppe" zusammenzustellen, möchte ich nicht machen. Wenn jemand meint, der oder die könnte gut in die Gruppe passen, dann ist dieser "Jemand" sehr willkommen. Das Organisatorische - was Ihr wohl verstehen könnt - möchte ich auch in e-mail-Zeiten möglichst gering halten.

Ich grüße Euch herzlich

Sigi

Dieser Brief geht zunächst an:

Ina Dentler

Rita Rosenhahn

Dagmar Rössing

Dr. Barbara Slawig

Dr. Theo Ebert

Christa Kopp-Blodau

Sonja Staufer

Barbara Beyler

Assen Assenow hat auch sein Interesse an Dorstadt bekundet, des weiteren Eva Fischinger. Es wäre

schön, einige neue Interessenten zu gewinnen und zu integrieren.

Zu den jetzt in Dorstadt angefallenen Kosten:

Hauskosten pro Woche 420 Euro / bei 4 Teilnehmern ermittelten wir einen (entsprechend der Anwesenheit)

Tagessatz von 10,25 Euro. Dieser Betrag ist variabel - abhängig von Teilnehmern und anwesenden Tagen.

Bettwäsche **3 Euro**

Essen - Einkauf I $\frac{1}{4}$ Anteil **25,65 Euro**

Essen - Einkauf II $\frac{1}{2}$ Anteil **13,15 Euro**

Anteil Wein je nach Flasche (insgesamt lag das bei 6 - 7 **Euro** in dieser Zeit)

Wir haben Wein + Bier herausgerechnet aus den allgemeinen Lebensmittelkosten (was bei 4 Personen nicht nötig gewesen wäre, wollten aber die Praktikabilität ausprobieren, da es früher deswegen gewissen Unmut gab bei Leuten, die keinen Tropfen tranken.

Porto, Bonbons etc: Die bisherigen Ausgaben an Porto und die für diesen Brief sowie "Danke-schön-Bonbons" für Frau Löbermann und Powik, die ich noch schicken werde, haben wir auf alle 4 Teiln. umgelegt. Das waren pro Person nochmal **7,95 Euro**.

Ihr seht also: Wir haben „gut“ gewirtschaftet – darben musste niemand!

3. Vom Schreiben und Sterben im Sommer des Jahres 2005. Tagebuchauszüge

Vorbemerkung

Am Rosenmontag, den 23. Februar 2004, ist morgens beim Kaffeekochen die damals 92-jährige Ilse Kamplade, Ruths Mutter, in ihrem Apartment in der Seniorenresidenz am Kurpark von Bad Windsheim zusammengebrochen. Sie erholte sich nach einem Krankenhausaufenthalt soweit, dass sie in der Pflegestation unter ständiger Betreuung weiterleben und mit dem Gehwagen und in Begleitung noch Spaziergänge durch den Kurpark machen konnte. Doch ihre körperlichen und geistigen Kräfte ließen merklich nach. Ruth besuchte – des Öfteren auch in meiner Begleitung - ihre Mutter seit dem Umzug in die Pflegestation jeden Monat für eine Woche und begleitete sie auf den Spaziergängen, half ihr bei den Mahlzeiten und auch bei den Toilettengängen. Ende des vergangenen Jahres waren die Ausfahrten nur noch im Rollstuhl möglich. Erschwerend kam hinzu, dass die Mutter fast erblindet war und Ruth ihr ansagen musste, welche Stellen des Kurparks der Rollstuhl gerade pasierte.

Ich beginne meinen Bericht mit zwei Tagebuchnotizen vom März und Juni des folgenden Jahres. Das sind zwei Momentaufnahmen. Im Juli und August reihe ich meine Aufzeichnungen kontinuierlich aneinander. Ich bereitete mich in dieser Zeit auf eine Schreibwerkstatt in Dorstadt vor. Ich wollte dort mit der Niederschrift meiner Autobiographie beginnen. Schon mit gepackten Koffern sagte ich meine Teilnahme an der Werkstatt jedoch wieder ab, weil ich für Ruth jederzeit erreichbar und auch abrufbar sein wollte. Ich habe diese Zeit im Tagebuch festgehalten, weil ich Sigi Stecher und Sonja Stauffer, die mit mir – in der Tradition Paul Schusters - die Schreibwerkstatt geplant hatten, mitteilen wollte, wie meine Gedanken zum einen in Bad Windsheim bei meiner Schwiegermutter und Ruth, zum anderen aber auch bei den in Klausur in Dorstadt Schreibenden waren.

Berlin-Kladow - Spandau.
Donnerstag, 17. März 2005

Vorbereitungen auf die Rückkehr von Ruth

Nachdem ich eine Woche lang nicht beim Einkaufen gewesen war, habe ich gestern bei Aldi Grundnahrungsmittel eingekauft. Heute ergänze ich die Bestände durch einen Einkauf bei der breiter sortierten Firma Bolle um Feldsalat, Rinderleber, Ziegenkäse, Baguettes und spanischen Wein. Heute Abend kehrt Ruth aus Bad Windheim zurück und ich will sie mit einem schönen Abendessen empfangen. Primeln werde ich noch in den von Ruth getöpften Blumenkasten auf der Küchenfensterbank pflanzen.

Heimtücke

In den Nachrichten des Tages sind die beiden wichtigsten Themen der Job-Gipfel von Regierung und Opposition und das Scheitern der Wiederwahl von Heide Simonis (SPD) zur Ministerpräsidentin von Schleswig-Holstein. Ein ungekannter SPD-Abgeordneter verweigert während vier Wahlgängen seine alles entscheidende Stimme. Der oder die Unbekannte scheint eine Große Koalition erzwingen bzw. die Grünen aus der Koalition entfernen zu wollen. Besonders heimtückisch war, dass die SPD-Fraktion vor dem 4. Wahlgang eine interne Probeabstimmung durchgeführt und bei dieser Gelegenheit der Abweichler für Heide Simonis gestimmt hatte. Sonst hätte sie sich dem vierten Wahlgang nicht mehr gestellt.

Muttis Hilferufe

Um 18.05 Uhr hole ich Ruth am Bahnhof Spandau ab. Sie hat sich die regelmäßigen und immer und immer wiederholten Hilferufe ihrer Mutter im Kalender notiert und sie liest mir diese beim Abendessen vor: „Hilfe! Ich bin ganz verwirrt. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Hilfe! Helfen Sie mir doch! Sagen Sie mir, was ich tun soll! Ich will doch alles richtig machen. Ich will doch nichts falsch machen.“ – Oder etwas später: „Es geht alles in die Hose. Kommen Sie mir zu Hilfe!“ – Oder dringende Fragen an Ruth: „Bleibst Du bei mir? Kommst Du mit mir? Hilfst Du mir?“

Berlin-Kladow – Spandau.
Mittwoch, 1. Juni 2005

Ruth Bemühungen bei fortschreitender Demenz ihrer Mutter

Um 18.05 Uhr hole ich Ruth am Bahnhof Spandau ab. Das Verhalten ihrer Mutter schwankt von Tag zu Tag. Es gibt Tage, an denen sie sich ruhig durch den Kurpark schieben lässt und an denen sie auch ihren Brei selbst löffelt, und es gibt Tage, an denen sie ohne Unterbrechung immer wieder dieselben Hilferufe ausstößt und gefüttert werden muss – auf die Gefahr hin, dass ihr das Essen immer wieder aus dem Mund läuft. Einmal passierte es beim Toilettengang, dass nichts kam, aber in dem Moment, in dem Ruth ihre Mutter wieder hochhob und die Hose hochzuziehen suchte, der Kot über Ruths Hände und über die Unterkleidung floss. Die Schwester, die gerade vorbei schaute, meinte, sie würden Gummihandschuhe tragen, weil dies öfter vorkomme. Ruth fand es nicht so schlimm, weil der Waschbecken unmittelbar daneben war und neue Unterkleider sofort angezogen werden konnten. Unterwegs im Kurpark ist Vergleichbares nicht vorgekommen. Zweimal am Tag hat Ruth ihre Mutter im Rollstuhl durch den Kurpark geschoben und einmal mit ihr sogar an dem Richtfest des neuen Therapiezentrums – aus der Distanz – für eine Weile teilgenommen, bis die Hilferufe wieder einsetzten. Über die Mittagszeit (von 12 – 14 Uhr) hat Ruth meist kleine Radausflüge unternommen und dabei auch die Fundstellen der berühmten Adonisröschen aufgesucht. Sie kam mit einer gesunden Farbe auf Gesicht und Armen wieder zurück, aber die Sorge um die Mutter hat sie doch schwer belastet. Zum Schluss konnte sie noch mit Dr. Stadler sprechen. Dieser experimentiert mit verschiedenen Psychopharmaka, hat aber noch kein hilfreiches gefunden.

Berlin-Kladow – Spandau.

Freitag, 1. Juli 2005

Urangst und Begleitung

Ich bringe Ruth zum Bahnhof Spandau. Sie fährt für eine Woche zu ihrer Mutter nach Bad Windsheim. Sie hofft auf gutes Wetter, damit sie ihre Mutter vormittags und nachmittags im Rollstuhl durch den Kurpark schieben kann. Auf diese Weise lässt sich die 93jährige noch am ehesten beruhigen und davon abhalten, ständig Hilferufe auszustoßen. „In ihr steckt eine Urangst. Nur die Nähe lieber Menschen kann da noch etwas helfen. Ich habe mir vorgenommen, sie bis in ihre letzten Stunden zu begleiten.“ Das ist nun wirklich keine leichte Aufgabe für Ruth. Prognosen sind nicht möglich.

Auf krummem Weg zu Neuwahlen

„Vertrauensabstimmung“ im Deutschen Bundestag. Die Opposition und die Regierung, vor allem der Kanzler selbst, wollen Neuwahlen. Laut Verfassung ist dies nur möglich, wenn der deutsche Bundestag dem Kanzler das Vertrauen entzieht und der Bundespräsident daraufhin den Bundestag auflöst. Tatsächlich verfügt Gerhard Schröder jedoch im Bundestag über eine stabile, regierungsfähige Mehrheit. Dies wurde erst gestern durch die Verabschiedung mehrerer Gesetze bewiesen. Die Krise besteht darin, dass die SPD eine Landtagswahl nach der anderen – zuletzt im größten Bundesland – verloren hat. Damit hat das Wahlvolk zum Ausdruck gebracht, dass es der Regierung nicht mehr zutraut, das Problem der Massenarbeitslosigkeit zu lösen. Schröder spürt, dass er diese Grundstimmung in einem weiteren Regierungsjahr nicht ändern kann. Er hofft, durch einen vorgezogenen Wahlkampf dem Volk vor Augen zu führen, dass die konservative Opposition auch nicht weiß, wie das Problem zu lösen ist und dass es dann lieber bei der alten Regierung bleibt, die zumindest einige Reformen zustande gebracht und in der Außenpolitik gegenüber der Bush-Administration Standfestigkeit bewiesen hat. Und einige Versuche der ökologischen Anpassung – zum Beispiel beim Gewinnen von Windenergie - sollten auch nicht vorschnell aufgegeben werden.

Heute folgte die Hälfte der Abgeordneten der Regierungskoalition der Empfehlung des SPD-Fraktionsvorsitzenden Müntefering und enthielt sich der Stimme. Allgemein wird damit gerechnet, dass Bundespräsident Köhler nun auch den Bundestag auflösen wird. Tatsächlich hat der Wahlkampf heute bereits begonnen.

In der Debatte vor der Vertrauensabstimmung hielt Außenminister Joschka Fischer eine fulminante, für meinen Geschmack reichlich ordinäre Wahlkampfreden. Im Hochgefühl der Umfrageergebnisse sei die CDU/CSU aufgeblasen wie ein Soufflé. Die Wahlkämpfe würden nun hinein stechen. Da werde viel heiße Luft herauszischen. Man werde sehen, ob die Opposition sich nicht zu früh aufs Regieren eingerichtet habe.

Fischer hat wieder den Kosovo-Krieg gerechtfertigt. Ich erinnere mich nur zu gut an Lafontaines Ostermarsch-Rede im Jahre 1999, in der er sich – allerdings nach seinem Rücktritt als Finanzminister und SPD-Vorsitzender - von diesem Angriff auf Jugoslawien distanzierte. Ich hörte die Rede damals im Waldkrankenhaus nach der Hüftoperation. Ich werde die Grünen nicht noch einmal wählen.

Berlin-Kladow.

Montag, 4. Juli 2005

Ein Gespräch mit Günter Fritz über die alten Zeiten und die bevorstehenden Wahlen

Das Fieber ist zurückgegangen (37,8), aber ich habe immer noch Leibscherzen und Durchfall.

Selbst zum Zeitungslesen habe ich keine Lust. Ein erfreuliches E-Mail von Sigrid Loeffler. Sie will meine Nachfragen zu Gregor Dotzauers Verriss von Peter Handkes Reiseerzählung „Die Tablas von Daimiel. Ein Umwegzeugenbericht zum Prozess gegen Slobodan Milosevic“ in ihrer Zeitschrift „Literaturen“ veröffentlichen.

Am Abend ruft Günter Fritz aus Stuttgart an. Er will wissen, wie ich den Ausgang der bevorstehenden Bundestagswahlen einschätze. Günter ist immer noch SPD-Mitglied. Er ist überrascht, dass ich den unter Sozialdemokraten neuerdings gängigen Vorwurf des Populismus gegen Oskar Lafontaine nicht gelten lasse und mich erleichtert zeige, die Links-Partei wählen zu können. Meine Prognose: Die Wahlbeteiligung wird steigen und das ist den Konservativen abträglich. Ich rechne mit einer großen Koalition, zumal Schröder ein Bündnis mit der Linkspartei ausschließt.

Die Wandlungen des Willi Hoss

Ich erzähle Günter von meinem Vorhaben, meine Erinnerungen an die „Gewaltfreie Zivilarmee“ als Teil meiner Autobiographie aufzuschreiben und frage ihn nach seinen Erinnerungen an Willi Hoss. Rückblickend halte ich ihn für meinen bedeutendsten Gegenspieler. Er war zu Beginn der 60er Jahre wohl der Kopf der Stuttgarter Untergrund-KPD. Günter erinnert sich, dass Hoss ihm 1968/69 bei einer Vorbesprechung zum Ostermarsch sagte: Er sei in KPD jetzt ein Außenseiter, weil er den Einmarsch in der CSSR missbillige. Wie aus der Autobiographie von Hoss hervorgeht, führte dies tatsächlich ein paar Jahre später zu seinem Ausschluss aus der DKP. Ob die Ideen der Gewaltfreien Zivilarmee meinen Kontrahenten Hoss, der später zu den Gründern der Grünen und 1984 zu ihren ersten Bundestagsabgeordneten gehörte und wegen des Kosovo-Kriegs wieder ausgetreten ist, doch beeinflusst haben? Das hätte ich ihn gerne noch gefragt, aber er ist 2003 an Krebs gestorben. Seine Tochter Nina (30) spielt heute am Deutschen Theater und beim Berliner Ensemble. Sie engagiert sich politisch ähnlich wie ihr Vater und ihre Mutter, die 1983 gegen die Mittelstreckenraketen in Mutlangen mit dabei war. Das weiß ich aber auch nur aus der Autobiographie ihres Vaters.

E-Mail von Sigrid Löffler aus Berlin

Berlin, den 2. Juli

Sehr geehrter Herr Professor Ebert,

erst jetzt habe ich die Zeit gefunden, mich mit Ihren umfangreichen Mail-Attachments zu befassen und insbesondere Ihren Vortragstext zum Friedensaspekt von Handkes Reiseberichten genau zu studieren. Ich bin Ihnen fuer die Zusendung sehr verbunden. Ich finde es ermutigend zu erfahren, dass Handkes Texte auch anders apperzipiert werden koennen als die teils unsaeglichen Presse-Reaktionen vermuten lassen. Da ich aus Ihrem Vortrag entnehme, dass Sie und Handke einander kennen, habe ich mir erlaubt, Ihren Text meinem Dossier der Presse-Meldungen beizuschließen, das ich ihm nach Paris schicke.

Bitte erlauben Sie, dass wir Ihre Replik auf den Tagesspiegel in unsere Dokumentation der Handke-Reaktionen aufnehmen, die im kommenden (September)-Heft von LITERATUREN erscheinen soll.

Mit sehr freundlichen Gruessen

Sigrid Loeffler

LITERATUREN

Reinhardtstrasse 29

D-10117 Berlin

mail: loeffler@literaturen.de

Berlin-Kladow.

Donnerstag, 7. Juli 2005

Rückkehr Ruths

Der Gesundheitszustand ihrer Mutter ist unverändert. Diese befürchtet nichts Bestimmtes, nur eben, dass sie den jeweils nächsten Schritt nicht mehr tun kann. Es ist die Angst vor der Zukunft und natürlich vor dem Sterben. Der Hausarzt Dr. Stadler hat sich mit einem Psychiater beraten. Dieser hat ein neues Medikament empfohlen, welches die Angstattacken dämpfen kann, bei Überdosierung die Patientin jedoch einschläfert.

Berlin-Kladow – Dahlem.

Montag, 11. Juli 2005

Besuch von Sonja Stauffer

Um 14 Uhr in der Philosophie-Vorlesung von Peter Bieri in der „Rostlaube“. Er gibt einen Überblick über die Vorlesung dieses Semesters. Er hat vor allem das Leib-Seele-Problem behandelt. Im nächsten Semester sind dann die Grundprobleme der Ethik an der Reihe. Das interessiert mich noch mehr. Ich treffe in der Vorlesung Sonja Stauffer. Wie geplant fahren wir zusammen nach Kladow. Das Wetter ist ideal. Während Ruth den Kaffeetisch auf der alten Terrasse vorbereitet, mache ich mit Sonja einen Rundgang. Ich zeige ihr unseren Badesteg, die Badewiese am Groß Glienicker See und die frühere Grenzanlage zwischen dem Groß Glienicker und dem Sacrower See. Der früher mit Unkrautvernichter kahl gehaltene Todesstreifen ist nun meistens von Birken und Kiefern bewachsen, nur noch an wenigen freien Stellen Sand und Steppenvegetation. Auf dem Rückweg blicken wir über das Gerstenfeld oberhalb der Badewiese auf den Groß Glienicker See und kehren durch das Hundeauslauf-Wäldchen zurück zu unserem Haus. Sonja hat während der letzten 40 Tage in Berlin zwar keine Erzählung, doch an die hundert Seiten Tagebuch geschrieben.

E-Mail an Sigi Stecher (c/o Christel Beckmann) in Oederquart

20.7.2005

Liebe Sigi,

ich freue mich auf die Schreibklausur in Dorstadt. Ich bin hier in Haus und Garten doch sehr eingespannt und habe außer einem Beitrag für die Festschrift meines Kollegen und Freundes Hans-Georg Wittig nichts geschrieben. Den Brief Sigrid Löfflers leite ich an Dich weiter. Bei dem Brief Peter Handkes darf ich das nicht so einfach machen, weil er sehr persönlich schreibt und ich etwas beschämt war ob seines herzlichen Dankes für mein Schreiben an den „Tagesspiegel“. Die Kritik der „schmutzigen Kerle“ vom Feuilleton hat ihn offenbar stärker verletzt, als ich angenommen hatte.

Barbara Slawig hat bei mir angerufen und sich erkundigt, wann Assen Assenow und ich am Prager Platz starten. Ich werde Assen um 8 Uhr abholen und ich denke, dass wir in längstens vier Stunden in Dorstadt sein werden. Barbara will dann auch um diese Zeit in Dorstadt eintreffen. An die Putzmittel denke ich und Johannisbeer-Marmelade habe ich während der letzten Tage auch gekocht. Den Laser-Drucker kann ich nicht mitbringen. Er gilt als transportempfindlich und ich wüsste auch nicht, wie er an meinen Apple-Laptop anzuschließen wäre. Ich denke, dass wir auch ohne Drucker auskommen werden. Ich bin aber gerne bereit, Texte im Voraus zu kopieren.

Ich hoffe, Du kommst gut voran. Ich lese zurzeit wieder in Ulla Hahn: Das verborgene Wort. Mir

gefällt ihre Art, das Heimatkolorit mit dem Hochliterarischen zu verbinden. Das ist eine große Kunst.

Auf baldiges Wiedersehen
Dein Theodor

Berlin-Kladow.

Donnerstag, 21. Juli 2005

Alarm aus der Pflegestation

Frau Weiß, die Leiterin der Pflegestation in Bad Windsheim, ruft um 7 Uhr an. Ruths Mutter ist in die Intensivstation des Krankenhauses gebracht worden. Ihr Kreislauf ist zusammengebrochen. Ruth ruft im Krankenhaus an und erfährt vom Arzt, dass die Patientin ausgetrocknet sei, aber sonst kein organischer Schaden vorliege. Nach Zuführung von Glukose-Flüssigkeit habe sich ihr Zustand bereits wieder gebessert. Ruth telefoniert mit ihren Geschwistern. Otto wird am Wochenende ohnehin nach Bad Windsheim reisen.

Es regnet heftig. 40 Liter fallen auf den Quadratmeter. Im märkischen Sand versickert alles, ohne Schaden anzurichten. Das ist der Vorteil unfruchtbarer Böden! Bei mir vergeht der Tag mit der Korrektur von Texten, die ich dem Geburtstagsbrief an Hanne Lenz und einem weiteren Brief an Günter Fritz beifügen will.

Mutmaßliche Konstellationen nach der Bundestagswahl

Am Abend teilt Bundespräsident Köhler im Anschluss an die Tagesschau mit, dass er dem Bundestag auflöst, weil er Neuwahlen für geboten hält. Die neue Linkspartei ist in Umfragen mit 11 Prozent die drittstärkste Kraft. Nach dem Parteien- und dem Wahlrecht handelt es sich bei der Linkspartei noch um die alte PDS, die sich nun die Linke (mit Zusatz PDS in den neuen Bundesländern) nennt und Mitglieder der WASG, meist mit Hartz IV unzufriedenen früheren SPD-Mitgliedern, auf ihre offenen Wahllisten nimmt. CDU/CSU und FDP kommen zusammen auf 49 Prozent der Stimmen. Eine konservative Regierung ließe sich vermeiden, wenn die drei linken Parteien sich auf ein konstruktives Programm einigen könnten. Das ist leider schwer vorstellbar. Ich rechne mit einer konservativen Regierung oder mit einer großen Koalition von CDU/CSU und SPD.

Berlin-Kladow – Spandau.

Freitag, 22. Juli 2005

Belastungs-EKG bei der Kardiologin in Spandau

Ruths Mutter geht es nach Glukose-Infusionen wieder etwas besser. Ich lese frühmorgens im Bett und beim Warten in der Praxis der Kardiologin das Vorwort zu Caroline Fetschers Dokumentation „Srebrenica. Ein Prozess“ (Edition Suhrkamp 2002). Die Tochter meines früheren Lehrers Iring Fetscher sieht sich als Vorkämpferin der Menschenrechte. Von dort rührt der Ingrim, mit dem sie Peter Handke angreift.

E-Mail von Sonja Stauffer

Zürich, 22. 7. 05

Lieber Theodor

Hab herzlichen Dank für die Weiterleitung der Mail an Sigi mitsamt Deinem Artikel (ich kam noch

nicht dazu, ihn zu lesen, werde dies aber vor Dorstadt noch tun!)

Am Montag kurz vor Mitternacht kam ich in Zürich an - obschon die Reise mit dem Zug von Haus zu Haus gute zehn Stunden dauerte, erschien auch sie noch zu kurz, um die Seele mitkommen zu lassen. Am ersten Abend hier fand ich den Lichtschalter nicht, öffnete in der Küche die falschen Schubladen, auch der Dialekt war mir so weit fremd geworden, dass er mir auffiel, als Dialekt.... (ich habe in diesen sechs Berlin-Wochen in Hochdeutsch zu denken begonnen). Und obwohl Christian mich herzlich empfing, mit Sekt und Rosenstrauß, kam ich mir zu Beginn wie eine vorübergehende Besucherin vor, die gleich wieder abreisen würde (das werde ich ja auch tun, in acht Tagen....). Gestern und heute nun habe ich mich langsam wieder in meiner Welt hier eingefunden, doch es weht noch immer ein Hauch von Fremdheit über allem...- und zugleich bin ich dankbar über die freie, reiche und wunderbare Zeit in Berlin!

Ich möchte mich nochmals herzlich bedanken, bei Dir und Deiner Frau, für den schönen Nachmittag in Kladow. Ich habe mich sehr gefreut, dass es doch noch geklappt hat, dass ich Euer Haus, den Badesteg, den Groß Glienicker See sehen durfte. Den Spaziergang mit Dir entlang des Ufers, entlang der Felder, des Waldrands hat mir einen Eindruck von der Schönheit und Weite dieser Landschaft gegeben, einer luftigen Weite, als ob Birken, Fichten, Kiefern den Himmel stützten, der hier so weit aufgespannt ist und zugleich so nah zur Erde und ihren Bewohnern kommt.... Bitte richte auch Deiner Frau ganz herzliche Grüße aus!

Zu Dorstadt noch eine Anmerkung: Ich werde meinen Reisedrucker mitnehmen, ebenso das Diskettenlaufwerk und einen Bogen Druckerpapier. Es sollte also möglich sein, einzelne Texte oder Passagen auszudrucken....

Ich freue mich sehr auf Dorstadt und unser Wiedersehen!

Herzliche Grüße und auf bald
Sonja

Berlin-Kladow.
Sonntag, 24. Juli 2005

Nachricht vom Sterbebett

Ruth erfährt von ihrem Bruder Otto, dass die Mutter immer schwächer wird, weil sie nicht mehr ausreichend Nahrung zu sich nehmen kann. Eine künstliche Ernährung über Darmsonde hat sie schon vor längerer Zeit durch Patientenverfügung abgelehnt. Ruth entschließt sich, morgen früh nach Bad Windsheim zu reisen. Sie will selbst sehen, was sich noch machen lässt. Die Mutter ist noch bei Bewusstsein und kann gelegentlich klare Sätze sprechen, wenn auch ganz leise. Ruth bereitet die Reise vor und führt eine ganze Reihe von Telefonaten. Ich gehe allein in die Schilfdachkapelle. Gerhard Rosenau predigt über den Schluss der Bergpredigt, insbesondere über die Gründe für das Entsetzen der Zuhörer.

Ich korrigiere die Beiträge für die Broschüre des BSV über die Zukunft der Sozialen Verteidigung und schreibe an Christine Schweitzer. Ruth telefoniert ausführlich mit ihrem Bruder Otto, der ihr im Detail das Verhalten der Mutter schildert. Diese wird weiter im Krankenhaus bleiben müssen und wird wahrscheinlich nicht mehr aufstehen können. Sie wünscht sich zwar noch in den Kurpark zu fahren, aber sie ist zu schwach, sich in den Rollstuhl zu setzen. Otto wird morgen Abend wieder nach Berchtesgaden zurückkehren müssen. Als Direktor des Gymnasiums ist er dort – gerade jetzt vor den Ferien – unabhkömmlich. Jürgen will am Freitag nach Bad Windsheim kommen.

Berlin-Kladow – Spandau.

Montag, 25. Juli 2005

Keine künstliche Ernährung

Ich bringe Ruth zum Spandauer Bahnhof. Sie fährt bis auf weiteres zu ihrer Mutter nach Bad Windsheim. Heute Abend wird sie zusammen mit ihrem Bruder Otto entscheiden, ob – entsprechend der Patientenverfügung – auf künstliche Ernährung über eine Magensonde verzichtet werden soll.

Ich schneide nachmittags die großblättrige, immergrüne Hecke hinter dem Haus, um dem Öllieferanten, der übermorgen kommen wird, freie Bahn zu schaffen. Am Abend lese ich in den Briefschaften und sonstigen Texten der Jahre 1960 bis 1962. Wenn ich in die Schreibwerkstatt nach Dorstadt komme, was jetzt wieder unsicher ist, will ich nicht Quellen studieren, sondern mit dem Schreiben beginnen. In den Ordnern sind auffällig viele Briefe meiner Mutter. In den letzten zehn Jahren hat sie mir überhaupt nicht mehr geschrieben. Ich muss mich in ihre Sütterlin-Schrift aber erst wieder einlesen.

Ich finde es erstaunlich, dass sie sich auf meine Fragen zu ihrer Lektüre von Will Durants „Geschichte der Philosophie“ eingelassen hat. In einem vierseitigen Brief beantwortet sie meine Fragen zu Voltaire. Erklären lässt sich dieser Brief damit, dass ich zuvor mit ihr und meinen Geschwistern Ulrich und Hans-Martin im Gartenhaus in der Ruhbronn Ferien gemacht und ihr in dieser Zeit Philosophie-Unterricht erteilt hatte. Mir stand im Wintersemester 1960/61 die für alle künftigen Studienräte obligatorische Philosophieprüfung bevor.

Berlin-Kladow.

Dienstag, 26. Juli 2005

Fortsetzung meiner Lektüre der Leitz-Ordner mit den Briefen und Texten der Jahre 1961 und 1962. Ich setze mich dazu auf den Badesteg. Als am Abend die neuen Nachbarn, gegen deren Stegbau ich Einspruch erhoben hatte, kommen, erwidern sie auch heute meinen zweimaligen Gruß nicht.

Berlin-Kladow.

Mittwoch, 27. Juli 2005

Ruths Bericht aus dem Windsheimer Krankenhaus

Beim Aufwachen lese ich in „Elizabeth Castello“ von Coetzee, eine originelle Art der Poetologie. Um 8 Uhr erreiche ich Ruth beim Kaffeetrinken in der Pension Hammann. Das Verhalten von Mutti ist sehr unterschiedlich. Am Montagabend erinnerte sie sich an ihre Anfänge im Tennisspiel und sprach vernehmlich. In der folgenden Nacht war sie ganz unruhig, streifte ihr Nachthemd ab und schlief nicht. Diesen Schlaf holte sie gestern tagsüber nach. Ruth saß bis 21 Uhr an ihrem Bett und las in Peter Bieris „Nachtzug nach Lisabon“. Am Nachmittag weckte Ruth – auf Empfehlung des Arztes – ihre Mutter, um ihr einige Schluck Tee einzuflößen und zwei Löffel Pudding zu füttern. Prognosen sind nicht möglich.

Berlin-Kladow.

Freitag, 29. Juli 2005

Ruths Mutter immer schwächer

Um 8 Uhr rufe ich Ruth in der Pension Hammann an. Ihre Mutter ist nicht zu beruhigen. Sie stößt

stundenlang ihre Hilferufe aus, was sie sehr anstrengen muss. Ruth versucht dann, mit ihr alle möglichen Lieder zu singen. Das kann eine Zeitlang gelingen, doch dann beginnen die Rufe von neuem. Ruth bleibt den ganzen Tag am Bett – bis 9 Uhr am Abend. Ruth hat vom vielen Sitzen geschwollene Beine. Heute erwartet sie ihren Bruder Jürgen und morgen (für einen Tag ohne Übernachtung) ihre Schwägerin Renate mit der Tochter Veronika. Dies wird Ruth wenigstens für Stunden ermöglichen, das Krankenbett zu verlassen. In Bayern beginnen zwar in der kommenden Woche die Sommerferien, aber Otto muss als Direktor noch ein paar Tage bleiben und das nächste Schuljahr vorbereiten. In der kommenden Woche wird die Mutter, wenn sich nichts Dramatisches ändert, in die Pflegestation der Seniorenresidenz zurückverlegt werden. Eine Prognose ist nicht möglich. Es steht nur fest, dass die Nahrungsaufnahme nicht ausreicht. Flüssigkeit kann ihr über den Tropf zugeführt werden, aber es ist unklar, wie lange die noch vorhandenen Reserven zur Erhaltung des Lebens reichen. Wenn morgen der Besuch kommt, wird dieser wahrscheinlich ob des von Furcht verzerrten Antlitzes erschrecken.

Ich werde morgen nach Dorstadt reisen, denn es ist egal, ob ich dort oder in Berlin auf die nächsten Nachrichten warte. Am Wochenende wird Wolfgang aus Slowenien zurückkommen. Ich habe ihm und auch Sabine, zu deren Wohnung die beiden sicher als erstes steuern werden, einen Lagebericht auf den Anrufbeantworter gesprochen. Christian hat gestern aus Özdemir angerufen und wird dies heute Abend wieder tun. Seine Familie genießt den Urlaub am Strand.

Am Abend ruft Wolfgang an. Er ist gesund aus Slowenien zurück. Er rät mir, nicht nach Dorstadt zu reisen. Ich folge seiner Empfehlung. Ich suche Sigi Stecher in ihrer Klausur zu erreichen, doch sie ist bereits nach Dorstadt abgereist. Ich schreibe an Sonja Stauffer ein E-Mail und telefoniere mit Barbara Slawig und Assen Assenow.

E-Mail an Sonja Stauffer in Zürich

29.7.2005

Liebe Sonja,

für den Fall, dass Du vor der Abreise nach Dorstadt noch einmal in den E-Mail-Briefkasten schaust, wollte ich mich zum einen für Deinen letzten Brief mit den Anmerkungen zu der kleinen Studie über die VDW-Studiengruppe „Soziale Verteidigung“ bedanken und zum anderen – und dies geht eben leider nur schriftlich – Dir mitteilen, dass ich zumindest im Moment nicht nach Dorstadt fahren kann. Ich hatte, wenn auch schon etwas bedrückt, die Koffer gepackt und noch heute früh mit Assen Assenow verabredet, dass ich ihn morgen um 8 Uhr abholen würde, aber was ich dann am Abend von Ruth hörte, ließ es nicht mehr zu, dass ich mich in Klausur begeben und nur noch über Handy erreichbar bin. Meine Schwiegermutter wird immer schwächer, kann nichts mehr essen und auch die Stimme, mit der sie seit Tagen ständig Hilferufe ausstieß, versagt ihr jetzt. Ruth hat sie durch Streicheln und das Singen von Liedern etwas zu beruhigen gesucht, doch dies gelang nur selten und dann auch nur für kurze Zeit. Die 93jährige ist am Ende ihrer Kräfte und sie kann und will auch nichts mehr zu sich nehmen. Flüssigkeit erhält sie über den Tropf. Ruth möchte ihr Mutter nicht allein sterben lassen und sitzt nun täglich zwölf Stunden an ihrem Bett. Wir wissen nicht, wie es weiter geht. Morgen und übermorgen kommen noch Verwandte, um (stumm) Abschied zu nehmen. Ich werde vorläufig in Berlin bleiben, aber wahrscheinlich in der kommenden Woche nach Bad Windsheim fahren, weil ich Ruth nicht noch länger tagelang allein an dem Sterbebett sitzen lassen kann. Das ist eine zu große Belastung für sie. Auch unsere Kinder haben mir geraten, Ruth jetzt nicht allein zu lassen. Ich bin sicher, dass Ihr dies versteht. Diese kurzfristige Absage fällt mir sehr schwer,

weil ich mich auf unser Zusammensein und unsere Beratungen sehr gefreut habe. Ich habe mir davon auch einen kräftigen Anshub für mein autobiographisches Vorhaben versprochen und mir die Unterlagen für mehrere Texte zurecht gelegt.

Ich wünsche Dir und den anderen eine schöne Schreibzeit und fruchtbare Beratungen und hoffe sehr, dass der zweiten Versuch einer selbst organisierten Schreibzeit so ermutigend ausfällt, dass ich beim dritten Mal wieder mit dabei sein kann. Grüße Sigi und die anderen herzlich von mir.

Dein Theodor

E-Mail von Sonja Stauffer aus Zürich

29.7.05

Lieber Theodor

Das ist eine traurige Nachricht. Es tut mir sehr leid für Deine Schwiegermutter, für Ruth und für Dich. Es wird für alle von Euch eine schwere Zeit sein, eine Abschiedszeit. Natürlich verstehe ich sehr gut, dass Du unter diesen Umständen nicht nach Dorstadt kommen kannst; ich bedaure das persönlich sehr, aber wenn ich mich in Deine Situation zu versetzen versuche, würde ich bestimmt so handeln wie Du. Der Abschied von einem Menschen ist eine Zeit, in der alle einander brauchen, füreinander da sein müssen, und sicher ist es jetzt besonders wichtig, dass Du Deiner Frau beistehst.

Ich wünsche Euch allen in diesen schweren Stunden viel Kraft und grüsse Dich ganz herzlich

Sonja

P.S. Ich werde die Situation und Deine Grüße an alle weiterleiten.

Berlin-Kladow.

Samstag, 30. Juli 2005

Mein Geheimprogramm

Heute früh um 7.30 Uhr wäre ich nach Dorstadt aufgebrochen, um dort in der Klausur und im Gespräch mit Freunden die ersten Seiten meiner Autobiographie zu schreiben. Ich hatte mich schon auf die Autofahrt mit Assen Assenow gefreut, hatte er doch vor etwa 20 Jahren beim Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb in Klagenfurt einen Preis gewonnen und über mehr als ein Jahrzehnt die Literaturzeitschrift „Litfass“ herausgegeben. Ich nehme mir vor, jetzt hier in Berlin mein Dorstädter Schreibprogramm zu absolvieren und beginne es mit der Lektüre von Goethes Einleitung zu „Dichtung und Wahrheit“ und dem zugehörigen Kommentar von Erich Trunz. In letzterem finde ich den Hinweis auf eine im Winter 1805/06 verfasste Rezension Goethes von S. M. Lowe „Bildnisse jetzt lebender Gelehrter, mit ihren Selbstbiographien“:

„Es gibt zweierlei Arten, die Geschichte zu schreiben, eine für die Wissenden, die andere für die Nichtwissenden. Bei der ersten setzt man voraus, dass dem Leser das Einzelne bis zum Überdruß bekannt sei. Man denkt nur darauf, ihn auf eine geistreiche Weise, durch Zusammenstellungen und Andeutungen, an das zu erinnern, was er weiß, und ihm für das zerstreut Bekannte eine große Einheit der Ansicht zu überliefern oder einzuprägen. Die andere Art ist die, wo wir, selbst bei der Absicht eine große Einheit darzustellen, auch das Einzelne unnachlässlich zu überliefern verpflichtet sind. - Sollten zu unserer Zeit Männer, die über vierzig oder fünfzig Jahre im Leben stehen und wirken, ihre Biographie schreiben, so würden wir ihnen raten, die letzte Art ins Auge zu fassen. Denn

außerdem, dass man sich gerade um das Nächstvorhergehende am wenigsten bekümmert, so ist unsere Zeit so reich an Taten, so entschieden an besonderem Streben, dass die Jugend und das mittlere Alter, für die man denn doch eigentlich schreibt, kaum einen Begriff hat von dem, was vor dreißig oder vierzig Jahren eigentlich dagewesen ist. Alles, was sich also in eines Menschen Leben dorthin schreibt oder dorthin bezieht, muss aufs neue gegeben werden ... In alle freien schriftlichen Darstellungen gehört Wahrheit, entweder in Bezug auf den Gegenstand oder im Bezug auf das Gefühl des Darstellenden, und so Gott will auf beides ... Aber wir ersuchen sämtliche Teilnehmer, eine doppelte Pflicht stets vor Augen zu haben: nicht zu verschweigen, was von außen, sei es nun als Person oder Begebenheit, auf sie gewirkt, aber auch nicht in Schatten zu stellen, was sie selbst geleistet, von ihren Arbeiten, von deren Gelingen und Einfluss mit Behaglichkeit zu sprechen, die dadurch gewonnenen schönsten Stunden ihres Lebens zu bezeichnen und ihre Leser gleichfalls in eine fröhliche Stimmung zu versetzen ...“

Wenn es mir nicht sogleich als präventios ausgelegt würde, könnte ich diese Sätze Goethes meiner Autobiographie voranstellen. So will ich sie jetzt als mein geheimes Programm verstehen.

Berlin-Kladow.

Sonntag, 31. Juli 2005

Ein Abschiedsbesuch der Schwiegertochter und der Enkelin

Um 8.30 Uhr erreiche ich Ruth während des Frühstücks in der Pension Hammann. Ihre Schwägerin Renate und deren Tochter Veronika kamen gestern um 16 Uhr – später als erwartet. Sie sind um 18 Uhr wieder zurück gefahren. Ruth ist nicht sicher, dass ihre Mutter die beiden erkannt hat. Sie wiederholte mit schwacher, nur noch Ruth verständlicher Stimme die üblichen Hilferufe. Das beruhigende Medikament hat sie nicht eingenommen. Es ist ihr bisher mit Kompott vermischt gereicht worden. Sie schluckt jetzt aber nichts mehr.

Gestern früh war in Muttis Zimmer noch eine andere Patientin geschoben worden. Bei dieser sollte eine Magensonde erneuert werden, was aber nicht sofort gelang. Ruth war während der Bemühungen der Schwestern zunächst im Zimmer geblieben, dann von diesen aber gebeten worden, draußen zu warten. Die Wartezeit dauerte länger als Ruth zunächst angenommen hatte. Als sie schließlich zurückkehrte, war die zweite Patientin nicht mehr im Zimmer. Sie war gestorben. Es ist nicht anzunehmen, dass Mutti dies mitbekommen hat.

Ruth hat dann wie üblich am Bett ihrer Mutter gesessen und ihr die Hand gehalten und den Kopf gestützt. Wenn Ruth Lieder singt, hören die Hilferufe auf. Ich frage sie: „Welche Lieder singst Du denn?“ – „Alles, was mir einfällt. Kinder-, Wander- und Kirchenlieder. Wenn sie zwischendurch einschläft, summe ich noch eine Zeitlang weiter. Ich blieb wieder bis abends 9 Uhr.“

Heute erwartet Ruths ihren Bruder Jürgen, der eigentlich schon am Freitag kommen wollte, dies aber unterließ, als er hörte, dass Renate und Veronika samstags anreisen, dann aber auch am selben Tag noch zurückreisen würden. Ruth weiß nicht, wie lange Jürgen bleiben wird. Ich sage, dass ich anschließend kommen könnte, damit sie auch eine Ansprache habe. Singen könne ich ja nun nicht. Am Montag wird Mutti in die Pflegestation des Seniorenzentrums zurückverlegt.

Ruth hat gestern früh mit Wolfgang telefoniert. Dieser war während seiner Ferien in Slowenien zu einem Vorstellungsgespräch in eine Schöneberger Gesamtschule und in ein Gymnasium schriftlich eingeladen worden. Er hat den Termin verpasst. Manchen anderen Eingeladenen ging es genau so. Als teilzeitbeschäftigter Lehrer musste Wolfgang schließlich die Ferienzeit nutzen. Die Behörde kann doch nicht erwarten, dass die Stellenbewerber die ganze Ferienzeit auf einen Anruf oder ein

Anschreiben warten! Möglich wäre aber gewesen, dass wir Wolfgangs Briefkasten alle paar Tage leeren oder dass er dem Schulamt für die Ferienzeit unsere Adresse angegeben hätte. Doch dann hätte er auch in der Nähe Urlaub machen müssen. Hinterher ist man immer klüger. Ruth rät Wolfgang, sich auf jeden Fall beim Schulamt und gegebenenfalls auch bei den beiden interessierten Schulen am Montag zu melden.

Am Vormittag und Nachmittag lese ich auf dem Steg erneut Günter de Bruyns Schrift über die Autobiographie „Das erzählte Ich“. Am Abend telefoniere ich mit Wolfgang in der Mainzer Straße und mit Martin in London jeweils eine gute halbe Stunde, um sie darüber zu informieren, wie es ihrer Großmutter geht.

Berlin-Kladow.

Montag, 1. August 2005

Die Sterbebegleitung

Ruths Mutter wurde heute Vormittag aus dem Krankenhaus in die Pflegestation des Seniorenheims zurückgebracht. Der Weg war nicht weit. Krankenhaus und Altenheim liegen in Sichtweite, beide am Rande des Kurparks. Während die Mutter nun wieder im eigenen Zimmer mit offenem Mund schläft, kann ich mit Ruth in Ruhe telefonieren. Im Krankenhaus hat der dienst tuende Arzt, wie sich zufällig ergab, auch ein Spandauer, mit ihr noch ein eingehendes, vertrauliches Gespräch geführt. Er war in seiner Kindheit regelmäßig mit seinen Eltern zum Groß Glienicker See gefahren, um dort zu baden und zu picknicken. Er meinte, dass mit Nährlösungen das Leben Muttis noch über Wochen, vielleicht sogar Monate erhalten werden könne, dies aber der vorliegenden Patientenverfügung nicht entspreche. Ruth war überrascht: Ihrer Mutter war in der vergangenen Woche tatsächlich nicht nur Wasser, sondern eine Nährlösung über den Tropf zugeführt worden. Der Arzt war sicher, dass diese künstliche Ernährung zu keiner wirklichen Besserung der Lage, sondern nur zu einer Verlängerung des Leidens führe. Die Rückkehr in die Pflegestation, die nun anstehe, würde demnächst, falls Mutti nicht ganz wider Erwarten von sich aus wieder trinken und essen würde, zu einem ähnlichen Kreislaufversagen wie bei der zurückliegenden Einlieferung ins Krankenhaus führen. Diese war – während der Nacht, in Abwesenheit der Leiterin der Pflegestation, die über die Patientenverfügung Bescheid wusste – vorgenommen worden.

Ruth ist klar: Rückkehr in die Pflegestation bedeutet, dass ihre Mutter dort in den nächsten Tagen sterben wird. Die Urlaubsvertretung des Hausarztes Dr. Stadler besuchte Mutti in ihrem Zimmer und ließ sich über die Patientenverfügung informieren. Auch er sieht keine erneute Einlieferung ins Krankenhaus vor. Die nächsten Tage werden für Ruth sehr schwierig werden. Infusionen werden nicht mehr vorgenommen werden. Meines Wissens kann ein Mensch ohne Flüssigkeit nur zwei bis drei Tage leben.

Ruths Bruder Jürgen hat abtelefoniert. Er hat sich erkältet und kann nicht reisen. Otto, der andere Bruder, muss als Rektor des Gymnasiums von Berchtesgaden während der nächsten drei Tage noch das nächste Schuljahr vorbereiten. Ruth bittet mich, ihn anzurufen. Ich sage Ruth, dass ich darauf vorbereitet sei, morgen um 9.50 Uhr nach Bad Windsheim zu fahren, falls keiner ihrer Brüder komme. Ruth meint, ich solle bis auf weiteres in Berlin bleiben.

Am Abend rufe ich Otto in Berchtesgaden an und erreiche meine Schwägerin Marliese. Sie hatte mit Ruth telefoniert und dabei erfahren, dass Mutti am Abend aus der Hand Ruths einen Becher Tee getrunken habe. Otto sei – möglicherweise mit einer Sommergrippe – aus der Schule zurückgekommen und schlafe bereits. (21.30 Uhr) Vor dem Wochenende könnten sie beide wahrscheinlich nicht nach Bad Windsheim kommen. Sie sei als Arzthelferin unabhkömmlich, weil sie bereits die Urlaubs-

vertretung einer Kollegin übernommen habe. Später räumte sie ein, dass Otto, falls sich sein Gesundheitszustand wieder bessere, eventuell auch bereits am Mittwochnachmittag nach Bad Windsheim fahren könne. Marliese spürte wohl meine Sorge. Es ist zu anstrengend für Ruth, nun schon seit einer Woche von morgens bis abends am Krankenbett zu sitzen und das Sterben der Mutter ganz allein zu begleiten. Ich sagte es auch deutlich: „Das ist zuviel für Ruth. Sie braucht jetzt Unterstützung. Ich will morgen früh anrufen und mein Angebot, nach Windsheim zu kommen, wiederholen.“

Gottfried Kellers Tagebücher und Briefe

Ich habe heute nicht viel getan. Morgens las ich in Christa Wolfs Sammlung „Ein Tag im Jahr“ das Sammelsurium zum 27. September 1996. Aufrichtige Alltagsgeschichte. Zu diesen Tätigkeiten als Hausfrau und zu ihren politischen Überlegungen steht sie auch als Dichterin. Diese Bodenständigkeit gefällt mir an ihr. Wenn Handke nicht Pilze sammeln und mit seiner Tochter Fußballspiele besuchen würde, würde er leicht abheben.

Dann schrieb ich selbst Tagebuch und las „Das erzählte Ich“ von Günter de Bruyn zu Ende und studierte noch einmal Gandhis Einleitung zu „Meine Experimente mit der Wahrheit“. Über den Mittag ging ich zum Einkaufen zu Aldi und am Nachmittag las ich nach einem Mittagsschlaf auf dem Steg in den autobiographischen Notizen und Tagebüchern Gottfried Kellers. Ein sorgfältige, mir sehr sympathische Ausgabe Paul Beyers im DDR-Verlages Volk und Buch, Leipzig 1952. Keller beginnt mit dem Tagebuchschreiben wie ich im Alter von 24 Jahren.

Berlin-Kladow.

Dienstag, 2. August 2005

Das Ausharren Ruths am Sterbebett

Ruth sitzt wieder den ganzen Tag am Bett ihrer Mutter. Als ich am Nachmittag anrufe, höre ich im Hintergrund ihre Hilferufe, die sie nach zehn Minuten noch intensiviert, indem sie Ruths Namen hinzufügt. Wir müssen unser Gespräch beenden. Mutti trinkt etwa einen Becher Tee pro Tag – in sehr kleinen Portionen.

Brigitte Hammann, die Pensionswirtin und frühere Klassenkameradin, hat Ruth darauf aufmerksam gemacht, dass in Bad Windsheim die Beerdigungen immer am dritten Tag stattfinden. Am Sterbebett meint Ruth allein ausharren zu können, aber sie braucht während der drei Tage vor der Beerdigung dringend Hilfe. Ich solle nicht jetzt kommen, sondern dann – möglichst mit Wolfgang – wenn sie uns darum bitte. Otto kommt vielleicht am Donnerstag.

Zu Tränen gerührt war Ruth, als Karl-Heinz, der Ehemann von Ruths Schwester Helma, anrief. Er musste selbst weinen, als er berichtete, wie schwer es gewesen sei, Helma letztes Ringen und Sterben zu begleiten. Er meinte, dass die ärztlichen Kapazitäten versagt und auch Fehler gemacht, aber viel Geld kassiert hätten. Er war sehr darauf bedacht, dass seiner Schwiegermutter jetzt solche Leiden erspart bleiben. Ruth konnte ihn beruhigen.

Ruth hält es für möglich, dass Mutti doch wieder zu trinken und zu essen beginnt. Dann hätte das Einstellen der Nahrungsaufnahme mit den stark dämpfenden Medikamenten zusammengehangen. Diese Medikamente hat sie nun seit einer Woche nicht mehr erhalten. Wenn sich der Zustand Muttis stabilisieren sollte, würde Ruth nach dem Eintreffen Ottos und Jürgens am Freitag nach Berlin zurückkehren.

Ich lese auf dem Badesteg die Einleitungen zu drei Autobiographien: Victor Klemperer „Curriculum

Vitae“, Gregor von Rezzori „Mir auf der Spur“ und Vladimir Nabokov „Erinnerung, sprich“. Am Abend sichte ich alte Tagebücher und Terminkalender, die ich mir aus dem Aktenkeller unter die Lampe des Wohnzimmertischs geholt habe, darunter mehrere Reden und Aufsätze aus den Jahren der Gewaltfreien Zivildarmee. Daran sitze ich bis 22.30 Uhr.

Berlin-Kladow.

Mittwoch, 3. August 2005

Das Fehlen einer Familiengeschichte

Morgens beginne ich im Bett in Peter Handkes Drama „Zurüstung für die Unsterblichkeit“ aus dem Jahre 1997 zu lesen. Zum Hintergrund gehört seine Lektüre des Buchs der Könige im Alten Testament. Das Stück erschien in der Reihe „Spectaculum“ (64) des Suhrkamp Verlages. (Ich hatte es im modernen Antiquariat v für 3 € erworben.) Der besondere Fund: Im Anhang ein Tagebuch Handkes aus der Zeit der Vorbereitung auf das Drama. 20. August bis 19. November 1994. Aufschlussreich für Handkes Verständnis des Alten Testaments. Doch ich kapiere zumindest nicht auf Anhieb, was Handke mit seinem Stück sagen will. Man übernimmt sich ja leicht, wenn man biblisch und zugleich postmodern erzählen will.

Ich beginne mit der Niederschrift der Autobiographie - ausgehend von meinem Bericht als Zeitzeuge für Archiv Aktiv in Hamburg am 11. Juni. Ich habe mich entschieden, nicht mit der Kindheit anzufangen, sondern mit der zweiten Hälfte meiner Studienzeit, also mit den Jahren 1961 bis 1965. Die Erfindung der Sozialen Verteidigung soll im Mittelpunkt stehen, doch soziale Erfindungen sind milieubedingt. Darum werden in der Darstellung nicht nur meine Freunde, sondern auch die Familie eine Rolle spielen.

Ich überlege: Könnte es nicht sein, dass späteren Lesern das scheinbar Nebensächliche wichtiger ist als mein angeblicher Beitrag zur Ideengeschichte. Im Grunde genommen ist jedes Menschenleben gleich wertvoll. Jeder ist unmittelbar zu Gott. Ich mag das Kinderlied mit dem Refrain „Gott der Herr hat sie gezählet, dass ihm auch nicht eines fehlet an der ganzen großen Zahl.“ Und daneben gilt dann immer wieder: „Ein Tag, der sagt's dem andern, das Leben sei ein Wandern zur großen Ewigkeit.“ Wer eine Autobiographie schreibt, muss sich von vornherein eingestehen: Eines (gar nahen) Tages wird fast alles vergessen sein. Was du aufschreibst, hat seine Zeit. Zwei, höchstens drei Generationen weiter werden allenfalls noch ein paar Verwandte in deine Skripte blicken. Mit nachlassender Tendenz. Man schreibt für die Enkel. Wenn ich Glück habe, werde ich es noch erleben, dass Hannah in das Manuskript blickt. Das Interesse kommt später. Kinder und Enkel wollen etwas über die Jugend der Eltern und über ihre Großeltern erfahren, doch meist erst, wenn es bereits zu spät ist und sie die nächsten Verwandten nicht mehr fragen können. Dann lassen sich, so diese Spurensucher Glück haben, noch Briefschaften und Fotos finden. Doch diese bedürften des Kommentars. Diese Erschließungsarbeit müssten die Zeugen am besten selbst leisten. Wie weit werde ich dabei kommen? Schriftliches ist in Dutzenden von Leitz-Ordnern massenhaft vorhanden.

Ich bedauere es sehr, dass keiner meiner Vorfahren Aufzeichnungen über sein Leben und das seiner Angehörigen hinterlassen hat. Meine Mutter hat zwar seit meiner Geburt über mich und mein Umfeld einiges aufgeschrieben und mir und meinen drei Brüdern diese Biographie jedes einzelnen übergeben. Sie hat diese Arbeit im Altern von 79 Jahren abgeschlossen und jedem ein solches handgeschriebenes, in blaues Leder gebundenes Buch (mit Goldschnitt – du liebe Güte!) übergeben. Der Wert dieser Aufzeichnungen liegt in der Beschreibung meines Weges bis zum Abitur. Der Text enthält wichtige Details, weil er auf Tagebuchnotizen beruht, doch mir missfällt der süßliche Ton. Auf meine wiederholte Bitte, ihr eigenes Leben bis zu meiner Geburt zu beschreiben, ist meine Mutter nicht eingegangen. Über meine Vorfahren weiß ich fast nichts. Das einzige schriftliche Zeugnis sind

die als Buch veröffentlichten Gedichte meines Urgroßvaters Ernst Liebermann. Sie sind zunächst im Tuttlinger Tageblatt als gereimte Kommentare zum Zeitgeschehen erschienen.

Ohne Verbindung zu Ruth

Am Nachmittag und Abend kann ich Ruth am Krankenbett nicht erreichen. Es ist immer belegt. Ob es zu Ende geht und Ruth durch Anrufe nicht gestört werden will?

Ich erreiche Ruths Bruder Otto in Berchtesgaden. Er hat heute mit Ruth nicht gesprochen. Er ist wieder gesund und kann morgen nach Bad Windsheim fahren und bis Montag bleiben.

E-Mail an Wolfgang Sternstein in Stuttgart

3. August 2005

Lieber Wolfgang,

während der letzten Tage habe ich mich, so gut es unter den Umständen möglich war, auf den Einstieg in das autobiographische Notieren vorbereitet. Dazu gehörten einerseits das (teilweise wiederholte) Lesen vorbildlicher Autobiographien und andererseits das Sichten der eigenen Notizen. Da Vorbildliches und Selbstnotiertes reichlich vorhanden sind, komme ich nicht wirklich voran und zweifle immer wieder mal am Erfolg. Ich möchte aufgrund von Erinnerungen nicht vorschnell etwas konstatieren, das sich dann hinterher als falsch oder unzulänglich erweisen könnte. Ich dringe allmählich in die Materie ein und gewinne ein detailreiches Bild. Doch dies alles braucht sehr viel Zeit.

Ich werde mich wahrscheinlich für den Anfang auf diejenigen Studienjahre konzentrieren, in denen ich in Stuttgart und Erlangen die Weichen in Richtung gewaltfreie Konfliktbearbeitung gestellt habe. Das waren die Jahre 1961 bis 1965. Für die Jahre 1962 und 1963 gibt es ausführliche Tagebücher und für den gesamten Zeitraum viele Briefe und auch alle (bisher unveröffentlichten) Artikel und Reden. Doch dies wollen nun erst mal alles gelesen werden. Ich nehme an, dass ich über den genannten Zeitraum und das ihn füllende Experiment der „Gewaltfreien Zivilarmee“ ein eigenständiges Buch schreiben werde. In der Form wird es sich um einen erzählenden Rückblick handeln. Ich möchte in diese fortlaufende Erzählung immer wieder Passagen des rekonstruierten Tagebuchs einfügen. Durch diese Mischung hoffe ich dem Manuskript Authentizität und Spannung zu verleihen, ohne die Möglichkeit aufzugeben, das Geschehen auch rückblickend zu kommentieren und – last, not least - auch zu kritisieren. Ich habe damals Fehler gemacht, die mir heute in die Augen stechen, die aber dem jungen Leser eines rekonstruierten Tagebuchs vielleicht gar nicht auffallen würden. Hier meine ich dann doch etwas Altersweisheit einfließen lassen zu müssen. Täte ich dies nicht, wäre die Versuchung allzu groß, einige Dummheiten durch Weglassen oder Beschönigen zu tilgen. Das nachträgliche Kommentieren gibt mir die Möglichkeit, Handlungsalternativen aufzuzeigen. Soweit mein Vorhaben.

Nun aber zu dem ganz konkreten Punkt unseres ersten Zusammentreffens. Es war, wie wir bereits annahmen, zum Ende des Jahres 1963. Am Samstag, den 12. Oktober 1963, habe ich auf der eigentlichen Text-Seite des Tagebuchs nichts eingetragen, sondern nur in der linken Spalte, in der Uhrzeiten angegeben waren, unter 20 Uhr Folgendes vermerkt: „GZA-Schulungskurs. Neue Gesichter heute. Wolfgang Kilguß (IdK) und ein Politik-Student aus Tübingen, Sternstein, der ein Buch über Pazifismus schreibt und ein wertvoller Zuwachs für die GZA sein könnte.“ Leider ist das Tagebuch gegen Ende des Jahres sehr lückenhaft. Nur am 30. November und am 7. Dezember ist noch einmal ein solcher GZA-Schulungskurs vermerkt, das eine Mal mit 9 und das andere Mal mit 11 Teilnehmern. Am 7.12.63 wurden die Satyagraha-Normen behandelt. Aus dem Tagebuch geht auch hervor,

dass wir uns zur Zeit des GZA-Schulungskurses und anscheinend bereits während des ganzen Jahres 1963 nicht mehr Sonntagmorgens von 9-12 Uhr, sondern meist Samstagabends getroffen haben.

Als ich den Hinweis auf Deinen ersten Kontakt zur GZA fand, erinnerte ich mich nicht mehr daran, was wir damals unter „GZA-Schulungskurs“ verstanden haben. Gestern Abend habe ich nun das (undatierte) Programm dieses Schulungskurses wieder gefunden. Es handelte sich um eine Mischung aus Staatsbürgerkunde, Information über gewaltfreie Kampagnen und gewaltfreiem Training. Wahrscheinlich wurde das Programm in dieser Form nicht realisiert. Vielleicht finde ich noch einschlägige Briefe oder gar ein Protokoll dieses ersten Ausbildungsversuches.

Ich bin am 30.7. nicht wie geplant nach Dorstadt gefahren. Ich wollte für Ruth jederzeit erreichbar bleiben. In Dorstadt gibt es im Haus kein Telefon. Von Berlin aus kann ich Ruth auch Telefonate mit Verwandten abnehmen, so dass sie ungestört am Bett ihrer sicher demnächst sterbenden Mutter bleiben kann. Die Mutter war ihr Leben lang eine bis zur Furchtsamkeit auf Ordnung und Anpassung bedachte Frau. Sie leidet darunter, dass sie jetzt diese Ordnungs- und Anpassungsleistungen nicht mehr erbringen kann. Sie bittet ausdauernd und ganz stereotyp um Hilfe und weiß gleichzeitig, dass sie (ihren eigenen Erwartungen an sich selbst) nicht mehr entsprechen kann. Ruth kann ihr die Angst etwas nehmen, indem sie ihre Hand hält und ihr fast ununterbrochen irgendwelche bekannten Kinder-, Kirchen- und Wanderlieder vorsingt. Die Mutter kann nichts mehr essen und sie trinkt auch nur noch ganz wenig. Wir nehmen an, dass sie in den nächsten Tagen stirbt. Ruth hat sich vorgenommen, bis zum Tode bei ihr zu bleiben. Ich wäre auch nach Bad Windsheim gefahren, aber Ruth bat mich, in Berlin zu bleiben und ihr dann in der kurzen Zeit, die in Bad Windsheim bis zur Beerdigung vorgesehen ist, zu helfen. Ich habe die Sorge, dass die Belastung für Ruth zu groß werden könnte, zumal ihre beiden Brüder, die sie ablösen könnten, erkrankt sind und wahrscheinlich erst nach dem Tod der Mutter nach Bad Windsheim kommen können. Es ist schon eine schwere Zeit und unsereiner denkt natürlich unwillkürlich daran, wie wir selbst eines Tages aus der Welt scheiden werden. Es wäre schön, wenn uns dann auch jemand die Hand halten und ein vertrautes Lied singen könnte.

Herzliche Grüße
Dein Theodor

Berlin-Kladow – Wilmersdorf.
Donnerstag, 4. August 2005

Ilse Kamplades Kinder kommen zusammen

Bei Frühstück in der Pension Hammann erreiche ich Ruth und am Nachmittag rufe ich sie noch einmal am Krankenbett an. Auch ihr Bruder Jürgen hatte sie gestern vergebens zu erreichen gesucht und abends noch in der Pension angerufen. Der Hörer war versehentlich nicht richtig aufgelegt worden. Der Zustand der Mutter ist unverändert. Sie isst und trinkt nichts mehr. Sie ist noch bei Bewusstsein und singt die Lieder, die Ruth ihr vorsingt, leise mit. Das ist der einzige Weg, sie zu beruhigen und von den ständigen Hilferufen abzuhalten. Jürgen wird morgen oder übermorgen kommen. Es könnte also sein, dass alle drei Kinder am Wochenende am Sterbebett sitzen werden. Ruth wird jetzt nicht nach Berlin zurückkehren.

Am Vormittag schreibe ich weiter an der Einleitung zur Autobiographie. Um die Mittagszeit hole ich auf dem Fahrrad Handkes neues Tagebuch „Gestern unterwegs. Aufzeichnungen November 1987 bis Juli 1990“ in der Kladower Buchhandlung ab.

Eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang rudern Wolfgang und ich noch auf den Groß Glienicker

See. Herbstliche Temperaturen, aber Windstille und gelegentlich auch ein paar Sonnenstrahlen auf den Schilfspitzen, die bereits ein wenig grau werden. Das Wasser ist klar und wir erkennen Muscheln zwischen dem kurzen, grünen Bewuchs des Sandbodens. Wolfgang fängt einige kleine Rotfedern mit der Trockenfliege, die er allesamt wieder frei lässt. Ich mache ein paar Würfe mit dem Blinker, ohne einen Biss zu erwarten. Ein halbes Dutzend Tafelenten paddelt an uns vorüber, wahrscheinlich die Eltern mit ihrer erwachsenen Brut. Außer uns ist nur noch ein Angler im Schlauchboot mit Elektromotor unterwegs. Er muss bei jedem Wurf sein Gewicht balancieren. Auch bei ihm schnappt kein Hecht nach dem Blinker. Wolfgang berichtet vom Urlaub in Slowenien. Für die fabelhaften Forellengewässer (Tageskarte 70 €) hat er keine Karte gekauft. Wohlweislich. Ihn wunderte, dass die Forellen selbst nach Brot schnappten. Da waren offenbar Zuchtforellen eingesetzt worden, um den Anglern mit ihren superteuren Ausrüstungen ein Erfolgserlebnis zu ermöglichen. Danach stand ihm nicht der Sinn. Er kaufte eine Tageskarte für einen See, die nur 10 € kostete, und fing an dessen Zufluss in kurzer Zeit mehrere Döbel und eine „wilde“ Forelle mit der Fliegenrute und Streamern (aus Federn selbst gebundenen Fischimitationen).

Berlin-Kladow.

Freitag, 5. August 2005

Normaler Lebensweg und Abweichung im Jahre 1961

Ich schreibe Tagebuch und setze die Arbeit an der Einleitung zur Autobiographie fort. Beim Lesen von Briefen aus dem Wintersemester 1960/61 gerät die Arbeit ins Stocken. Müsste ich nicht eine Momentaufnahme des normalen, examensorientierten Studiums an den Anfang stellen, damit die Weichenstellung im Lebenslauf noch deutlicher wird? Ich habe im Wintersemester die obligatorische Philosophieprüfung (über Descartes) abgelegt. Ich fand dazu ein zwanzigseitiges, handgeschriebenes Manuskript, in denen ich meine persönlichen Erfahrungen mit der Descartes-Lektüre aufzeichne. Das ist auch ein aufschlussreicher Text. Vielleicht hätte er sich für den Schreibkurs Peter Bieris geeignet.

Lieder am Sterbebett

Wenn ich mit Ruth telefoniere, höre ich auch die Hilferufe ihrer Mutter. Ruth sitzt neben dem Bett und bleibt auch dort. Während des Telefonierens steht sie nur auf. Sie sagt: „Muttis Stimme wird immer schwächer und sie fällt jetzt häufig in Schlaf, ohne sich noch zu rühren. Die Schwestern betten sie um, stützen sie mit einer Rolle, damit sie sich nicht wund liegt.“ Ruth singt weiter mit ihr, Kirchenlieder wie „Geh aus mein Herz und suche Freud“, Schlaflieder und Kinderlieder. „Eia po-peia, was raschelt im Stroh“. Die Mutter summt manchmal noch mit.

Autoknacker auf dem Wanderparkplatz

Wolfgang ist morgens mit dem VW-Golf an den Kramnitzsee zum Angeln gefahren. Es ist eine einsame Gegend, durch die nur ein Wanderweg führt. Das Auto hat er auf Parkplatz für Wanderer abgestellt. Er fischt in Watstiefeln mit der Spinn- und der Fliegenrute. Den Käscher steckt er neben sich in den Sandboden.

Erst um 19 Uhr kommt Wolfgang zurück. Er hat einen Rapfen von 39 cm mit einem Streamer gefangen; weitaus größere schnappten nicht zu. Als er zum Auto zurückkam, war dieses aufgebrochen worden. Wahrscheinlich wurde mit einem Hammer ein Schraubenzieher oder ein anderes spitzes Eisen auf der Fahrerseite in das Türschloss geschlagen. Die Tür stand offen. Geklaut wurde jedoch nichts. Von der Beifahrerseite aus lässt sich das Auto noch verschließen. Im Kofferraum lag eine zweite Kohlefaserfliegenrute mit einer Hardy-Rolle, mein Weihnachtsgeschenk vor zehn Jahren. Das wäre ein bitterer Verlust gewesen. Vermutlich konnten die Einbrecher – wir nehmen an, es waren Jugendliche – mit dieser Spezialrute und der englischen Fliegenrolle, deren hohen Wert sie nicht

erkannten, nichts anfangen.

Berlin-Kladow – Spandau.

Samstag, 6. August 2005

Letzte Dienste

Ruth erwartet für den Abend ihren Bruder Jürgen. Die Mutter ist nun fast verstummt. Die Schwestern haben sie noch einmal am ganzen Körper gewaschen. Sie schläft die meiste Zeit. Gelegentlich singt Ruth noch eines der Lieder. Auf Versuche, der Mutter noch Flüssigkeit - löffelchenweise – zuzuführen, reagiert sie mit schmerzverzerrtem Gesicht. Es wird nun aufgegeben. Sie hat seit zwei Tagen nichts mehr getrunken und gegessen. Es wird sicher bald zu Ende gehen.

Berlin-Kladow.

Sonntag, 7. August 2005

Übernachten am Sterbebett

Ruth hat von Samstag auf Sonntag im Zimmer ihrer Mutter übernachtet. Sie hatte dafür bereits beim Einzug in die Pflegestation einen Liegesessel bereit gestellt, doch die Schwestern, die ihr für das Begleiten der sterbenden Mutter sehr verbunden sind, haben ihr ein bequemes Bett ins Zimmer geschoben. Ihr Bruder Jürgen ist gekommen und bleibt bei ihr. Auch Otto wird heute noch kommen. Die Mutter liegt jetzt ganz still. Ruth bittet mich, bei unseren Kindern anzufragen, unter welchen Bedingungen sie zur Beerdigung kommen könnten. Es wäre ihr lieb, wenn möglichst alle kämen.

Bei der Arbeit an der Autobiographie stoße ich auf einen Lebenslauf, den ich im Juli 1965 zur Vorbereitung des Rigorosums geschrieben habe. Dieser zweiseitige Lebenslauf behandelt sehr ausführlich die Kriegsdienstverweigerung Manfreds und die Prüfungsverhandlung.

„Im Januar 1961 verweigerte mein Bruder Manfred den Kriegsdienst aus Gewissensgründen. Ich begleitete ihn als Rechtsbeistand vor den Prüfungsausschuss. Als Mediziner nahm er Albert Schweitzers "Ehrfurcht vor dem Leben" zur philosophischen Grundlage und schlug angeregt und sekundiert von mir den gewaltlosen Widerstand als Alternative zur militärischen Verteidigung vor. Ich hatte diese Vorstellungen aus demokratischem Selbstbewusstsein und der Lektüre von Louis Fischers Gandhi-Biographie ohne Kontakt zur pazifistischen Bewegung selbständig entwickelt, - eine Traditionslosigkeit, die mich später in diesen Verbänden immer als "Reingeschmeckten", der einen falschen Zungenschlag hat, erscheinen ließ.

Der Vorsitzende des Prüfungsausschusses suchte das Ergebnis der fünfständigen Verhandlung, die wegen der allzu großen Erregung aller Teilnehmer einmal für eine Viertelstunde unterbrochen werden musste, zusammenzufassen: Er halte unsere Motive und Vorschläge zwar für ehren- und nachdenkenswert, müsse ihnen aber doch die praktische politische Bedeutung absprechen, solange sie nur von einer verschwindenden Minderheit vertreten würden. Unsere prompte Entgegnung in der Erregung der Stunde: Wir würden dies zu ändern wissen.

Mir war zunächst nur klar, dass dieser Mann mit seiner implizierten Forderung nach einer Massenbewegung für gewaltfreie Verteidigung Recht hatte. Doch dass ich mit dieser raschen Entgegnung die Schiffe der Kulturgeschichte und eines Lebens als Studienrat hinter mir verbrannt hatte, wurde mir erst Monate später deutlich.“

Berlin-Kladow.

Montag, 8. August 2005

Das langsame Sterben

Als ich im Sterbezimmer anrufe und Jürgen den Hörer abnimmt, höre ich noch Muttis Stimme. Es sind die bekannten, doch jetzt nur noch angedeuteten Hilferufe. Ruth hat wieder am Sterbebett übernachtet, ist jetzt aber in die Pension gefahren, um zu duschen und etwas auszuruhen. Kurz darauf ruft Ruth zurück. Die Mutter lallt nur noch. Es fällt ihr immer schwerer. Das Gesicht ist heute leicht gerötet. Auch Otto ist gekommen. Jetzt sitzen alle drei Kinder – meist zusammen – am Bett der Mutter. Sie halten ihr die Hände und berühren ihren Kopf und ihre Schulter.

Die verschiedenen Ebenen der Berichte im Tagebuch

Ich lese auf dem Steg im Tagebuch des Jahres 1962. Lässt sich daraus eine Erzählung formen? Eine Story bilden nur die Fahrten zu Angela nach Hamburg und die anschließende Italienreise, also das, was ich bereits geschrieben und den Freunden auf der Radtour an der Weser vorgelesen habe. Ansonsten immer wieder theoretische Überlegungen zum Aufbau der Gewaltfreien Zivildarmee. Diesen Werdegang einer Idee werden heute nur noch Spezialisten verfolgen wollen. Spannender ist dann schon der Konflikt um die Doktorarbeit, das Verbot der Demonstration beim Staatsbesuch de Gaulles, die Auseinandersetzungen mit der Untergrund-KPD und die Demonstrationen anlässlich der „Spiegel“-Affäre. Es wird sich schon eine Story komponieren lassen. Auf die richtige Auswahl kommt es an!

Ich hatte zunächst gedacht, ich könnte ab dem Januar 1962 vom autobiographischen Bericht zum kommentierten Tagebuch übergehen. Doch dieses wäre zumindest zu Beginn zu theorielastig. Dazu kommt, dass mehrere Handlungsstränge sich im Wochenrhythmus von regelmäßigen Treffen und nicht dramatisch von Tag zu Tag entwickeln, also die Themen und die Orte von Tag zu Tag wechseln. Es ist für den Leser ermüdend, wenn ich jede Woche kurz über die Tanzstunde oder ein Seminar oder wieder einmal über die Schularbeiten meiner Brüder berichte. Da wäre es besser, zusammenfassend über das Studium in Tübingen, den Tanzkurs und meine Verantwortung für das schulische Fortkommen meiner Geschwister zu berichten.

Wie mache ich deutlich, dass sich mein Leben im Jahre 1961/62 auf mehreren Ebenen abspielt? Es dreht sich gar nicht alles um die Gewaltfreie Zivildarmee. In Tübingen läuft das Studium weiter und ich behalte auch immer noch das Staatsexamen bzw. die Promotion im Auge. Erst 1962 kommt es hier zu einer dramatischen Zuspitzung, dem Wechsel des Studienfachs und des Studienorts. Das ist aber 1961 noch nicht vorherzusehen. Im Sommersemester 1961 bemühe ich mich, das Studium in Tübingen und das Stuttgarter Engagement in der Gewaltfreien Zivildarmee getrennt zu halten. Darum werde ich als Autor der Broschüre „Die Gewaltfreie Zivildarmee“ im März 1962 auch noch nicht genannt. Das Engagement für die Gewaltfreie Zivildarmee beschränkt sich auf das Wochenende und auf das Zusammenwirken mit den Freunden aus dem VK. Doch dieses Geheimhalten meiner politischen Aktivitäten gelingt mir nicht. Mein verändertes Verhalten fällt auch im Historischen Seminar auf. Dazu passen Tagebuchnotizen und Briefe.

Eine dritte Handlungsebene im Tagebuch und in der Korrespondenz ist die Familie und die väterliche Elektrogroßhandlung. Ich mache mir Gedanken über meinen Vater, seine Unlust an der Reisetätigkeit und Sorge mich (gemeinsam mit meiner Mutter) um den schulischen Erfolg meiner beiden Brüder.

Schließlich kommt als vierte Handlungsebene noch der Versuch hinzu, die richtige Frau zu finden. Zu den vorbereitenden Schritten gehören hier auch der Besuch der Tanzschule in Tübingen und die zusätzlichen Privatstunden, weil ich wegen meines Mangels an Musikalität mich als Tänzer immer

wieder blamiere.

Und nun frage ich mich: Wie lassen sich diese verschiedenen Ebenen und Handlungsstränge so miteinander verbinden, dass sich eine leicht lesbare fortlaufende Story ergibt? Das bloße Redigieren des vorhandenen Tagebuchs genügt nicht, aber vielleicht wäre es eine Übung, um mich in die Zeit hineinzufinden. Ich muss mit dem historischen Material so souverän umzugehen lernen, dass ich schließlich fließend erzählen kann.

Berlin-Kladow.

Dienstag, 9. August 2005

War es ein sanfter Tod?

Heute wäre meine eigene Mutter 90 Jahre alt geworden. Ihr allzu ausschließliches Lebensprogramm war die Förderung ihrer vier Söhne gewesen. Sie wollte sie gleichmäßig begünstigen – und dies machte in ihren Augen auch das Ausgleichen natürlicher Unterschiede in Temperament und Begabung erforderlich. Damit hat sie sich übernommen und in Widersprüche, am Schluss sogar in Lügen verstrickt. So wurde aus der anfänglichen Erfolgsstory schließlich (fast) eine Tragödie.

Als ich um 16 Uhr im Sterbezimmer anrufe, sagt mir Otto, dass die Mutter vor einer halben Stunde gestorben ist. Sie hatte die Rufe eingestellt und den ganzen Tag über ruhig geschlafen. Der Tod kam unmerklich. Sie hörte auf zu atmen. Ruth war in der letzten Stunde nicht dabei, weil sie – erschöpft – in die Pension zurückgefahren war, um sich etwas auszuruhen. Am Vormittag hatte sie mit Otto und Jürgen über das Leben der Mutter gesprochen und sich für die Beerdigungspredigt des Pfarrers Notizen gemacht.

Auch ich hatte am Vormittag über diesen sehr traditionellen Lebenslauf einer Hausfrau und Mutter nachgedacht. Mit dem besten Abitur der Schule hatte sie die Voraussetzungen für ein Studium, doch den Eltern fehlten in den 20er Jahren die Mittel. Die Tochter wurde Hausdame im Haus eines jüdischen Berliner Bankiers. Sie half dessen Kindern bei den Schularbeiten. Eigentlich hatte sie Volksschullehrerin werden wollen, doch ihre Bewerbung war abgelehnt worden, weil sie nicht singen konnte. Bald darauf lernte sie den zehn Jahre älteren Maschinenbauingenieur Heinrich Kamplade kennen. Als dieser, inzwischen technischer Direktor der landwirtschaftlichen Maschinenfabrik Schmotzer in Bad Windsheim im Alter von 65 Jahren an einem Herzinfarkt starb, konnte sie sich nichts anderes mehr vorstellen, als ihren Kindern zu helfen. Sie wollte es allen Menschen recht machen und war entsprechend angesehen, wenn vielleicht auch nicht wirklich beliebt. Wahrscheinlich weil sie weder sich, noch den anderen etwas Außerordentliches zutraute. Sie war tüchtig und ungeheuer zuverlässig, aber es fehlte ihr der Mut. Sie war mehr als nur angepasst. Sie war eine treue Kirchgängerin und Helferin in Gemeindeangelegenheiten. Eine Kandidatur zum Gemeinderat hätte sie sich jedoch nicht zugetraut. Erstaunlich war eigentlich nur ihre Bereitschaft zu langen und mitunter sogar beschwerlichen Bildungsreisen. Sie hatte einen sicheren Blick für die besten Perspektiven und das kulturell Wertvolle. Sie legte viele Fotoalben an, beschriftete diese sorgfältig, kam jedoch nicht auf den Gedanken, ihre Reisen als persönliches Erlebnis zu beschreiben. Als ich sie an ihrem 90. Geburtstag bat, über ihr Leben und ihre Vorfahren etwas aufzuschreiben, und ihr das passende Buch mit leeren Seite dazu schenkte, hat sie mir diese Zumutung fast übel genommen und mir das Buch bei nächster Gelegenheit wieder mitgegeben.

- „Das hätte ich Dir gleich sagen können“, meinte Ruth.“

- „Aber Du hast Deinen Eltern doch immer lange Briefe geschrieben und detailliert vom Internat in Neuendettelsau und vom Studium in München berichtet. Von wem hast Du dies? Und Deine Mutter hat in ihren letzten Jahren fast jeden Handgriff in ihrem Tagebuch notiert. Mit Bleistift oder Kugelschreiber. Sie hätte nur zum Füllfederhalter greifen und die Methode auf ihre Kindheit und Jugend

übertragen müssen.“

- „Du vergisst, dass sie das Tagebuch nur geführt hat, weil sie fürchtete, ihren Alltag nicht mehr ordentlich bewältigen zu können. Sie schrieb Tagebuch aus Angst, nicht aus Selbstbewusstsein und nicht weil sie etwas mitteilen wollte.“

- „Wie dem auch sei. Ich habe diese beiden Tagebücher doch aufbewahrt. Auch sie sind ein Zeugnis Deiner Mutter. Ab und zu steht auch etwas mehr darin als Hausfrauliches. Keine Confessionen, aber wenigstens Notizen zu Telefongesprächen mit ihren Kindern und zu deren Besuchen. Was immer Menschen schreiben, aus den selbst gewählten Worten spricht doch ihr Charakter, wenn vielleicht auch nicht ihre unsterbliche Seele. Auch die Ängstlichen werden getröstet werden. Wenn ich ein Bibelwort suchen sollte, das zu Deiner Mutter passt, das sie zumindest hoffen ließ, dann wäre es: „In der Welt hab ihr Angst, aber fürchtet euch nicht, ich habe die Welt überwunden.“

E-Mail an Georg Meusel in Werdau

9. August 2005

Lieber Georg,

die Verschiebung des Termins Eurer Ankunft und Abfahrt auf nunmehr 17.-26.8. ist uns recht. Wir werden aber kaum an dem Sommerfest teilnehmen können. Ruth wacht seit zwei Wochen am Sterbebett ihrer Mutter in Bad Windsheim. Da diese seit einer Woche insgesamt nur einen halben Liter Tee getrunken und überhaupt nichts gegessen hat und eine Besserung nicht zu erwarten ist, müssen wir jetzt täglich, fast stündlich mit ihrem Tod rechnen. Ruth übernachtet auch an ihrem Bett. (Die Mutter ist nach einem einwöchigen Krankenhausaufenthalt vor einer Woche – man kann sagen zum Sterben - in die Pflegestation des Seniorenheims zurückgebracht worden. Es könnte gut sein, dass Ruth und ich zum Zeitpunkt Eurer Ankunft nicht in Berlin sind. Auch dann seid Ihr uns herzlich willkommen. Es ist uns angenehm, wenn das Haus nicht leer steht und jemand die Blumen gießt und den Briefkasten leert. (Letzteres könnte aber auch der Nachbar besorgen.) Wir würden einen Weg finden, Euch die Schlüssel zu übergeben. Unsere Kinder müssen ja aus beruflichen Gründen in Berlin sein, könnten also nur für zwei Tage zur Beerdigung nach Bad Windsheim fahren. Ich überlege aber, ob ich mit Ruth nach der Anstrengung der letzten Wochen ein paar erholsame Tage in Franken oder an einem anderen Ort verbringen sollte. Doch das können wir dann alles auch noch am Telefon besprechen.

Ich hatte für Dorstadt bereits die Koffer gepackt, habe dann aber abgesagt, weil ich für Ruth jederzeit erreichbar sein wollte. Sicher war dies auch gut so. Ich habe nun in Berlin versucht, mit der Arbeit an der Autobiographie zu beginnen. Es ist schwierig, die eigene pazifistische Arbeit zum Gegenstand der Erinnerung zu machen. Ich fühle mich verpflichtet, präzise zu informieren und dies fordert, dass ich das umfangreiche Quellenmaterial sichte und dann muss ich noch lange überlegen und ausprobieren, was sich für einen erzählenden Text eignet. In Berlin wirst Du ja dann Gelegenheit zu einer Leseprobe haben.

Herzliche Grüße
Dein Theodor

Berlin-Kladow – Spandau.
Mittwoch, 10. August 2005

Vorbereitungen auf die Beerdigung

Wie üblich erreiche ich Ruth in der Pension Hammann beim Frühstück. Nach einem Beschluss des Dekanats gibt es in Bad Windsheim am Samstag und Sonntag keine Beerdigungen. Die Trauerfeier wird Montag, den 15. August, um 13 Uhr stattfinden. Ruth möchte, dass wir mit beiden Autos aus

Berlin kommen und am Sonntagnachmittag zum Kaffeetrinken der Familie ins Parkhotel kommen. Bis auf Ruth und mich, die wir in der Pension Hammann bleiben, werden alle im Parkhotel wohnen. Wolfgang und Christian würden dann unmittelbar nach der Beerdigung nach Berlin zurückfahren, Ruth und ich erst am folgenden Tag.

Martin erreiche ich im Büro Chipperfield. Er wird die Flugverbindungen nach Nürnberg prüfen und mir Bescheid geben. Christians Familie kommt morgen um 19.40 Uhr aus Izmir zurück. Wolfgang wird sie am Flughafen abholen.

Das Wetter ist scheußlich. Es ist kühl und es regnet den ganzen Tag. Eigentlich wollte ich Rasen mähen. Ich fahre zur VW-Werkstatt nach Spandau und lasse das Türschloss bestellen. Ich werde es selbst bezahlen. Die Kosten liegen unterhalb meiner Teilkasko-Versicherung (Eigenbeteiligung 150 €). Auf dem Rückweg kaufe ich bei Lidl Pfirsiche, Paprika, Lauchzwiebeln, mageren Käse und Vollkornbrot.

E-Mail an Sonja Stauffer in Zürich

Berlin-Kladow, 10. August 2005

Liebe Sonja,

heute ist in Dorstadt Rückreisetag, doch wie ich von Barbara Slawig gehört hatte, konntest Du nicht bis zum Schluss bleiben und sitzt darum vielleicht bereits wieder in Zürich am Schreibtisch, wenn Sigi und die anderen ihren Utensilien erst auspacken und die vielen E-Mails studieren, welche in den vergangenen Tagen eingelaufen sind. Ich schicke eine Kopie dieses Briefes auch an Sigi, doch ich denke, dass sie erst zum Ende der Woche zum Lesen kommen wird. Und den nächsten Leseabend in der Münchener Straße werde ich, wie ich gleich noch erklären will, leider auch versäumen müssen.

Ich habe es in den vergangenen 12 Tagen immer wieder bedauert, dass ich nicht bei Euch in Dorstadt sein konnte. Ich hätte gerne an Euren Schreibversuchen Anteil gehabt und Eure Erfolgserlebnisse und auch Frustrationen miterlebt. Man schreibt eben doch immer für bestimmte Mitmenschen. Mir fällt es jedenfalls schwer, so ganz allein vor mich hin zu formulieren. In erster Linie waren meine Gedanken allerdings – und das wird Dich nicht wundern - bei Ruth in Bad Windsheim am Bett ihrer Mutter. Gestern Nachmittag hat diese im Schlaf aufgehört zu atmen. Die Beerdigung wird wahrscheinlich am Vormittag des 15. August sein. Ich werde am 13. oder 14. August mit unseren Söhnen Wolfgang und Christian nach Bad Windsheim fahren. Letztere werden am 15.8. nach Berlin zurückkehren, Ruth und ich erst am folgenden Tag. Am 17. August erwarten wir dann den Besuch von Ehepaar Meusel aus Werdau.

Es wäre schön, wenn Sigi oder jemand anderes während der Schreibklausur in Dorstadt Tagebuch geführt hätte und mir gestattete, dieses zu lesen. Dann könnte ich die versäumte Zeit nacherleben und mich auf ein nächstes Mal freuen. Damit dieser unbescheidene Wunsch ein wenig legitimiert wird, sende ich Dir und Sigi in der Anlage, was ich mir in den letzten Wochen notiert habe – vor allem zum Plan einer Autobiographie und dann eben auch zum alles begleitenden Ausklingen des Lebens von Ilse Kamplade. Das Sterben von Angehörigen ist ein uraltes Thema des Erzählens. Was ich schreibe, ist so wenig originell wie das Meiste, das vor mir dazu notiert wurde. Das Besondere ist nur, dass es einen selbst angeht und dass man sich von lieb gewordenen Angehörigen verabschieden muss. Vierzig Jahre war Ilse Kamplade meine Schwiegermutter, und es verging kein Jahr, ohne dass wir nicht wenigstens ein paar Wochen zusammen lebten.

Du musst die vielen Notizen natürlich nicht lesen, denn im Tagebuch macht man schließlich nicht den Versuch, einen Menschen, den man gut kennt, einem Außenstehenden vorzustellen. Wahrscheinlich werden Dich eher die Notizen zu dem, was ich Dorstadt schreiben wollte, interessieren. Und wenn nicht, ist es auch nicht schlimm. Die Notizen waren ja nun mal da – und da wollte ich es nicht versäumen, sie Dir zukommen zu lassen, gerade auch um zu zeigen, dass ich in den Dorstädter Tagen Euch nicht vergessen habe und mich darauf freue, wieder von Dir und den anderen zu hören.

Sei lieb begrüßt aus dem schönen, wenn auch im Moment herbstlich kühlen Kladow
Dein Theodor

Anlage:
Schreiben und Sterben im Sommer des Jahres 2005

Berlin-Kladow.
Donnerstag, 11. August 2005

Christa Wolfs Tagebuchaufzeichnungen

Am Vormittag lese ich im Tagebuch Christa Wolfs „Ein Tag im Jahr“. Da sie sich jedes Jahr auf einen einzigen von 365 Tagen beschränkt, fällt dieses 40 Jahre lang wiederholte Experiment intensiver aus als alle anderen mir bekannten Tagebuchaufzeichnungen. Hier wird alles ausprobiert, was in der Sparte Tagebuch möglich scheint. Am Vormittag schreibe ich weiter an der Autobiographie.

Es hat in der vergangenen Woche häufig geregnet. So ist auch der Rasen auf dem Randstreifen am Dohl hoch geschossen. Ich muss also schon wieder mähen und darüber vergeht der Nachmittag.

Wolfgang holt Christians Familie am Flughafen Tegel ab. Christian ruft bei mir an. Er kann an der Beerdigung seiner Großmutter nicht teilnehmen. Nadya hat am Montag Dienst und es ist Hannahs erster regulärer Schultag. Sie ist dann von 9 Uhr bis 16 Uhr in Schule und Hort. An einem solch wichtigen Tag müssen die Eltern am Abend da sein. Das sehe ich ein.

Berlin-Kladow.
Freitag, 12. August 2005

Die Protokolle der Gewaltfreien Zivilarmee

Wieder lese ich einen Abschnitt in Christa Wolfs Tagebuch „Ein Tag im Jahr“. Ich werde dieses Buch Sonja Stauffer empfehlen, die mir zwei Seiten ihres Berliner Tagebuchs und zwei Anfänge eines neuen Romans (oder auch einer Erzählung) schickt. Ich schreibe weiter an der Autobiographie. Ich behandle den Offenen Brief an Albert Schweitzer und unser Engagement bis zu den Bundestagswahlen am 17. September 1961. Im folgenden Kapitel will ich den Versuch, die Gewaltfreie Zivilarmee zu formieren, beschreiben.

Ich fahre mit dem Fahrrad nach Kladow, um auf der Bank meine Ölrechnung (€ 1.900) zu bezahlen. Die Heizkosten steigen disproportional. Kein Wunder. Die Ressourcen sind begrenzt und der Bedarf Chinas und Indiens steigt. In der Buchhandlung kaufe ich zu Hannahs morgiger Einschulung ein Buch: Ein Mädchen, das eine Ballettschule besucht. Gebrauchsprosa, doch das Thema interessiert Hannah nun mal.

Am Nachmittag lese ich auf Steg bis zum Einbruch der Dunkelheit in den Protokollen der Gewaltfreien Zivilarmee. Die regulären Sitzungen begannen nach den Bundestagswahlen am 17.9.1961, je-

weils Sonntagmorgens von 9-12 Uhr. Zu Beginn wurde über ein Thema referiert, zum Beispiel von meinem Bruder Manfred über seine Eindrücke bei den Demonstrationen des Committee of 100 in London oder von mir über die Untergrundaktivitäten der SPD im Dritten Reich.

Martin ruft aus London an. Zusammen mit Innes wird er morgen um 14 Uhr auf dem Flughafen Nürnberg eintreffen und bis Montagabend bleiben.

E-Mail von Sonja Stauffer aus Zürich

Zürich, 12. 8. 2005

Lieber Theodor

Ein großes Dankeschön für Dein Tagebuch der letzten Tage und Wochen! Du gibst mir damit Einblick in Deine Lebenswelt, in die dramatischen Stunden des Sterbens Deiner Schwiegermutter, in Deine Gedanken rund um Dein Projekt der Autobiografie.

Doch zunächst: Mein Beileid an Dich und Deine Frau! Die eigene Mutter zu verlieren, ist ein Markstein im Leben eines Menschen. Ist eine Grenzsituation, ein Ausnahmezustand. Und so wird es auch bei der eigenen Schwiegermutter sein..

Als - außenstehende - Leserin Deines Tagebuchs erscheint es mir tröstlich, dass sie im Kreise ihrer Kinder gehen durfte, dass der Tod sie sanft berührte und in die andere Welt geleitete, dass die Angehörigen genug Zeit hatten, um Abschied zu nehmen.

Doch auch wenn der Tod am Ende eines Lebens als natürliche Kraft wirkt, die den Lebenskreis schließt, die einen betagten Menschen von seinem Leiden erlöst, sind die Zurückgebliebenen von Gefühlen und Erinnerungen, von Trauer und Schmerz in inneren Aufruhr versetzt.

Ich wünsche Dir und Deiner Frau viel Kraft und Zuversicht für die kommende Zeit des Verabschiedens, des Begräbnisses, des Trauerns und Loslassens.

Dein Tagebuch ist sehr dicht, sehr intensiv - und in der Zusammenstellung der verschiedenen Ebenen wird etwas offenbar, das man vielleicht DAS LEBEN nennen kann.

Familie, Schreiben, Gesundheit, Politik, Nachbarn, Söhne und Enkelin, Briefwechsel und schließlich der Tod - alles steht nah beieinander, findet zeitgleich statt. Und macht deutlich, dass alles miteinander verflochten ist.

Ich schätze Deinen Bericht gerade deshalb sehr, weil er dies ausdrückt, zwischen den Zeilen. Weil auf einen Brief an einen Freund eine Notiz zur politischen Lage folgt, dann ein Eintrag über Lektüre, über Gedanken zur Autobiografie, gefolgt von Ereignissen in der Familie, immer wieder Abschnitte über das langsame Sterben der Schwiegermutter, über Ruths Hingabe in der Begleitung, über die Söhne und Schwiegertöchter, über die Enkelin und den Waldspaziergang....- Leben und Tod sind in Deinem Tagebuch so nah beieinander, wie sie es auch in der Wirklichkeit sind!

Irgendwo stellst Du Dir die Frage, wie sich verschiedene Lebensebenen verbinden lassen, zu einem Ganzen zusammenführen.

Im fiktiven Schreiben ist damit der Plot angesprochen, die Dramaturgie.

Wenn ich Dein Tagebuch lese, erkenne ich darin durchaus eine Dramaturgie, eine Zuspitzung der Ereignisse auf den Tod der Schwiegermutter hin. So, wie Dein Tagebuch geschrieben ist, ist es bereits dramatisch, vereinigen sich die verschiedenen Lebensstränge zu einem Ganzen. Und die Leerstellen, die füllt der Leser selber aus.

Deine Frage nach der Verbindung - Du hast sie in diesem Tagebuch geschaffen.

Und es ist noch viel mehr darin enthalten! Neben den Themen Leben und Tod finde ich auch viele

Hinweise auf die Geschichte, auf Deine wissenschaftliche Arbeit und auf Deine Lektüre. Günter de Bruyn (den ich noch nicht gelesen habe), Christa Wolf, Goethe, Handke, Gottfried Keller. Auch die Literaturgeschichte lebt in Deinem Tagebuch auf.

Das Tagebuch ist eine Form, die eine Gleichzeitigkeit der Dinge herstellt, einer Dramaturgie folgt, die nicht erfunden ist, sondern vom Leben selbst geschrieben ist (bzw. von Dir, der Du ja die Auswahl aus den Ereignissen und Gedanken triffst, als Tagebuch-Verfasser!) Dein Tagebuch folgt auch den literarischen Gesetzen (Innen und Außen, Sinne, Gedanken, Ereignisse, Personen).

Gewiss, es ist "persönlich", also nicht "entprivatisiert", die darin vorkommenden Personen sind Menschen aus Deinem Leben, nicht künstlich geschaffene Figuren. Vielleicht meinte Peter Handke dies, als er antönte, im Brief an Dich, dass Dein Reisebericht für einen Außenstehenden zu persönlich sei.

Unsere Tage in Dorstadt waren sehr schön, sehr intensiv (wir lasen gemeinsam Cees Nootebooms neues Buch "Paradies verloren" - unbedingt empfehlenswert), arbeiteten tagsüber jeder für sich, abends jeweils eine Lesung einer Person, die ausführlich kommentiert wurde (finde ich die bessere Methode, als wenn jeden Abend alle lesen). Die Runde mit Sigi, Rita, Barbara, Assen und mir war sehr harmonisch, sehr fröhlich auch (Assen Assenov ist ein unterhaltsamer, humorvoller Geschichtenerzähler), Sigi hatte alles wunderbar organisiert und vorbereitet, und am letzten Tag lasen wir die Äpfel auf, die im Laufe der Woche ins Gras gefallen waren - früher Herbstgeruch - und Sigi kochte ein herrliches Apfelmus!

(Sigi wird sich verdankenswert wieder um die Hausreservation kümmern, vermutlich zweite Hälfte August 2006 - es wäre natürlich schön, wenn Du dann wieder dabei sein könntest.)

Ich selbst war mit schwerem Gepäck nach Dorstadt gekommen (viele Tagebuchseiten von Berlin), wusste nicht recht, wo anfangen, wie das viele Material bearbeiten, ich schwankte hin und her zwischen der Verarbeitung als Tagebuch und dem Ausprobieren von fiktiven Anfängen, zwischen Ich-Form und dritter Person, zwischen Bericht und Erzählung....- und auch jetzt weiß ich noch nicht, wie ich diesen Aufzeichnungen Form geben soll, wie ich ihnen gerecht werden kann.....

Anbei sende ich Dir jene acht Seiten, die ich in Dorstadt gelesen habe, es sind zwei mögliche Anfänge für eine fiktive Geschichte und dann noch einige Seiten Notizen....(alles unfertig, alles noch der Weiterverarbeitung harrend) - aber ich will Dich wenigstens auf dem Laufenden halten, was ich vorgelesen habe.

Liebe Grüße an Dich und Deine Familie
Sonja

Berlin-Kladow – Schöneberg.
Samstag, 13. August 2005

Die Einschulung Hannahs

Um 8.15 Uhr bei Hannah zum Frühstück. Um 9 Uhr beginnt in der Finow-Europa-Schule, die um die Ecke liegt, die Einschulung von drei Klassen. Es sind jeweils fast 30 Kinder. Zu jeder Klasse gehören zwei Lehrerinnen und eine Erzieherin für den Nachmittag. Wir sind erstaunt, wie verschiedenartig die Herkunft der Kinder ist. Die Namen der Kinder werden in der mit Krepppapier und Luftballons bunt geschmückten Mehrzweckhalle der Schule an eine Leinwand projiziert. Höchstens 20 Prozent der Kinder tragen gängige deutsche Vornamen. In Hannahs Klasse sind drei schwarze Jungen. Die Herkunft ist so verschieden, dass zumindest eines sicher ist: Die Kinder können sich untereinander nur auf Deutsch verständigen. Hannah hat für ihre große, gelbe Schultüte selbst Tiere aus Filz ausgeschnitten und diese appliziert. Dahinter steckt auch ihr Wunsch nach einem eigenen Haustier. Weil Nadya auf Tierhaare allergisch reagiert, fiel die Wahl auf einen jungen Wellensittich.

Da ich morgen (mit Wolfgang) zur Beerdigung Ilse Kamplades nach Bad Windsheim fahren werde, muss ich heute die Wohnung, insbesondere die Küche, aufräumen und säubern. Telefongespräch mit Sigi Stecher über die Schreibwoche in Dorstadt. Harmonisch und fruchtbar! Wiederholung ist angesagt.

Berlin-Kladow – Bad Windsheim.

Sonntag, 14. August 2005

Das Zusammentreffen der Familien von Ilse Kamplades Kindern

Ich stehe um 5.30 Uhr auf, packe das Auto und schreibe noch E-Mails an Georg Meusel wegen seines Urlaubs und an Sigrid Löffler wegen meines Leserbriefs zu Peter Handkes Erzählung „Die Tablas von Daimiel“.

Ich hole Wolfgang in der Mainzer Straße 14 ab. Abfahrt 8.45 Uhr. Ankunft in Bad Windsheim um 15 Uhr. Ich fahre die erste Hälfte der Strecke. Wir sprechen über Wolfgangs Aussichten, eine volle Stelle als Kunst- und Französischlehrer zu finden. Nach dem Wahlsieg der CDU in Nordrhein-Westfalen sollten dort ca. 5000 Lehrer neu eingestellt werden, in der Eile wurden aber nur 2.500 gefunden. Der Bedarf nach Lehrern wird auch in anderen Ländern der alten Republik steigen. Aus dem Osten wandern die jungen Leute ab und viele Gymnasien müssen geschlossen werden. Berlin hat als Universitätsstadt überdurchschnittlich viele Lehrer ausgebildet. Zudem ist es reizvoll, in der Hauptstadt zu bleiben. Ich rate Wolfgang, sich für eine deutsche Schule im Ausland zu bewerben. Eine Entscheidung für eine rein künstlerische Tätigkeit könnte Sabine nicht verstehen.

Im Parkhotel treffen wir Ruth, Martin und Innes beim Kaffeetrinken. Martin und Innes wurden gestern von Ruth und Brigitte Hammann in deren winzigem VW-Lupo am Flughafen Nürnberg abgeholt. Sie haben am späten Nachmittag noch eine Runde Golf gespielt. Ruth hat sie begleitet und sich dabei von den Belastungen der letzten drei Wochen etwas erholt. Innes und Martin werden heute Abend die zweite Hälfte des 18-Löcher-Kurses bespielen.

Wir anderen gehen noch einmal in Muttis Zimmer in der Pflegestation der Residenz. Es muss am Dienstagmorgen vollends geräumt werden. Dorthin kommt dann auch noch Ottos Familie. Um 18 Uhr holen wir Christoph Kamplades Braut Marion am Bahnhof von Bad Windsheim ab. Gemeinsames Abendessen im Parkhotel – auch mit Jürgen Kamplade, der mal wieder in depressiver Stimmung ist und erst etwas auftaut, als der Aushilfsbedienung ein ulkiger Fehler passiert. Jürgen bestellt nach der Karte: „Weißweinschorle und Quiche.“ Die Bedienung bringt ihm das Getränk und dazu ein Glas Schnaps. Wir sind verblüfft, bis wir begreifen. „und ein Kirsch“ hatte die junge Frau gehört. Alle müssen lachen, auch Jürgen, der dann später noch ausführlich darüber berichtet, dass der heutige Kurpark mit seiner Kastanienallee fast dreihundert Jahre alt sei. Seine Anlage sei etwas ganz ungewöhnliches für eine bürgerliche Stadt. Die Anlage des Parks vor den Toren der Stadt falle zusammen mit dem Bau des schlossähnlichen barocken Rathauses. Man wollte mit dem Park unterstreichen, dass man mit den Fürstenhäusern der weiteren Umgebung gleichziehen wisse. Dieser Park hatte es ja Ilse Kamplade angetan und bis zuletzt liebte sie es unter den Kastanien unterwegs zu sein.

E-Mail an Sigrid Löffler (Literaturen) in Berlin

14.8.05

Sehr geehrte Frau Löffler,

ich habe es leider versäumt, Ihnen zu bestätigen, dass ich mit einer Veröffentlichung meines Briefes an Gregor Dotzauer – bzw. Teilen aus diesem – als Leserbrief in „Literaturen“ einverstanden bin. Hoffentlich hatten Sie dies aus meiner Zusendung bereits geschlossen.

Peter Handke hat mir geschrieben. Meine Reaktion auf den Artikel im „Tagesspiegel“ war ihm willkommen. Dort lässt man wirklich keine Gelegenheit vorüber, ihm eins auszuwischen und ihn als Parteigänger von Milosevic darzustellen. Caroline Fetscher, in der ich die Protagonistin der Handke-Kritik sehe, verfolgt die Entwicklungen in Serbien und Bosnien sehr aufmerksam. Sie ist auch kundig und sie ist der unbeirrbar Überzeugung, dass der Internationale Gerichtshof vorzüglich geeignet ist, die Menschenrechte zu befördern. Vielleicht hat sie damit sogar Recht, aber das Problem ist, dass sich mit dieser Einrichtung gerade in Deutschland die Vorstellung verbindet, dass wir jetzt (nach den Gräueln der NS-Zeit) auf der richtigen Seite sind und global für die Menschenrechte kämpfen. Und wenn Handke dies bezweifelt, wird ihm das übel genommen und er wird mit demonstrativer Rechtschaffenheit niedergemacht.

Mit freundlichen Grüßen
Ihr Theodor Ebert

Bad Windsheim.
Montag, 15. August 2005

Abschied von Ilse Kamplade

Ruth und ich treffen uns mit unseren Kindern im Frühstücksraum des Parkhotels. Ich mache allein noch einen halbstündigen Spaziergang durch die Schmotzer-Allee und nehme den Bogen über die Felder mit dem Blick zum Scheibenberg. Es heißt auch von dieser Landschaft Abschied nehmen. Vierzig Jahre lang habe ich hier jedes Jahr mehrere Tage, meist sogar Wochen verbracht und bin mittlerweile ein halber Windsheimer geworden. Nun bleiben Erinnerungen und ein Doppelgrab. Der Grabstein und die steinerne Einfassung wurden entfernt. Otto hat die Stauden ausgegraben und im Garten von Petra, der Schwester seiner Frau, vorläufig wieder eingepflanzt. Es war schwer, in dem gipshaltigen, steinigen Boden eine zweite Grube zu pickeln. Der Grabschacht ist senkrecht, bedarf keiner Stützen. Die Ränder sind mit grünen Matten behängt.

Die Beerdigung ist auf 13 Uhr angesetzt. Wir sind um 12 Uhr auf dem Friedhof, um noch einmal von der Toten Abschied zu nehmen und um die Trauergäste zu begrüßen. Ruth möchte nicht noch einmal zum offenen Sarg. So gehe ich allein. Ganz schmal und wächsern liegt der Kopf meiner Schwiegermutter auf dem weichen, weißen Kissen, die dünnen Hände vor dem Gesteck aus weißen Lilien und roten Rosen gefaltet. Wie schwer muss es für Ruth gewesen sein, die Mutter immer schmäler und schwächer werden zu sehen, bis schließlich alles Leben aus ihr gewichen ist! Ich habe noch nie einen so alten, toten Menschen gesehen. Die Lippen sind so schmal, die Nase spitz, die straffe Haut gelblich. Das Gesicht drückt nichts mehr aus. Es ist an uns, sich ihrer Worte und Gedanken zu erinnern. Das wird uns mit etwas Abstand vom Sarg leichter fallen als hier.

Die Trauergemeinde in der Friedhofskapelle besteht aus 22 Verwandten und 35 Windsheimern. Pfarrer Hadlich, ein 45-jähriger freundlicher Mann mit langen braunen Locken, hat mit Ruth und Otto lange über die Verstorbene gesprochen. Er kannte sie aus der Gemeindegarbeit und Ruth hat ihm auch noch einen fast zehnjährigen Lebenslauf gegeben. Hadlich verliest diesen - ganz kurz - noch vor der Predigt. Das ist in Bad Windsheim wohl so üblich. Vor der Predigt singen wir – und dies ist sicher ganz ungewöhnlich für eine Beerdigung und das Lied muss von den Trauernden erst im Gesangbuch gesucht werden – „Geh aus mein Herz und suche Freud in dieser schönen Sommer-

zeit an deines Gottes Gaben!“ Dies entsprach aber dem Wunsch Ilse Kamplades – und auch Ruth hatte es mit ihr des Öfteren am Bett gesungen. Im Unterschied zur Trauergemeinde kannte die Verstorbene alle Verse auswendig.

Die Predigt Pfarrer Hadlichs konzentrierte sich auf das Thema der Furcht in der Welt und deren Überwindung. (Siehe Anhang) Das entsprach auch dem von Ruth gewählten Bibelwort auf der Traueranzeige: „Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst; ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein!“ Jesaja 43,1

Der Sarg aus hellem Eichenholz wird von sechs Sargträgern aus der Kapelle und um diese herum zum Grab im rückwärtigen Teil des Friedhofs gerollt. Vor uns Jürgen mit seiner Tochter Veronika. Neben Ruth und mir geht Renate Kamplade allein. Als ich dies bemerke, bitte ich Ruth mir ihren Strauß zu geben, damit sie Renate bei der Hand nehmen kann.

Der Pfarrer spricht die üblichen Worte über dem Sarg und wirft die ersten Schaufeln Erde in die Grube. Er segnet die Trauergemeinde. Danach treten die Kinder Ilse Kamplades an Grab, im Falle Ruths und Ottos in Begleitung ihrer Ehepartner. Sie werfen Blumen auf den tief in der Erde ruhenden Sarg. Wir danken Pfarrer Hadlich, der uns seine Predigt übergibt, und verabschieden uns von ihm.

Die Trauergäste treffen sich noch im großen Saal des alten Gasthofes, der zum Freilandmuseum gehört. Dort sind für fünfundvierzig Personen Kaffeetische gedeckt. Es gibt Käse- und Obstkuchen und Wurst- und Käseplatten mit Brot und Butter, eine ländliche Mahlzeit, wie sie zum Angebot des Freilandmuseums gehört. Ruth und Otto – und auch ich – gehen von Tisch zu Tisch und sprechen mit den Gästen. Auch zwei Vettern Ruths, Christian und Jochen Bruch, sind aus dem Rheinland und aus Hessen gekommen.

Ich kenne einige Nachbarn meiner Schwiegermutter, auch diese über 80 Jahre alt. Doch die meisten der Wanderfreunde und Tennispartnerinnen sind bereits gestorben. Gekommen ist auch Familie Eckart, die im Südring 5 in der Werkswohnung über Kamplades wohnten. Ihr Sohn Wolfgang, damals Wolfi genannt, ist jetzt der sehr rührige und allseits beliebte Bürgermeister von Windsheim. Wir kennen uns. Er berichtete Karl-Heinz Hauck (dem Mann von Ruths verstorbener Schwester Helma), dessen Tochter Renate und mir von seinen (erfolgreichen) Bemühungen Windsheim als Badeort voran zu bringen. Jetzt plant er einen Salzsee, in dem in derselben Solekonzentration wie im Toten Meer Heilbehandlungen angeboten werden können.

Karl-Heinz Hauck und Renate Zimmermann bringen Martin und Innes zum Flughafen Nürnberg. Wolfgang fährt mit dem letztmöglichen Zug wieder nach Berlin. Er wird gegen Mitternacht wieder in seiner Wohnung sein. Der Unterricht beginnt morgen um 8 Uhr.

Auch Jürgen Kamplade fährt am späten Nachmittag mit dem Auto zurück nach Bergisch Gladbach. Er hat morgen früh einen Termin bei seiner Psychologin. Ruth und ich verabreden uns mit Otto und Marliese für morgen früh 9.30 Uhr in der Pflegestation. Wir müssen das Zimmer leer räumen.

Bad Windsheim – Berlin.

Dienstag, 16. August 2005

Aufteilen der Erinnerungsstücke

Im Sterbezimmer in der Pflegestation stehen außer dem Bett nur noch der runde Tisch, vier Stühle, die Vitrine und das betagte Fernsehgerät. An den Wänden hängen noch einige Familiefotos und das

Bild des Chiemsees. Letzteres geht als liebe Erinnerung nach Berchtesgaden. Es freut mich, dass Marliese sich dieses Bild wünscht. Heinrich Kamplade hatte es zur Erinnerung an eine schöne Ferienzeit für das Wohnzimmer gekauft hat. Es ist auch nur ein Druck, wenn auch ein gediegener und schön gerahmter. Doch es geht hier nicht um Werte, sondern um ein Andenken. Das materielle Erbe besteht aus dem Erlös von Immobilien. Otto hat die gleichmäßige Verteilung unter die vier Erben vorbereitet.

Die Möbel verstauen Otto und ich nach dem Umklappen der hinteren Sitze auf den Verladeflächen unserer Autos. Den runden Ausziehtisch und das Fernsehgerät werde ich morgen zu Wolfgang transportieren. Die Vitrine mit den runden Scheiben wird vorläufig in der Residenz untergestellt. Noch wünscht sich keiner dieses edle Stück. Eigentlich würde es zu Jürgens Sammlung schöner Gläser passen. Ansonsten erhalten alle Kinder und Enkelkinder ein Andenken aus der Vitrine, je nachdem was dem einen oder anderen gefällt, Vasen, Porzellanteller usw. Die Verteilung ist nicht schwierig, doch das Verpacken braucht seine Zeit. Um 13.30 Uhr können wir abfahren. Um 20 Uhr treffen Ruth und ich in Berlin ein.

Berlin-Kladow – Spandau.
Mittwoch, 17. August 2005

Saul Bellow schreibt über das Amerika meiner Tagebuchzeit

Ich stehe früh auf, um Tagebuch zu schreiben. Ich bin ausgelaugt und bringe nur Datenreihen und Abläufe zustande.

Um 9 Uhr gemeinsames Frühstück mit unseren Gästen aus Werdau, Erika und Georg Meusel. Sie werden bei uns am Groß Glienicker See eine Woche Urlaub machen und während dieser Zeit auch die Familie ihrer Tochter auf einem Potsdamer Campingplatz besuchen.

Um 11 Uhr bringe ich den Golf nach Spandau in die VW-Werkstatt. Das von Einbrechern zerstörte Türschloss wird ausgewechselt. 73 €. In der Wartezeit kaufe ich bei Wohlthat von Saul Bellow „Herzog“ und von Evelyn Waugh „Wiedersehen in Brideshead“, zwei Klassiker zu einem Viertel des Neupreises.

Auf dem Rückweg lasse ich mich durch den Sonnenschein zu einem Spaziergang durch die Rieselfelder verlocken. Auf einem Granitblock, der Autofahrern den Weg versperren soll, lese ich in dem neu erworbenen Roman des Literaturnobelpreisträgers Saul Bellow, erschienen im Jahre 1965. Das passt zu der Zeit, die ich in meiner Autobiographie zu rekonstruieren suche.

Ich rufe bei Sigi Stecher an. Sie hat gerade einen Brief an mich zugeklebt, wird ihn aber noch einmal öffnen, um das Manuskript, das Heidi von Plato am 15.8. vorgelesen hat, beizufügen. Ich berichte von der Beerdigung und der Furchtsamkeit meiner Schwiegermutter. Sigi findet es mutig, dass Ilse Kamplade sich rechtzeitig zu einer Patientenverfügung entschlossen hat und so ihr Sterben in der Pflegestation vorbereitete. Sie sagt, im Krankenhaus dürften Ärzte Patienten nicht sterben lassen – ohne zu den lebenserhaltenden, aber in solchen Fällen sinnlosen Infusionen zu greifen. Sigi Vater ist im Alter von 94 Jahren ähnlich gestorben wie Ilse Kamplade. „Das ist das natürliche Ende. Man kennt es doch auch aus Berichten über das Leben der Indianer. Die Alten, die nicht mehr weiterziehen können, bleiben zurück und setzen sich in eine Decke gehüllt unter einen Baum und warten auf ihren Tod.“ – „Schon recht, doch allein wollte ich ungern sterben. In einem Bild, das ich im Wandsbecker Boten gefunden habe, tritt Gevatter Tod an das Sterbelage, um das sich die Angehörigen versammelt haben. Ich bin erleichtert, dass meine Schwiegermutter einschlafen durfte und ihr ein Todeskampf erspart blieb. An Peter Handke ist es hängen geblieben, wie der Großvater tage-

lang mit den Fingernägeln über die gekalkte Wand kratzte, bis er endlich verschied.“

Sigi wird bald wieder in ihre Klausur nach Oederquart fahren und dort bis in den Oktober bleiben und schreiben. Sie sieht darin die einzige Chance, mit ihrem autobiographischen Manuskript voranzukommen. Wir beide kämpfen ja nun auch schon gegen den Kalender. Die Zeit wird knapp.

Anhang:

Trauerpredigt über Jesaja 43,1 von Pfarrer Rüdiger Hadlich

Trauerfeier Ilse Kamplade

*19.5.1912 +9.8.2005, Hausfrau und Mutter,
verw., zuletzt in Residenz, 93 J. alt

Lebenslauf

Ilse Kamplade, geboren am 19.5.1912 in Gelsenkirchen als älteste von vier Töchtern der Familie Troost. Die Eltern führten eine Drogerie und ein Lebensmittelgeschäft, in dem die kleine Ilse ihre gesamte Kindheit und Schulzeit verbrachte und durch die Mutter eine stark christlich geprägte Erziehung erfuhr. Nach dem Abitur ging sie für kurze Zeit als Haustochter nach Berlin, kehrte aber bald zurück nach Gelsenkirchen und heiratete im Jahre 1937 ihren Mann, den Landmaschineningenieur Heinrich Kamplade. Bedingt durch den Beruf des Mannes und den zweiten Weltkrieg begann nun ihr Wanderleben: Über Mannheim, den Kümmelbacher Hof und Neckargmünd kam sie schließlich 1950 nach Windsheim, wo der Mann Leiter des Konstruktionsbüros der Fa. Schmotzer wurde. In der Zwischenzeit war die Familie gewachsen, ihr wurden vier Kinder geschenkt. Später konnte sie sich über acht Enkelkinder und fünf Urenkel freuen. Im Jahre 1967 stirbt ihr Mann. Zu dem Schmerz über die Trennung kommt noch der Abschied von den Kindern, die bedingt durch Studium, Beruf und Eheschließung von Bad Windsheim weggezogen. Den Plan, wieder in ihre Heimat zurückzukehren, verwirft sie und bleibt in ihrer zweiten Heimat, wo sie einen aktiven Ruhestand unterbrochen von vielen Reisen verbringt. Seit Ostern 2000 sehen wir sie in der Residenz, wo sie das letzte Jahr auf der Pflegestation verbringt. In dieser Zeit wurde sie hart getroffen durch die schwere Erkrankung und den Tod ihrer ältesten Tochter Helma. Nun war ihre eigene Kraft aufgebraucht und sie wurde am 9.8.2005 im Alter von 93 Jahren heimgerufen.

Jes.43,1 Gott spricht:

„Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst, ich habe dich bei deinem Namen gerufen. Du bist mein.“

Liebe Angehörige, liebe Trauergemeinde!

Es ist gut, wenn Gottes Wort am Ende eines Menschenlebens steht. So wie es auch am Anfang über einem Menschen gesprochen wird in der Taufe, bei ihr war es in ihrer Heimat Gelsenkirchen:

„Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst, ich habe dich bei deinem Namen gerufen. Du bist mein.“

Gottes Wort am Anfang und am Ende, das ist ein Zeichen dafür, dass er selber, unser Herr und Heiland, nahe ist und seine Liebe uns umfängt. Das Entscheidende in unserem Leben können wir nicht selbst machen, unsere Geburt und unser Tod, sie liegen in der Hand eines anderen. Ganz gleich, in welcher Lebenslage wir uns befinden, diese Zusage gilt:

„Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst, ich habe dich bei deinem Namen gerufen. Du bist mein.“

Dieses Wort gilt unserer Verstorbenen und ihnen, liebe Angehörige. Sie haben ja ausgeharrt am Bett ihrer Mutter, haben den schweren Kampf aus nächster Nähe miterlebt. Frau Kamplade konnte am Schluss nicht einfach loslassen, sondern hat immer wieder um Hilfe gerufen. Erst als Sie, die Kinder, ihr die alten Kinderlieder vorgesungen haben „Müde bin ich geh zur Ruh“, da ist sie ruhiger geworden und hat schließlich mitgesungen. Wir stehen hier vor einem Geheimnis, das wir nicht ganz begreifen.

Auf jeden Fall spüren wir an diesem Punkt, wie das Leben geprägt wird von unseren Erfahrungen in der Kindheit: Wir denken an die Mutter, die der kleinen Ilse einen reichen Schatz an christlichen Liedern mitgegeben und eine gute Richtung gewiesen hat. Und daneben wurde ihr ein hohes Pflichtbewusstsein und eine Gewissenhaftigkeit eingeschärft, die man ihr bis ins hohe Alter abspürte und die es ihr ganz am Ende so schwer machten. Es waren diese festen Strukturen, auf die sie selbst bei zuletzt solchen Wert legte: Die Lektüre des Neukirchner Kalenders und der WZ, der tägliche Spaziergang und vieles mehr. Sie wollte alles richtig machen.

Freilich gehört zu ihrem Leben noch viel mehr, nicht nur diese Ordnung. Wenn wir zurückblicken, so müssten wir nicht nur von ihrer Kindheit reden, sondern von einer hervorragenden Schülerin mit dem Wunschberuf Lehrerin. Aber an der Seite ihres Mannes geht sie dann einen anderen Weg, wird Hausfrau und Mutter und doch Lehrerin, eben indem sie ihre vier Kinder großzieht, ihnen Wurzeln und Flügel schenkt.

Es ist eine unruhige Zeit mit vielen Umzügen. Erst in Windsheim schlägt die Familie Wurzeln und wird sesshaft. Auch wenn sie selbst Windsheimerin geworden ist, wusste sie doch immer um ihre eigentliche Heimat. Was vielen aufgefallen ist, so ging es auch mir bei meinen Besuchen, als sie noch im Danziger Ring wohnte, das war ihr großes Interesse an der aktuellen Politik und am Tagesgeschehen. Sie war auf dem Laufenden und sprach auch gern darüber. So hat sie sich für Umweltschutz eingesetzt und hat das dann auch im persönlichen Handeln umgesetzt.

Es ist soviel, dass wir hier gar nicht alles aufzählen können. Sicher könnten Sie noch manch anderes erzählen, da gibt es auch manche Erfahrung, die man gar nicht in Worte fassen kann. An all das sollen sie sich heute erinnern.

Nur noch das eine möchte ich herausgreifen: Sie hatte intensiven Kontakt zu unserer Kirchengemeinde, so waren die Gottesdienste Fixpunkte in ihrem Leben, früher besuchte sie ihn regelmäßig im Gemeindezentrum und zuletzt in der Residenz. Die Evang. Kirchengemeinde ist ihr zu bleibenden Dank verpflichtet, weil sie über dreißig Jahre als Gemeindehilfe mitgearbeitet hat und in dieser Zeit als Sammlerin unzählige Besuche gemacht hat. Sie gehörte zu den Treuen, für die kein Weg zu weit war.

Wir sind ihr von Herzen dankbar und können in dieser Stunde doch keinen Rechnungsabschluss über ihrem Leben machen und sagen: „Weil sie versucht hat, aus ihren Möglichkeiten das Beste zu machen, drum hat es schon gepasst, drum wird Gott sie annehmen.“ Da müssen wir uns an die Botschaft des Evangeliums erinnern lassen, die da lautet:

Mit unseren Werken können wir uns niemals den Himmel verdienen, und wenn wir uns noch so bemühen. Wir bleiben angewiesen auf Gottes Gnade, der uns zu sich ruft, auch wenn wir es nicht verdient haben. Wir bleiben angewiesen auf den Zuspruch Gottes, der gerade in dieser Abschiedsstunde gilt:

„Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst, ich habe dich bei deinem Namen gerufen. Du

bist mein."

Das ist die Hoffnung der Christen. Wenn es darum ginge, dass unsere Namen bekannt sind bei den Menschen, dann müssten wir Angst bekommen. Denn viele von den Menschen, die Frau Kamplade gekannt haben, sind schon verstorben. Das kann nicht unsere Hoffnung sein, dass unser Name bekannt ist bei den Menschen. Sondern meine Hoffnung liegt darin, dass mein Name bei Gott bekannt ist und dass er auf diesen Namen sein Heil legt. Davon leben wir alle, ob wir nun vor der Welt einen großen oder einen kleinen Namen haben.

Freilich, das schützt mich nicht vor dem Weg, den alle gehen müssen:

„Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blüht wie eine Blume auf dem Felde; wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da und ihre Stätte kennt sie nicht mehr."

So ist das mit dem Menschen. Sicher, wenn ein alter Mensch in der Vollzahl seiner Jahre von uns geht, dann sehen wir das als etwas Natürliches an. Und wenn es dann dunkel wird über einem alten Menschen, wenn die körperlichen Gebrechen am Horizont auftauchen, wenn das Weiterleben nur eine Qual bedeuten würde, dann empfinden wir sogar den Tod als Erlösung wie im Fall unserer Verstorbenen. Freilich ist das nur die halbe Wahrheit, denn der Tod trennt uns ja von den lieben Menschen und zerstört unsere Gemeinschaft. Wir erhoffen die Erlösung nicht vom Tod, sondern von Gott. So wollen wir das Wort unseres Gottes neu hören und es für unsere Verstorbenen erhoffen, dass Gott sagt: **„Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst."** Es ist dasselbe Wort, das die Frauen am Ostermorgen hören, als sie zum Grab des toten Jesus gehen, Sie rechnen mit nichts anderen als dem natürlichen Lauf der Dinge, mit dem toten Jesus. Aber mit einem kräftigen „Fürchtet euch nicht!" wird die neue Zeit eingeläutet. Die Macht des Todes ist gebrochen. Christus ist auferstanden und hat uns eine lebendige Hoffnung gegeben. In dieser Hoffnung entlassen wir die Verstorbenen, in dieser Hoffnung lasst uns selbst weiterleben. Gott spricht:

„Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst, ich habe dich bei deinem Namen gerufen. Du bist mein." Amen

4. To whom it may concern. Zur Abwechslung auch mal was Erotisches

**Tagebuch der Schreibzeit in Dorstadt
7.- 19. August 2006**

Berlin – Dorstadt.

Montag, 7. August 2006

Um 11 Uhr kommt Heidi von Plato mit ihrem Auto. Es ist älter als unseres und es bleibt hier in unserer Garage, so dass Ruth es benutzen kann. Heidi und ich werden mit unserem VW-Golf nach Dorstadt fahren. In Helmstedt verlassen wir die Autobahn und fahren über die Dörfer. Um 15 Uhr kommen wir in Dorstadt an, wo wir Sigi Stecher bereits antreffen.

Es folgen meine Angaben zur Person, die ich in Dorstadt (wie alle anderen) ausgelegt habe – nebst dem jüngsten Dreifachheft von „Gewaltfreie Aktion“, das zu meinem 70. Geburtstag erschienen ist.

Theodor Ebert

Geb. 1937 in Stuttgart als erster von vier Söhnen der Elektrokaufleute Anna-Luise und Arthur Ebert.

Studium der Geschichte, Germanistik und Politologie an den Universitäten Tübingen, München, London und Paris. Promotion 1965 in Erlangen mit „Gewaltfreier Aufstand – Alternative zum Bürgerkrieg“. 1970 Habilitation an der Freien Universität Berlin mit Untersuchungen zum gewaltfreien Widerstand als Mittel der Verteidigungspolitik.

Von 1970 bis 2002 lehrte ich Politische Wissenschaft mit Schwerpunkt Friedens- und Konfliktforschung am Otto-Suhr-Institut der FU Berlin.

Seit 1969 Herausgeber der Zeitschrift „Gewaltfreie Aktion. Vierteljahreshefte für Frieden und Gerechtigkeit“. In dieser Zeitschrift sind die meisten meiner Aufsätze auf dem Felde der Friedens- und Konfliktforschung erschienen.

Ich seit 1965 verheiratet mit Ruth Kamplade, Fachlehrerin für Handarbeit, Hauswirtschaft und Sport. Wir haben drei Söhne, die Architektur, Design und Kunst studiert haben.

2002 nahm ich am vorletzten Schreibkurs Paul Schusters in Dorstadt teil, um das autobiographische Schreiben zu lernen. Seit 2003 gehöre ich zu der Schreibgruppe, die sich regelmäßig bei Sigi Stecher trifft.

Von den Texten, die ich veröffentlicht habe, kann man nur einige Reiseberichte als literarisch bezeichnen, sofern man sich an politologischen Beobachtungen und Reflexionen nicht stört. Im Übrigen habe ich in diesen Tagen meinen ersten größeren literarischen Text abgeschlossen: „Von der Liebe im Atomzeitalter. Vier Versuche und ein Happy End“. Es handelt sich dabei um ein „erinner-tes Tagebuch“ aus den Studienjahren 1962 bis 1965 an den Universitäten Tübingen und Erlangen. (185 S.)

Postbrief an Ruth Ebert in Berlin

Dorstadt, 9.8.06

Liebe Ruth,

In Dorstadt hat sich seit meinem ersten Kurs mit Paul Schuster im August 2002 nichts verändert. Das erklärt auch die niedrigen Preise in diesem Jugendheim. Da ganz Haus kostet am Tag 60 Euro. Darum können wir Sigi, Heidi und ich es uns nun leisten, vier Tage hier allein zu sein, bis am Freitag die nächsten eintreffen. Ich habe wieder mein altes Zimmer. Es ist bei weitem das kleinste, hat nur ein Bett, aber an der Giebelwand zwei Fenster zum Obstgarten, in dem ich auch wieder nicht abgeerntete schwarze Johannisbeerbüsche, Brombeeren und Stachelbeeren gefunden habe. Zwei Bäume hängen voller Sauerkirschen und weitere Bäume brechen unter der Last der Mirabellen, die in diesen Tagen reif werden, fast zusammen.

Ich habe als erster gekocht. Gemüsepfanne mit Zwiebeln und Zucchini aus unserem Garten und Kartoffeln, Tomaten und Rauchfleisch. Ich wurde gelobt. Am Abend habe ich aus „Doris und der Moment der Klarheit“ vorgelesen und hilfreiche Anregungen erhalten.

Die Erinnerung an den 18. August 1964 „Das Fotoalbum und ein Gespräch über Gandhi“ habe ich danach überarbeitet. In der neuen Fassung doziere ich nicht nur. Es ist jetzt ein richtiges Gespräch. Das Ganze wirkt intimer, weil wir über das Schwindeln reden und ich gestehe, vor Doris mit Christel auf der kleinen Insel im Dechsendorfer Weiher gewesen zu sein. Ich merkte beim Vorlesen, dass die Überlegungen zum Zusammenhang zwischen Mittel und Zielen, die für meine Dissertation zentral sind, an dieser Stelle viel zu trocken sind. Das Gespräch musste eine persönliche Färbung erhalten.

Die Erzählung als solche finden Heidi und Sigi spannend und sie lobten auch das Lokal- und Zeitkolorit. Ich werde jetzt das gesamte Buchmanuskript noch einmal durcharbeiten. Wenn man den Text laut liest, fällt einem doch manches auf, das sich verbessern lässt.

Gestern hat Sigi einen Text zur ihrer Kindheit (1.-6. Lebensjahr) vorgelesen. Sie schildert den Stolz ihrer Mutter auf das schöne Töchterlein und die anschließende Zurücksetzung, als dann noch der besonders erwünschte Sohn geboren wird, mit dem die Mutter gegenüber ihrem Mann, der schon einen Sohn aus einer vorehelichen Verbindung hat, auftrumpfen kann. Sigi schreibt sehr anschaulich, ist aber auf der Schreibmaschine so geschwind (eine Seite in 8 Minuten, wenn es sein muss), dass sie überbordend eine Fülle von Details aufischt und der Hörer sich zu fragen beginnt: Worauf soll das Ganze denn hinauslaufen? Sie lässt sich vom eigenen Erzählstrom mitreißen.

Heidi von Plato arbeitet am Beginn eines neuen Romans. Triebfeder ist die bittere Erfahrung, dass ihre Freundin sie nach 14 Jahren vor wenigen Monaten völlig überraschend verlassen hat, um künftig mit einer anderen Frau zusammenzuleben. Heidi hat Publikationserfahrung. Du wirst Dich an ihren historischen Roman „Das haarige Mädchen“ erinnern. Anfangen hat sie mit Gedichten und dann Erfolg gehabt mit einem Theaterstück und Hörspielen – vor allem für Kinder. Sie berät auch andere Autorinnen gegen Honorar. Einmal wurde sie auch für den Bachmann-Wettbewerb in Klagenfurt vorgeschlagen. Eine Enttäuschung.

Ich habe über Nach die Bodenseenovelle Martin Walsers „Ein fliehendes Pferd“ gelesen. Bei diesem Meister der deutschen Sprache und der Explikation von Seelenregungen und Mann-Frau-Beziehungen kann man sehr viel lernen, aber man spürt auch, wodurch sich ein Anfänger auf dem Felde des Erzählens von einem wahren Schriftsteller unterscheidet.

Wenn ich meine „Frauengeschichten“ durchkorrigiert habe, werde ich an dem autobiographischen Bericht über das Experiment der Gewaltfreien Zivilarmee weiterschreiben.

Für den Fall, dass Du mir schreiben oder sonst etwas zuschicken willst, hier meine Anschrift:

Haus der Besinnung
Harzstr. 52

38312 Dorstadt.

In ganz dringenden Fällen kannst Du die 80jährige Frau Powik, die Hausmeisterin, die im Nachbarhaus wohnt, verständigen. Dann kann ich von der Telefonzelle zurückrufen.

Ich denke viel an Dich und wünsche Dir schöne Tage mit den Kindern aus Minsk

Dein Theo

Dorstadt, den 12. August 2006

Liebe Ruth,

in dem ehemaligen Nonnenkloster am Rande von Dorstadt herrscht die meiste Zeit Schreibstille. Man hört nicht einmal das Klappern von Schreibmaschinen, da die Laptops fast lautlos die Buchstaben auf den Bildschirm zaubern. Nur wenn ich aus dem Fenster meiner winzigen Kemenate blicke, sehe ich ab und an, wie eine der Schriftstellerinnen unter den Apfel-, Birn- und Pflaumenbäumen des ausgedehnten Gartens, den man fast schon einen Park nennen könnte, wandelt. Alle arbeiten konzentriert an ihren Texten. Heidi von Plato will sich nicht einmal durch ein gelegentliches Gespräch aus dem Schreibfluss reißen lassen. Sigi und ich sind von unseren Ergüssen weniger gebannt. Wir quatschen gerne und Sigi macht es auch Spaß, meine Texte zu lektorieren, und ich freue mich, wenn sie immer wieder mit einem Plus-Zeichen am Rande Zustimmung signalisiert. So hat sie den ganzen Doris-Text durchgearbeitet.

Wir sind seit gestern zu fünft. Ina Dentler und Jutta Weber-Bock, die an der Stuttgarter TU im Rahmen des Studium Generale eine Schreibwerkstatt leitet, sind noch zu uns gestoßen. Tagsüber treffen wir uns nur zum Mittagessen, das wir abwechselnd kochen. Mein Beitrag war bisher Gemüsepfanne und Vanillepudding mit Sauerkirschkompott aus dem Garten. Frühstück macht sich jeder selbst. Heidi von Plato und ich sind die Frühaufsteher.

Nach dem gemeinsamen Abendessen setzten wir uns auf riesigen, mit Samt überzogenen Polstersesseln – eine neuerliche Spende Wolfenbütteler Christenmenschen - um einen Couchtisch mit gewaltiger Marmorplatte, und dann liest eine bei einem Glas Wein oder Apfelschorle aus ihrem Manuskript vor, in der Regel ein Kapitel aus einem in Arbeit befindlichen Roman. Bei mir war es ein Bericht, der in meinen „Frauengeschichten“ den Übergang zwischen dem dritten und dem vierten Versuch bildet. Dieses Zwischenstück ist neu. Sigi hat es für mich ausgedruckt. Du findest es in der Anlage.

Sigi hat sich über meine Methode, den Liebeskummer zu kurieren, sehr amüsiert. Es war auch aus literarischen Gründen nötig, diesem grimmigen Schluss noch eine heitere Seite abzugewinnen. Mein Problem war zum Ende des Jahres 1964, dass ich schon im Blick auf die ungeklärte Situation in der Firma meiner Eltern die Dissertation schleunigst abschließen musste, aber in Gedanken viel zu häufig bei Doris war. Mir ging es ähnlich wie Gisela Raupach in der Zeit der Trennung von Wolfgang. Nur konnte und wollte ich den Verlust nicht kultivieren. Ich empfand schon das Wort Liebeskummer als sentimentalen Kitsch. Du erinnerst Dich vielleicht an den Schlager „Liebeskummer lohnt sich nicht my darling, vergiss die Tränen in der Nacht!“ Und ausgerechnet dieses Wort benutzte mein Vater, um mich zu trösten.

Ich habe „Von der Liebe im Atomzeitalter“ noch einmal ganz durchgelesen und einiges korrigiert, aber mit diesen Korrekturen ist man nie zu Ende. Ich bin gespannt, was Du noch alles finden wirst. Und es wäre natürlich schön, es gäbe dann auch mal ein paar Plus-Zeichen von Deiner Seite.

Ich bin jetzt dabei, die Geschichte der Gewaltfreien Zivildarmee aus meinen Tagebüchern und den Protokollen unserer Sitzungen zu rekonstruieren. (Die Briefe aus dieser Zeit habe ich nicht einge-

packt.) Ich fertige als erstes eine literarisch und auch politologisch überarbeitete Fassung meiner Tagebücher aus den Jahren 1962 bis 1965 an. Wenn ich dann den Stoff im Kopf und auch als Datei vor mir habe und mir dann hoffentlich auch schon einige Formulierungen gelungen sind, will ich die Geschichte dieses Experiments in einem Zuge niederschreiben. Da kommt es bei mir dann auch auf den erzählerischen Fluss an; von Sprachmelodie à la Bieri wage ich da noch gar nicht zu reden. Aber ich denke schon, dass es mir gelingen wird, einen spannenden Bericht über dieses politische Experiment zu schreiben – ohne es mit „Frauengeschichten“ aufpeppen zu müssen. Ich bin froh, dass ich diese auf ein separates Manuskript ausgelagert habe.

Dich muten diese Frauengeschichten seltsam an und es leuchtet Dir nicht ein, dass man sie erzählen sollte. Ich bilde mir ein, dass sie vom Ende her gelesen eine Liebeserklärung an Deine Adresse sind. Ich habe die Geschichten zwar stilistisch so geschrieben, dass von Tag zu Tag offen ist, wie es weitergeht, aber ich hätte das Ganze gar nicht schreiben wollen, wenn ich nicht um das glückliche Ende gewusst hätte. Und ich kann mir vorstellen, dass sich auch für den Leser, wenn er am Ende angelangt ist, einiges reimt, das ihm zunächst ein Spiel des Zufalls zu sein schien. Nach meinem Verständnis läuft das ganze Buch auf Dich zu und es ist kein Zufall, dass in der letzten Geschichte Du den entscheidenden Schritt tust. Der emanzipierten Sigi hat es richtig imponiert, wie Du einen auch mich freudig überraschenden Entschluss gefasst und die Initiative ergriffen hast. Ich befürchte natürlich, dass Du verfügen willst, diese Szene zu streichen. Aber das wäre jammerschade: Auf diese Aktion darfst Du als Frau wirklich stolz sein, so überraschend sie auch erfolgte, nachdem ich mich vor der Reise nach Dortmund noch so daneben benommen hatte und Du mit einigem Recht zunächst einmal entsetzt warst.

Doch keine Sorge, diese Szene werde ich hier nicht vorlesen, obwohl die anderen Frauen vorhaben – an Hand von Texten, die Sigi von einem einschlägigen Seminar in Langen mitgebracht hat - über Erotik in der Literatur zu sprechen. Ina Dentler hat eine solche Schlüssel- bzw. Bettscene gestern aus ihrem neuen Roman vorgelesen. Nicht schlecht. Sex ist nun mal ein wichtiger Teil des Lebens und man darf solche Szenen nicht ganz ausblenden, auch wenn ich meine, dass die jeweilige Herleitung – also das, was sich davor und danach abspielt – genau so wichtig ist wie der sexuelle Akt selbst, der doch im Großen und Ganzen immer derselbe ist, was nun keineswegs gegen ihn spricht, sondern es uns ermöglicht, sich darauf immer wieder erneut zu freuen, ohne befürchten zu müssen, dass vor lauter Ekstase alles Mögliche schief geht.

Im Übrigen brauchst Du Dir keine Sorgen zu machen. Es geht hier manierlich zu. Das ist mit dem Schreiben wie mit der Aktmalerei bei Wolfgang. Der Maler arbeitet an der Form und beim Schriftsteller ist das ähnlich. Die meisten Museumsbesucher stellen sich wahrscheinlich die Zusammenarbeit von Maler und Modell ungeheuer prickelnd vor, und diese Vorstellung wird durch das Kino noch angeheizt, aber in Wirklichkeit ist das ja nüchterne Arbeit. Wenn da gefummelt wird, dann nur auf der Leinwand. In unserem Dorstädter Fall geht es allerdings sehr lustig zu und es gab gestern bei der Lesung Ina Dentlers viel zu lachen und sogar meine Bemerkungen haben dazu beigetragen. Ina hatte bei dem Liebesakt zwischen dem israelischen Piloten und seiner deutschen Cousine sich ausgiebig mit den Augen des Partners beschäftigt, bis ich mir dann die Frage erlaubte, ob es da vielleicht doch mehr auf die Hände und auf Stellen, die für diese interessant seien, ankäme. Da haben alle herzlich gelacht und Ina gelobte Nachbesserung.

Im Laufe der nächsten beiden Tage werden weitere fünf Teilnehmerinnen eintreffen. Drei kenne ich von früheren Kursen. Dass ich noch einmal etwas vorlesen werde, ist gar nicht sicher und es ist mir auch nicht so wichtig. Wahrscheinlich kann ich mit dem Votum einzelner Leserinnen mehr anfangen als mit einer Diskussion im großen Plenum. Ich habe heute früh zu Ina gesagt, dass mir die Kritik an ihrem Text gestern zu detailliert gewesen sei und dass ich geneigt sei, Sigis pauschaler Zustim-

mung beizupflichten. Mich hätte die gestrige Kritik an ihrem Text an die Kommentare in den Grafik-Katalogen von Bassenge erinnert. Dort würden auch die kleinen Mängel eines jeden Blattes aufgelistet. Wichtig sei aber am Schluss die Zusammenfassung in dem Urteil „Gesamteindruck gut“ oder gar „sehr gut“. Ich hätte gestern auch einen solch positiven Gesamteindruck gehabt. Ich denke solche Ermutigungen brauchen auch bereits erfahrene Autorinnen. Es war für mich sehr informativ, Jörg Magenaus Biographie Martin Walsers zu lesen. Es fehlen mir nur noch wenige Seiten. Magenaus gibt Einblicke in die Psyche eines Autors. Das ist ein ganz schwieriger Beruf. Wenn ich das lese, wird mir richtig leicht ums Herz: Welch ein Glück habe ich doch gehabt mit meiner beruflichen Laufbahn! All dieser Ärger ist mir erspart geblieben und ich habe dennoch Anerkennung und Zuwendung erfahren. Ob jemand jetzt meine Texte lesen will oder nicht, kann mir eigentlich ziemlich egal sein. Ich denke, dass es aber einigen Freunden und hoffentlich vielen Enkelkindern eines Tages Spaß machen wird, was Opa aus seinem Leben aufgeschrieben hat. Doch Du wirst Dir jetzt denken: Wenn es nun gar nicht so wichtig ist, dann könnte sich Theo um Dringendes im Haus kümmern. Da hast Du sicher Recht, aber da sind wir wieder bei unserem alten Thema – und ich gestehe, so ganz unwichtig ist es mir eben doch nicht, dass andere Menschen meine Texte lesen. Doch das hast Du Dir sicher bereits gedacht, ohne dass ich es zugebe.

Ich freue mich sehr darauf, Dich bald wieder in den Arm zu nehmen. Erotisches Schrifttum – schön und gut, aber die Liebe in natura ziehe ich ersterem dann doch bei weitem vor. Also, meine liebe Ruth, es sei gesagt: Ich liebe Dich und ich mache es jetzt wie Innes – zwei Kreuzchen und zwei Kringelchen. xxoo. Sei umarmt und geküsst!

Dein Theo

Dorstadt, Dienstag, 15. August 2006

Liebe Ruth,

inzwischen sind wir zu neunt. Von den alten Bekannten aus Paul Schusters Schreibgruppe sind noch Rita Rosenhahn und Eva Fischinger dazu gekommen. Außerdem Dagmar aus Augsburg, eine Krankenschwester und enge Freundin Sigis, und Hanna Dunkel aus Hamburg, die Kinder- und Radlerbücher schreibt und die Sigi in einem Seminar über Erotik in der Literatur kennen gelernt hat. Die Stimmung ist gut, und die Arbeitsteilung bei der Zubereitung der Mahlzeiten klappt reibungslos. Es wird gewitzelt: Wir seien wohl eher ein Koch- denn ein Schreibkurs.

Doch so harmlos geht es nun auch wieder nicht zu. Es ist wieder wie in meinen Seminaren an der Universität: Ich rege mich über die Texte viel zu sehr auf und steigere mich in meiner Phantasie in die jeweiligen Protagonisten der Romane hinein und überlege mir ernsthaft, ob die ausgedachten Handlungsweisen auch wahrhaftig und plausibel sind.

Gestern hat Ina vorgelesen, wie Uri, der israelische Offizier, seiner gleichaltrigen deutschen Freundin und potentiellen künftigen Gattin mitteilt, dass er im Auftrag der Regierung vom Hubschrauber aus systematisch palästinensische (mutmaßliche oder tatsächliche) Attentäter und Anführer von Terrorkommandos liquidiert – mit allen nicht zu vermeidenden „Kollateralschäden“. Ich fand es ungeheuerlich, dass ein Mann mit seiner deutschen Cousine erst eine intime Beziehung eingeht, um wie er sagt „ihrer Liebe sicher zu sein“, und ihr erst dann mitteilt, was er als Berufssoldat so treibt. Ina hat dies sehr eindringlich beschrieben. In dem Roman verspricht es der Frau auch tatsächlich die Sprache und sie muss nun eine Nacht lang neben ihm im Bett liegen, ohne dass sich die beiden ausgesprochen hätten. Am anderen Morgen findet sie auf dem Frühstückstisch ein Briefchen, indem er seinem „Schneckchen“ schreibt, dass er ins Archiv gegangen ist, um noch vor der Rückreise nach Israel einige Dokumente einzusehen.

Ich meinte, dass nichts dringender gewesen wäre, als dass die beiden miteinander reden. Ina sah das

ähnlich, aber der Plot des Romans ist so konzipiert, dass die Cousine ihrem Vetter nach Israel folgt. Beide sind 35. Auf die Auseinandersetzung zwischen den beiden im nächsten Kapitel bin ich nun wirklich gespannt.

Über solchen Textbesprechungen wird es gewöhnlich sehr spät. Da ich danach nicht sofort einschlafen kann und das Versäumte dann am folgenden Tag über die Mittagszeit (unvollkommen) nachholen muss, um überhaupt noch in den Spiegel sehen zu können, habe ich mir jetzt vorgenommen, um 22 Uhr ins Bett zu verschwinden. Heidi von Plato hat mir dies vorgemacht. Etwa anderes darf ich mir aus Rücksicht auf mein Herz auch gar nicht leisten.

Ich habe aus meinem Buchmanuskript „Von der Liebe im Atomzeitalter“ vorgelesen und zwar mit Rücksicht auf diejenigen, welche die ersten drei Erzählungen bereits kannten, zunächst das Vorwort und dann den Anfang des vierten Teils. Ich endete zunächst mit der Ausfahrt nach Regensburg und dem Entschluss, nach der peinlichen Verwechslung die Suche nach der blonden Lehrerin nicht einzustellen. Der Text ist sehr gut angekommen – und entgegen der sonstigen Gewohnheit wurde nicht an stilistischen Einzelheiten herumgemäkelt, sondern darum gebeten, die Fortsetzung zu hören. Ich endete dann mit unserem ersten Gespräch in der Cafeteria des Heka-Kaufhauses. Ich war mir natürlich recht, dass allen der Text so gut gefallen hat, doch am meisten freute mich, dass diese Hanna aus Hamburg meinte, das sei doch aus heutiger Sicht noch eine Liebeserklärung an Dich. Sigi und Heidi stimmten ihr zu.

Mit der Arbeit am politischen Teil der Autobiographie komme ich zwar auch voran, aber noch nicht so zügig, wie ich mir das vorgestellt habe. Das kommt daher, dass ich an dem Buchmanuskript immer wieder kleine und größere Veränderungen vornehme. So habe ich das Vorwort neu geschrieben. Es klingt jetzt poetischer. Um mich aber zu vergewissern, dass meine Erinnerung an das Märchen vom Eisernen Heinrich auch nicht trügt, habe ich Eva Fischinger zum Einkaufen nach Wolfenbüttel begleitet und habe in der dortigen Buchhandlung eine kommentierte Dünndruckausgabe von Grimms Märchen, wie sie auch Germanisten verwenden, gekauft.

Heute Abend wird es wieder sehr schwierig werden. Jutta Weber-Bock hat uns Szenen aus ihrem in Stuttgart spielenden Roman „Das Brunnenhaus“ zum Lesen gegeben. Eine weihnächtliche Eheszene war so kaltschnäuzig geschildert, dass mir fast das Blut in den Adern gerann. Ich vergewisserte mich: Rita Rosenhahn, die genau so alt ist wie ich und damit 25 Jahre älter als die Autorin, aber die Scheidung von einem extrem und ganz unbegründet eifersüchtigen Mann hinter sich hat, ging es genau wie mir. Ich will mich heute Abend in der Diskussion zurückhalten. Der Beitrag von Jutta Weber-Bock ist aber der einzige Fall, bei dem ich das Gefühl habe, dass es sich um „Frauenliteratur“ handelt, bei der Männer als solche an den Pranger gestellt werden. Ansonsten komme ich mit den schreibenden Frauen sehr gut aus. Es ist ein ganz entspanntes kameradschaftliches Verhältnis. Und dass einige lesbisch orientiert sind und andere nicht, spielt auch keine Rolle.

Liebe Ruth, es kommt mir nach einer guten Woche schon ganz lang vor, dass wir nicht beieinander sind und ich freue mich auf die Rückkehr. Doch ich sehe auch ein, dass so eine Schreibfreizeit nicht Deine Sache wäre. Da machen wir beide lieber zusammen etwas anderes. Ich hoffe sehr, dass Manfred und Innes auch ihrerseits Lust haben, zusammen mit uns etwas zu unternehmen und dass sie etwas besseres Wetter antreffen, als es der Schreibgruppe zurzeit in Dorstadt beschert ist. Da wir aber hier ohnehin die meiste Zeit am Laptop sitzen, spielt das Wetter keine große Rolle. Mich stört aber, dass ich nur einen einzigen Pullover eingesteckt habe.

Bald ist nun das Abschiedsfest mit den Minsker Kindern. Grüße bitte Ina und Lena herzlich von mir. Ich werde an Euch denken und ich wünsche Dir und allen Helferinnen und Kindern ein schönes Fest!

Dein Theo

Der treue Heinrich hatte sich so betrübt,
als sein Herr war in einen Frosch verwandelt worden,
dass er drei eiserne Ringe hatte müssen um sein Herz legen lassen,
damit es ihm nicht vor Weh und Traurigkeit zerspränge.

Das Absprengen der eisernen Bande

Zum Ausklang meines Lebens habe ich mir vorgenommen, meine Erfahrungen in der Ökologie- und Friedensbewegung an die Generation der Enkel weiterzugeben. Ich dachte zunächst nur an die klassische Form der Autobiographie, die in strenger chronologischer Folge und Kapitel für Kapitel das Leben des Protagonisten aufzeichnet und die Gewichte angemessen verteilt. Doch dabei wird so vieles kursorisch zusammengefasst und die anschaulichen Details kommen zu kurz. Es wird nicht erzählt, als ob der Ausgang noch offen wäre, sondern die faits accomplis, also die vollendeten Tatsachen, werden bedacht.

Viel lieber möchte ich mein Leben noch einmal so erzählen, dass der Leser genau so wenig wie ich als der einst Handelnde weiß, was der nächste Tag bringt, und wie die Geschichte ausgeht. Ich will versuchen, mich von der Form der Fallstudie und ihrer Reflexion zu lösen. Ein Politologenleben lang habe ich diese Form gepflegt. Jetzt empfinde ich sie beengend. Wenn ich erzählend erst einmal in Fahrt gekommen bin, hoffe ich, dass mir wie in Grimms Märchen dem treuen Heinrich die eisernen Ringe vom Herzen abspringen. Ich wähle für dieses Experiment denjenigen Bereich, in dem die politologische Reflexion naturgemäß eine geringe Rolle spielt und die individuellen, privaten Erfahrungen im Vordergrund stehen. Bei mir war dies an keiner Stelle so ausgeprägt wie bei dem Unternehmen, gegen Ende meines Studiums die Frau fürs Leben zu finden. Dies war insofern schwierig, als ich zwar auf den ersten Blick – und dies wurde mir gelegentlich bestätigt – einen recht passablen Eindruck machte, aber bei näherem Kennenlernen infolge meiner pazifistischen Überzeugungen und Ziele zum Außenseiter mit unsicherer Berufsperspektive mutierte. Dabei war ich auf meine politische Sendung so fixiert, dass ich auf keinen Fall bereit gewesen wäre, um der Liebe zu einer Frau willen von meinen Vorhaben Abstand zu nehmen. Ich hätte darum die richtige Frau eigentlich nur in der Friedensbewegung oder vielleicht unter den wenigen Gleichgesinnten an der Universität finden können. Das ergab sich aber nicht. Der Hauptgrund war, dass ich mich sehr früh emotional auf jemand Bestimmtes festgelegt hatte. Sie wusste davon nichts und doch hatte sie mich durch mein Studium als zwar räumlich ferne, aber gut bekannte Idealgestalt begleitet. Als wir zu Beginn des Jahres 1962 beide fast 25 Jahre alt waren, habe ich den Entschluss gefasst, sie aufzusuchen und zu gewinnen.

Was in vier Erzählungen folgt, basiert auf Tagebüchern, Briefen und meinen Erinnerungen – so dass ich das Ergebnis ein „erinnertes Tagebuch“ nennen möchte. Es sind wahre Geschichten. Geändert habe ich nur einige Namen. Ich will mich nicht aus der Affäre ziehen, indem ich mit eleganter Geste alles zur Fiktion erkläre; doch ich möchte eben auch niemand bloßstellen.

Wenn mein erinnertes Tagebuch gelegentlich immer noch einen gar zu reflektierten Eindruck macht, dann liegt dies nicht an nachgeschobenen altklugen Bemerkungen, sondern an meiner damaligen Art, durch das Schreiben in schwierigen Lagen doch wieder etwas Fassung zu gewinnen und mir über mich selbst klar zu werden. Das Tagebuch war also bereits der erste Versuch, meine Positionen zu überprüfen. Ich bin beim Lesen meiner damaligen Notizen manchmal erschrocken ob der Sturheit und Penetranz, mit der ich meine Ideen verfochten und damit auch die Frauen, denen ich begegnete, irritiert und vor den Kopf gestoßen habe. Ich kann nur davor warnen, mich zum Vorbild zu nehmen. Dass es nach mehreren Anläufen schließlich zu einem Happy End kam, ist erstaunlich genug und vielleicht hätten meine Vorfahren im Neckartal es auf die paradoxe Formel gebracht: „Die dümmsten Bauern haben die größten Kartoffeln.“

Dass mein ursprüngliches Tagebuch nicht nur in den politischen Teilen, sondern auch in Privatange-

legenheiten so ausführlich berichtet, und ich es manchmal nur abzuschreiben brauchte, liegt daran, dass es mir ein autonomer Ersatz war für die Anleitung zum Schreiben, die ich vom Studium der Germanistik, meinem zweiten Fach, vergeblich erwartet hatte. In „Dichtung und Wahrheit“ hatte ich gelesen, wie Gellert in Leipzig Goethes leidenschaftliche Prosatexte „mit roter Tinte korrigierte und hie und da eine sittliche Anmerkung hinzufügte“. So ungefähr hatte ich mir das Studium der Germanistik vorgestellt und auch das anschließende Avancement.

Die ausführlichen Tagebücher, die auf diese Weise entstanden, gleichen einerseits einem intimen, kritischen Selbstgespräch und andererseits einem romanhaften Bericht, der aber nur der Übung halber niedergeschrieben wurde. Über die Entwicklung meiner politischen Ideen – vor allem des Konzeptes einer Gewaltfreien Zivildarmee – habe ich an anderer Stelle berichtet.⁷ Da diese Ideen aber meinen Umgang mit Frauen beeinflussten, ist es nicht ganz zu vermeiden, dass sie auch im Laufe der folgenden Erzählungen auftauchen, obgleich es deren Ziel nicht ist, diese Ideen dazustellen. Es geht nur darum, deutlich zu machen, was es bedeutet, wenn junge Menschen, die sich lieben oder lieben könnten, in einer Zeit leben, die dadurch geprägt ist, dass zwei Weltmächte sich wechselseitig mit atomarer Vernichtung bedrohen.

Ich gehörte zu einer Gruppe von Kriegsdienstverweigerern, die es sich zur Aufgabe gemacht hatte, nach einer Alternative zur atomaren Abschreckung zu suchen. So viel Konzentration auf diese Aufgabe wir uns auch abverlangten, wir waren doch junge Menschen, die das Leben mit allen Sinnen wahrnahmen. Würde ich hier nur das politische Tagebuch eines Atomwaffengegners und Ostermarschierers vorlegen, wäre dies zu eindimensional. Ich gehe den umgekehrten Weg. Ich greife aus meinen Tagebüchern, die sich hauptsächlich mit pazifistischen Aktionen und gruppodynamischen Verhaltensweisen befassen, diejenigen Passagen heraus, die mich im Umgang mit Frauen zeigen. Ich will aber weder das Tagebuch eines Verführers, noch das eines tumben Toren vorlegen. Mich interessiert, ob es möglich ist, stilistisch eine Verbindung herzustellen zwischen den politischen Vorhaben und dem als privat geltenden Intimbereich. In solcher Mehrdimensionalität ist mir Gandhis Autobiographie „Meine Experimente mit der Wahrheit“ ein Vorbild. Das soll aber nicht heißen, dass ich mir vorgenommen hätte, Gandhi in meinen Beziehungen zu Frauen nachzuahmen. Seine Situation war eine völlig andere als die meine. Er wurde als halbes Kind verheiratet, während ich mir gegen Ende meiner Studienzeit vorgenommen hatte, eine Frau zu finden, zu der ich mich hingezogen fühlte, die aber auch für meine politischen Ziele Verständnis hätte.

Dorstad, Mittwoch, 16. August 2006

Liebe Ruth,

vier Tage vor Schluss unserer Schreibzeit sind wir nun vollzählig. Kurz vor der Abendrunde ist auch noch Kira von Moers aus Berlin eingetroffen. Sie kam mit dem Zug und hat auch bereits eine Rückfahrkarte gekauft. Ich werde also am Samstag – nach dem Frühstück und nachdem wir noch aufgeräumt und die Küche und die Waschbecken gereinigt haben – nur mit Heidi von Plato nach Berlin zurückfahren. Wenn wir gegen 11 Uhr abfahren, werden wir zwischen 14 und 15 Uhr in Kladow eintreffen.

Bei dem abendlichen Gespräch über den Anfang des Romans „Das Brunnenhaus“ von Jutta Weber-Bock brauchte ich fast nichts zu sagen. Die Kritik aller Frauen war einhellig. Ich hätte an der Stelle von Jutta das Romanprojekt aufgegeben oder die Konzeption von Grund auf geändert. Mir tat sie leid. Es ist eine schlimme Erfahrung, dass durchaus wohlwollende Freundinnen einem in aller Ruhe, aber deutlich zu verstehen geben, dass ein Romanprojekt, das man sich ausgedacht und für dessen Entwurf man auch bereits ein Reisestipendium (3 Wochen auf Malta) bewilligt bekommen

⁷ Th. Ebert: Auf der Suche nach einer gewaltfreien Alternative zur Bundeswehr. In: Gewaltfreie Aktion, Vierteljahresshefte für Frieden und Gerechtigkeit, Berlin, Heft 143-145, 2.-4. Quartal 2005, S. 63-85

hat, nun doch nicht funktioniert. Nur die Geschichte der Giftmörderin, die Mitte des 19. Jahrhunderts in Stuttgart als letzte öffentlich enthauptet worden ist, hielten wir für erzählenswert. Doch die Geschichte einer schwäbischen femme fatale aus unseren Tagen, die eigentlich parallel gewoben sein sollte, fanden alle banal und nicht der Rede wert. Und als ich dann noch sagte, als Stuttgarter könne ich mir eine schwäbelnde femme fatale beim besten Willen nicht vorstellen, musste sogar Jutta lachen. Unsere einhellige Ablehnung ihrer Idee, das Leben einer zunächst unmäßig angepassten und dann (im übertragenen Sinne) männermordenden femme fatale, hat Jutta sicher hart getroffen. Heidi von Plato, die in unserer Gruppe wahrscheinlich die meisten und dazu noch äußerst bitteren Erfahrungen mit Männern und Frauen hat, konnte über das Romanprojekt nur den Kopf schütteln.

Danach hat Sigi – mit Hilfe eines ausgearbeiteten Manuskripts, fast wie an der Universität – über das Erotische in der Literatur gesprochen. Sehr lebhaft, wie Du Dir vorstellen kannst, aber durchaus gediegen. Es gab dennoch viel zu lachen. Es wurde kritisiert, dass die neuere Literatur vielfach aus kommerziellen Gründen den voyeuristischen Bedürfnissen der Leserschaft entspreche und dann zwischen Realismus und Pornographie kaum noch zu unterscheiden sei, vom Kitsch in vielen Formulierungen einmal ganz abgesehen. Kitsch ließe sich auf diesem Gebiet wahrscheinlich ohnehin nicht ganz vermeiden. Andererseits waren wir uns auch darin einig, dass wir nicht mehr nur wie in Schillers „Glocke“ davon erzählen könnten, wie der Jüngling errötend ihren Spuren folgt, sondern es dann auch mal zur Sache gehen müsse. Ich bemerkte, die Schwierigkeit bestünde bei der literarischen Darstellung darin, dass man die edlen Gefühle für den geliebten Menschen einigermaßen in Harmonie bringen müsse mit den zweifellos animalischen, triebhaften Verhaltensweisen beim Sex. Das sei doch jedes Mal erneut ein Wagnis und es würde nicht selten schief gehen. Das leuchtete ein und wir waren uns auch einig, dass das Erotische häufig an der Wahrnehmung von Kleinigkeiten hänge und es kein feststehendes Inventar oder Instrumentarium gebe. Ich erinnerte dann sogar noch an die line of beauty and grace, die zu finden Hogarth als die Aufgabe der Kunst bezeichnet habe. Es war insgesamt ein heiterer, niveauvoller Gedankenaustausch und wieder einmal störte es nicht, dass ich der einzige Mann in dieser Gruppe von neun Frauen war.

Ich werde die nächsten Tage weiter meine Aufzeichnungen zur Gewaltfreien Zivilarmee bearbeiten. Wenn ich dies für die ganzen Jahre 1961-1965 durchgehalten habe, werde ich wahrscheinlich vor einem ca. 300 bis 500 Seiten umfassenden edierten Tagebuch mit einzelnen bereits mehr oder weniger gelungenen Szenen sitzen und dann muss ich dies alles auf etwa 150 bis 180 Seiten zusammenfassen und im Zuge dieses Verfahrens die dafür geeigneten Szenen zu kleinen Erzählungen ausbauen. Natürlich bedarf es dann auch wieder der kursorischen Verbindungen, welche den chronologischen Ablauf regeln. Soweit mein Vorhaben.

Hanna Dunkel, die Hamburger Reise- und Kinderbuchautorin, die ich in ihrer zurückhaltenden und soliden Argumentationsweise sehr schätze, hat mein Buchmanuskript durchgelesen. Ihr ist aufgefallen, dass beim Ausdrucken drei Seiten (96 und 158-160) verloren gingen. Du wirst es auch bereits bemerkt haben, je nachdem wie weit Du bereits gekommen bist. Ich habe diese Seiten mit Hilfe meiner Datei auf dem Laptop nachgedruckt. Du findest sie in der Anlage. Hanna war von dem Gesamtmanuskript sehr angetan und meinte, ich solle ja nichts streichen. Auch die heikle Szene in meinem Zimmer in Frauenaurach sei gelungen, hinreichend deutlich und doch dezent. Und das sagt eine verheiratete Frau mit Kindern, die ungefähr Dein Alter hat. Das ist meines Erachtens ein verlässliches Votum, wie ich überhaupt finde, dass Du in dem Manuskript viel besser abschneidest als ich, der ich mir in der Erregung doch einige Schnitzer leistete.

Also, ich freue mich, bald wieder bei Dir zu sein!
Dein Theo

Dorstadt.

Donnerstag, 17. August 2006

Ich las während der Nacht „Unschuld“ von Hamilton Brodkey, eine der von Sigi Stecher empfohlenen erotischen Erzählungen. Ich bin beeindruckt!

Am Vormittag und Nachmittag redigiere ich einige Seiten aus dem Tagebuch der Monate Januar und Februar des Jahres 1962.

Am Abend liest Sigi Stecher aus ihren Jungenderinnerungen. Es handelt sich um die überarbeitete Fassung des Textes, den sie am zweiten Tag des diesjährigen Dorstadt-Aufenthalts Heidi von Plato und mir vorgelesen hat. Immer noch zu viele Details, deren Funktion unklar ist. Von allen Seiten ziemlich harsche Kritik an diesem überbordenden Erzählen. Ich bin traurig, dass Sigi daraus keine Konsequenzen zu ziehen weiß. Sie kann ungeheuer schnell tippen und das verführt sie dazu, alles hinzuschreiben, was ihr durch den Kopf geht. In dieser Geschwindigkeit fallen niemandem durchweg brillante Formulierungen ein.

Dorstadt.

Freitag, 18. August 2006

Ich arbeite weiter an der Redaktion des Tagebuchs von 1962, bin aber mit dem Ergebnis nicht sonderlich glücklich, weil ich spüre, dass ich zu langsam vorankomme. Wenn ich die Tagebücher – und gar noch die Briefe - der Jahre 1962 bis 1965 auf diese Weise bearbeiten wollte, kostete mich dies ein volles Jahr. Lohnt sich dies? Es gibt doch auch noch vierzig weitere Jahre zu sichten und die Aufzeichnungen zu bearbeiten. Erst ab 1992 gibt es die auf dem PC getippten Tagebücher und Briefe.

Am Abend liest Kira von Moers Großstadtimpressionen, die sich für die Beteiligung an dem ORB-Wettbewerb eignet. Dessen Thema ist „Leben in großen Städten“. Sie schaltet hintereinander eine bedrückende und eine heitere Sicht derselben Szenerie.

Dorstadt – Berlin.

Samstag, 19. August 2006

Noch ein Vormittag am Schreibtisch und dann fahren Heidi von Plato und ich nach einem Pizzeessen mit Sigi Stecher zurück nach Berlin. Ich habe zuvor noch zwei Spankörbe voll Mirabellen und Sauerkirschen im Garten der Tagungsstätte geerntet. Um 16 Uhr kommen wir in Kladow an.

5. Das Tagebuch als literarische Gattung.

Notizen aus zwei Schreibwochen in Dorstadt mit einem Berliner Zwischenspiel.

4.-18. August 2007

Erinnerung an einen Schreiblehrer

Im Oktober 2003 hatte Paul Schuster seine letzte Schreibwoche in Dorstadt bei Wolfenbüttel geleitet. Wie schon viele Male hatte man sich wieder im katholischen Jugendfreizeitheim des Kirchenkreises, einem ehemaligen Nonnenkloster, getroffen, um zu zwölfen, jede und jeder im eigenen Zimmer und am eigenen Schreibtisch, doch unter Pauls Anleitung das literarische Schreiben zu üben und einen größeren Text eigener Wahl zu bearbeiten. Die meisten, die sich damals trafen, waren langjährige Schülerinnen Pauls gewesen, die sich regelmäßig einmal im Jahr diesen Termin reserviert hatten. Sie waren eigentlich keine Schülerinnen mehr, sondern meist Frauen, die in fortgeschrittenem Alter waren und mitunter schon mehrere Texte veröffentlicht hatten und nur noch aus Anhänglichkeit an den deutsch-rumänischen Schriftsteller und um sich wiederzusehen, nach Dorstadt kamen und Pauls Rituale goutierten oder eben seine Marotten aushielten. Ich war 2003 zum ersten Mal dabei, weil Georg Meusel, mit dem ich sechs Wochen durch Indien gereist war und mit dem ich das Reisetagebuch ausgetauscht hatte, mir Paul als Schreiblehrer für Fortgeschrittene empfohlen hatte.

Ich hatte als Frischling die Paulschen Übungen neugierig und ohne zu Murren mitgemacht und – gewissermaßen außerhalb der Disziplin - alles in einem ersten Dorstädter Tagebuch notiert.⁸ Ich war auch willens gewesen, mich künftig den regelmäßig nach Dorstadt und zu Paul Pilgernden anzuschließen und hatte mir bereits den nächsten Dorstädter Termin vorgemerkt, als mich Anfang 2004 die bittere Nachricht erreichte, dass Paul Schuster 74-jährig an einer Infektion und Blutvergiftung, die in ihrer Gefährlichkeit zu spät erkannt wurde, gestorben war.

Bei aller Trauer hatten sich seine Schülerinnen doch inzwischen soweit von Pauls Ritualen emanzipiert, dass einige rasch übereinkamen, den vorgemerkten Termin zu nutzen, um an ihren Texten zusammen weiter zu schreiben und diese in abendlicher Runde zu besprechen. Ich ließ mich in den Kreis der Dorstadt-Reisenden aufnehmen und habe seit 2004 an diesen zunächst einwöchigen, dann vierzehntägigen Schreibzeiten in dem kostengünstigen Jugendheim teilgenommen.⁹ Zu Übungen à la Paul hatten wir alle keine Lust gehabt und wir hielten auch nichts davon, unsere größer angelegten Texte den anderen des Abends in kleinen Häppchen zu verabreichen. Paul Schuster hatte dazu Kärtchen mit verdeckten Nummern ziehen lassen und in dieser zufälligen Reihenfolge waren dann bits and pieces vorgelesen worden. Wir änderten das Verfahren und näherten uns den andernorts üblichen Lesungen von Autoren. Wir kamen auch nicht unvorbereitet nach Dorstadt, sondern brachten in Arbeit befindliche Skripte mit. Bei einer Teilnehmerzahl von höchstens sieben war es möglich, dass man an einem Abend mit einem Exposé und einer Lesung, die bis zu einer Stunde dauern durfte, in ein literarisches Vorhaben einführte und sich mit einem eventuell sogar ausgedrucktem Text der Gruppenkritik stellte. Und der Autor musste auch nicht alles schweigend über sich ergehen lassen, sondern durfte seinen Text nach einer ersten Runde der Kritik auch verteidigen oder Informationen und Absichtserklärungen nachschieben. Da alle außer mir Frauen waren und ich trotz meines fortgeschrittenen Alters als greenhorn zu gelten hatte, gab es auch keinen Guru – ich wüsste nicht einmal, wie man die weibliche Form dieser mir ohnehin

⁸ Topflappen und Streckentext. Tagebuch einer Schreibwoche mit Paul Schuster in Dorstadt bei Wolfenbüttel. 11.-19. Oktober 2003, unveröffentlichtes Manuskript. Erstes Kapitel dieser Dokumentation.

⁹ Das Haus kostet im Sommer nur € 60 pro Tag – unabhängig von der Größe der Gruppe. In der Heizungsperiode sind es dann € 75 pro Tag.

fragwürdigen Instanz zu nennen hätte. Ist das eine Guru oder gar eine Gura? Lieber nicht! Es gab nur die links-partizipatorische Sigi Stecher, welche den Kontakt zur katholischen Kirche Dorstadts aufrecht hielt und die Ausgaben berechnete. Im Übrigen waren alle gleich und es hatten auch alle die gleichen Pflichten, zu denen insbesondere das Kochen, das Aufräumen der Küche und der Abtransport des wohl sortierten Mülls gehörten.

Ich habe mich auch dieses Jahr wieder auf die Schreibzeit im Dorstädter Nonnenkloster gefreut und mich für die vollen vierzehn Tage angemeldet – eine Alternative wäre eine achttägige Teilnahme gewesen. Ich geriet aber in ein Dilemma, als es sich zeigte, dass unser Sohn Martin mit seiner Frau Innes und dem vier Monate alten Lucas nur an dem Wochenende, das genau in der Mitte der Dorstädter Zeit lag, von London nach Berlin fliegen konnte. Ich musste mich also darein fügen, die knappe Dorstädter Zeit für vier Tage zu unterbrechen und hin und her zu reisen, was möglich war, wenn man eine Fahrzeit von zwei bis drei Stunden in Kauf nahm. Gravierender war aber noch, dass ich Ruth die Vorbereitungen auf den Besuch alleine überlassen musste.

Berlin-Kladow.

Freitag, 3. August 2007

Perspektiven

oder

Was wird aus all den Notizen?

Herzlicher Abschied von unserem Sohn Wolfgang und seiner Freundin Anja, die mit dem Wohnmobil von Anjas Eltern für drei Wochen nach Schweden reisen wollen. Es war angenehm, dass die beiden zwei Tage länger geblieben sind als ursprünglich vorgesehen und dass sie keine Hektik an den Tag legten, sondern sich in aller Ruhe – über die Landkarten gebeugt - überlegten, wie sie ihren Urlaub im einsamen Norden Schwedens, wo es neben fischreichen Gewässern sogar noch Bären geben soll, organisieren könnten. Ruth und ich hatten den Eindruck, dass die beiden sich gut verstehen und ohne Spannungen miteinander beraten können, was zu tun ist. Anja nimmt sich abends immer eine Stunde Zeit für ihre Yoga-Übungen und sie toleriert, dass Wolfgang des Öfteren alleine an den Schwarzwaldbächen den Forellen und den scheuen Döbeln nachstellt.

Während Ruth und unsere achtjährige Enkeltochter Hannah einen Kuchenboden backen, kann ich eine Stunde schlafen, was auch wichtig ist. Es belastet mich, dass ich spüre, wie der Sommer vergeht, ohne dass ich bei meiner Arbeit entscheidende Fortschritte erziele. Ich sollte am Haus vielerlei reparieren. Doch immer noch warten die längst lockeren Klinkersteine an der Zufahrt zur Garage auf das erneute Verfugen. Für die Ablage meiner Post und der vielen Skripte habe ich einiges getan, doch nur um zu registrieren, wie viel Zeit es kosten wird, die noch nicht geordneten Reste zu sortieren.

Und wie fragwürdig ist es doch, dass ich mich in der rein fiktiven Parallele zu dem sterbenden, doch immer noch anhaltend schreibenden Walter Kempowski an das Edieren meines Tagebuches von 1992 gemacht habe! Das Tagebuch dieses Jahres ist Kempowskis letztes Vorhaben in Nartum, und ich wollte ihm (und mir) das Gefühl geben, dass auch ein anderer über dasselbe Jahr nachdenkt und seine Notizen aus dieser Zeit zu edieren sucht. Doch was ich hier in den letzten Wochen geleistet habe, ist poetisch ohne Bedeutung. Editorische Fleißarbeit. Keine Ahnung, ob jemals irgendjemand diese Notizen zu schätzen wissen wird. Kempowski wird – so knapp wie die Zeit für ihn nun mal ist – vielleicht gerade mal durch mein Manuskript blättern können. Er lässt mir durch seine Archivarin Simone Neteler immer wieder herzlich danken und Grüße bestellen. Ich habe in den letzten Wochen viele Nachtstunden am PC verbracht, um 300 Seiten Tagebuch zu edieren und nun bin ich gerade mal im Juli 1992 angelangt. Und was hat's gebracht? Ich weiß jetzt, wie viel Zeit es kosten wird, diese Vorarbeit für all die anderen Jahre – von 1992 bis zum heutigen Tag –

auszudehnen, um dann auf dieser gesicherten Basis die Autobiografie zu verfassen. Und was wird aus der Zeit bis 1992, für die es erst wenige Typoskripte auf dem Computer gibt? Ich habe mir einen Überblick verschafft. Es existieren handgeschriebene Tagebücher von 1958 bis 1991. Sie weisen zwar erhebliche Lücken auf, aber im Durchschnitt werden für jedes der fraglichen 34 Jahre, wenn ich noch die wichtigsten Briefe einfüge, rund hundert Schreibmaschinenseiten zusammenkommen. 3.000 Seiten! Du lieber Himmel! Und von 1992 bis 2007 – das sind die Jahre, während derer ich nicht mehr in Kalendern, sondern wirklich jeden Tag die Eindrücke und Überlegungen auf dem Computer notierte und die Briefe in den Text integrierte - werden es bei durchschnittlich 500 Seiten im Jahr noch einmal etwa 7.500 Seiten werden. Oder sollte der Torso der Tagebücher letzten Endes mehr wert sein als der angestrebte erzählende und reflektierende Rückblick auf mein ganzes Leben, der aus der Sicht der Lektoren und gewinnorientierten Verleger möglichst nur 300 Seiten umfassen sollte?

Ich bin sehr unsicher und habe immer wieder das Gefühl, dass ich etwas oder gar alles falsch mache. Ruth spürt dies und wirft mir vor, dass ich nicht das Beste aus der sommerlichen Gegenwart unserer Kinder mache. Und dazu kommt jetzt auch noch der Verlust von Nadyas kleinem Kind in der 17. Woche – und ich habe mich doch mit den Eltern auf die Geburt von Hannahs Brüderchen so gefreut.

Am späten Nachmittag kommen Christian und Nadya, um Hannah abzuholen. Wir trinken zusammen Kaffee und essen dazu den inzwischen mit Sauerkirschen und Bananen belegten, frisch gebackenen Kuchen. Hannah hat wie ein Konditor mit Sahne ein Muster aufgespritzt. Ich schlage vor, dass Christians Familie nach einem Spaziergang zum Groß Glienicker See noch zum Abendessen bleibt. Ich bereite das Grillen vor. Nackensteaks, Nürnberger Bratwürste und gemischter Salat. Es wird ein heiterer Abend, zumal wir nun doch wieder hoffnungsvoll in die Zukunft blicken. Nadya kann bald erneut schwanger werden und während sie im Sprechzimmer der Frauenärztin wartete, stieß sie in der Zeitschrift „Schöner wohnen“ zufällig auf Fotos einer Ausstellung von Christians Malereien und Skulpturen in der Wohnung einer Londoner Privat-Galeristin. Christians Arbeiten sind nicht nur gut ins Bild gerückt worden; sie sind nicht nur Dekoration. Der Künstler wird genannt. Da muss Christian von den großen Sammlern doch demnächst „entdeckt“ werden!

Am Abend telefoniere ich mit Innes. Sie hat von Martin die traurige Nachricht vom Tod des Kindes gehört.

Ruth ist von der Anspannung der letzten Tage mehr als nur erschöpft. Das merke ich daran, dass sie mir mal wieder vorwirft, ich hätte mich alle die Jahre nur auf meine Arbeit konzentriert und ihr die Sorge für die Familie überlassen. Das ist nicht neu und es stimmt, aber solche Vorwürfe vor der Abreise nach Dorstadt helfen uns beiden nicht weiter und verleiden uns nur das Einschlafen, nachdem wir – wegen Hannah, die von ihrer Oma aus dem Hundebuch „Ich pflege ein Tier“ vorgelesen bekommen wollte – vier Tage getrennt geschlafen hatten. Ich wache in der Nacht mit heißem Kopf auf, denke an mein marodes Herz und ärgere mich, dass ich mich auf die zweiwöchige Reise nach Dorstadt eingelassen habe. Wegen des Besuches aus London muss ich schon nach 5 Tagen wieder nach Berlin zurückkehren. Ich werde also in diesen 14 Tagen 10 Stunden auf der Autobahn verbringen. Und dabei habe ich gar keinen bedeutenden Text im Sinn. Ich werde lediglich „Nota bene in Roma“, das Tagebuch meiner Romreise, abschließen, um dann im September mit dem Laptop nach Serbien zu reisen – in der vagen Hoffnung, dass fast wie nebenbei Aufzeichnungen glücken werden, dies sich mit den berüchtigten Texten Handkes über seine winterlichen und sommerlichen Reisen in Kriegsgebiet vergleichen lassen. Und bei einem solch großen Vorbild ist mein Scheitern mehr als wahrscheinlich. Sicher ist nur, dass mich dieses Reisetagebuch noch einmal viel Zeit kosten wird und dass ich dann bei der Jahresbilanz ohne etwas wirklich Respektables dastehen werde.

Berlin-Kladow – Dorstadt.

Samstag, 4. August 2007

Anreise und Pläne

Beim Aufwachen atme ich die frische Luft, die durchs offene, doch mückengitterbewehrte Fenster eindringt. Ich fühle mich nicht mehr so niedergeschlagen wie heute Nacht und kann auch nach Ruths warmer Hand greifen, die mir diese gerne lässt. Doch bald mahnt sie mich aufzustehen und meinen Vorsatz, für Dorstadt Lebensmittel einzukaufen, auch wahr zu machen. Um 8 Uhr bin ich an der „freien“ Tankstelle in Kladow. Ich fülle auf bis zum Anschlag und dazu noch ein Liter Reserveöl. Bei der Ritterfeld-Landbäckerei stelle ich fürs Dorstädter Wochenende mehrere Sorten Brot und Brötchen zusammen und dann kaufe ich schließlich à tempo bei ALDI die vertrauten Grundnahrungsmittel Milch, Joghurt und Quark, dazu Reis, Nudeln, Zucker, Essig und Öl und die Zutaten für eine Gemüsepfanne.

Als ich um 9.30 Uhr zurückkomme, fährt auch schon Heidi von Plato vor. Wie im vergangenen Jahr hinterlässt sie Ruth ihren klapprigen Opel. Sie wird die vollen 14 Tage in Dorstadt bleiben. Ich lade ihr Gepäck in meinen VW-Golf, den ich im Blick auf diese Fahrt habe aufwendig sanieren lassen. 90.000 Kilometer hat er nun auch schon auf dem Buckel. Wir wählen dieses Jahre die Strecke über die Autobahn und erreichen Dorstadt mit einer halben Stunde Pinkel- und Kaffeepause nach 2 ½ Stunden.

Wir sprachen unterwegs über Heidis schriftstellerische Arbeit. Ihr historischer Roman „Das haarige Mädchen“ wird in Düsseldorf als Theaterstück herauskommen. In ihrer eigenen Fassung. Sie hat als Theaterautorin angefangen und von Suhrkamp verlegt auf eine Karriere gehofft. Doch die Jahre vergingen, ihre Erfahrung wuchs, aber der Literaturbetrieb ignorierte sie weitgehend, so dass sie mit kleineren Arbeiten für den Rundfunk und mit Schreibkursen und der Beratung von Autobiografinnen ein bescheidenes Einkommen sichern musste. Wäre es nicht schön, wenn wir alle zusammen zur Premiere nach Düsseldorf reisen könnten? Meine Idee, doch dann fallen mir wieder die unsortierten Papierberge in meinem Arbeitszimmer ein.

In Dorstadt ist die Lage fast unverändert. Frau Powik, die über 80jährige bisherige Verwalterin der Tagungsstätte hat einen Schlafanfall erlitten und kann uns – auf den Gehwagen gestützt – nur noch den Hausschlüssel übergeben. (Ihre Nachfolgerin ist im Urlaub.)

Im Laufe des Nachmittags treffen zuerst Sigi Stecher, dann Hanna Dunkel und schließlich Ina Denter ein. Sigi hat den Zug genommen; Hanna wurde von ihren Eltern, die nach Fehmarn weiterreisen, vorbeigebracht. Ina hatte Sigis umfangreiches Gepäck – inklusive Drucker – im Kofferraum.

Hanna hat für die erste Kaffeerunde eine leckere Möhrentorte mitgebracht. So etwas wird nach den Möhren genannt, um die Kalorienbewussten zu beruhigen; doch was daran mundet sind weniger die gelben Rüben als die Nüsse und die sonstigen sahnigen und zuckrigen Zutaten. Doch wir lassen es uns schmecken, und zum Abendessen koche ich dann Gemüsepfanne mit Hähnchenbrust und Reis. Und auch das schmeckt.

Wir haben uns inzwischen Zimmer gesucht. Unter zwölf Räumen hat man zu siebt eine gute Auswahl. Ich nehme wieder mein Stammzimmer. Es ist zwar das kleinste und hat weder Waschbecken, noch Kleiderschrank, aber es verfügt über eine in das Wandregal integrierte Schreibplatte und zwei Fenster zum Garten – also über genügend Licht, und über dem Bett lässt sich eine Neonröhre anknipsen, so dass ich nachts gut lesen kann. Wir haben ja alle mehr Bücher dabei als wir in zwei Monaten lesen könnten. Dazu verführt nun mal die Anreise mit dem Auto.

Nach dem Abendessen sitzen wir zusammen und berichten von unseren Plänen und unseren möglichen abendlichen Beiträgen. Heidi von Plato wird zum 100. Geburtstag Simone de Beauvoirs ein einstündiges Hörspiel für den RBB schreiben. Da winkt immerhin ein Honorar von 6000 Euro. Sie berichtet uns von der Korrespondenz mit der neuen Hörspielredakteurin.

Ich kündige ein Referat über „Das Tagebuch als literarische Form“ an und mache dazu in der Nacht weitere Notizen.

Dorstadt – Wolfenbüttel.
Sonntag, 5. August 2007

Leckere Rezepte

Das Frühstück macht sich jeder selbst. Um 8 Uhr beginne ich mit der Niederschrift meines Referats. Es existieren von dem geplanten Essay über das Tagebuchschreiben vorläufig nur elf Blatt mit handschriftlichen Notizen im Format DIN A 5. Diese waren vor drei Tagen auf einer einsamen Bank mit Blick auf den Groß Glienicker See entstanden.

Um 10 Uhr fahre ich mit Sigi Stecher zur Zahnärztin nach Wolfenbüttel. Der Abszess in ihrem Unterkiefer ist noch nicht ausgeheilt. Wir finden die Praxis in einem Neubauviertel, das wir an den Straßennamen ausmachen. Alle erinnern an im Zweiten Weltkrieg verlorene Ostgebiete und Ortschaften – insbesondere im Seegebiet der Masuren. Den letzten, genauen Hinweis auf die Ärztin gibt uns ein Tankwart. Bei Sigi muss eine desinfizierende Einlage ausgetauscht werden.

Im Warteraum lese ich erneut in Kempowskis Tagebuch „Sirius“. Viele spitze, darunter auch verletzte Bemerkungen – vor allem über etablierte Kollegen und flapsige Journalisten, die Kempowskis Werke zu lesen versäumten und dennoch den Meister interviewen wollten.

Zurück in Dorstadt setze ich mich im Parterre in einen größeren, von uns nicht benutzten Versammlungsraum. Dort haben wir auf Tischen die eigenen Veröffentlichungen und zur Lektüre empfohlene Texte anderer Autoren ausgelegt. So auch Beiträge zum diesjährigen Wettbewerb um den Klagenfurter Ingeborg-Bachmann-Preis.

Bis zum Mittagessen vertiefe ich mich in die Publikationen Hanna Dunkels. Darunter ist auch ein Kurzkrimi mit einem angehängten Rezept für Seelachs in Sahnesoße. Fischrezepte sind das geistige respektive kulinarische Band des Sammelwerkes. Bestseller wie Grassens „Der Butt“ und Simmels „Es muss nicht immer Kaviar sein“ lassen grüßen. Doch Vorbilder schaden nicht. Das Büchlein ist gut gemacht und zumindest Hannas coole Geschichte vor Tisch bekömmlich.¹⁰ Als Mitglied des Verbandes der Schriftsteller wird sie gelegentlich zur Mitarbeit an Sammelwerken eingeladen, so auch zu einer Recherche über Autoren, die im Dritten Reich nur eingeschränkt arbeiten und publizieren konnten und heute weitgehend vergessen sind.¹¹ Von Hannas Entdeckung, einem Theaterintendanten namens Johannes Heinrich Braach, der mit einer „Halbjüdin“ verheiratet war und darum nur noch Tiergeschichten (über Hechte und Reiher) publizieren durfte, hatte ich noch nie gehört, und er wird auch vergessen bleiben, es sei denn, die Angler entdecken ihn noch für sich.

Heidi von Plato kocht – wie im vergangenen Jahr – Spagetti mit Tomatengemüse. Sie nimmt's genau und zieht den Tomaten die Haut ab. Und die Spagetti very much al dente. Einfach und gut!

Nachmittags schreiben zunächst alle an ihren Texten; später gehen einige spazieren über die abgeernteten Weizenfelder in Richtung Wald oder entlang der Oker. Ich denke an die kurze Zeit, die mir vor der Rückkehr nach Berlin noch bleibt. Ich will meinen aus London anreisenden Enkel Lucas begrüßen und dann einige weitere Schreibtage in Dorstadt verbringen. Ich setze mich also unter Druck. Keine schöpferische Muße. Ich klebe vier Stunden am Schreibtisch und mache nur mal einen Rundgang durch den weiten Obstgarten und probiere die überreifen Mirabellen und die ersten Brombeeren.

Dagmar Rössing und Jutta Weber-Bock treffen ein. Die eine kommt mit dem Zug aus Augsburg, die andere mit dem Auto aus Stuttgart. Das Auto ist rappellvoll mit Unterlagen und Dossiers der in statu nascendi befindlichen Werke. Ein Tramper, der einen Blick ins Auto warf, winkte die Gutwillige durch.

Ich lege mich noch eine Stunde aufs Ohr und arbeite dann weiter an dem Essay über „Das Tagebuch als literarische Form“. Dass ich als pensionierter Professor und ehemaliger Student der Germanistik hier ein Referat – genannt Essay – schreibe, ist das nicht Unfug? Bist du dazu nach Dorstadt gefahren? Hoffst du dich dem Damenflor präsentieren zu können? Willst du deine extensive

¹⁰ H. Dunkel: Seelachs gedünstet. In: Heike und Peter Gerdes (Hg.): Flossen höher. Kriminelles zwischen Fisch und Pfanne, Leer: Leda Verlag, 2004, S. 164-170

¹¹ Verband Deutscher Schriftsteller (Hg.): Verbrannt. Vergessen?, Berlin 2007

Tagebuchschreiberei rechtfertigen, sie gar mit poetologischen Weihen versehen? Ich kann die Selbstzweifel nicht ausräumen, nur zur Seite schieben. Solch ein Vortrag schluckt Zeit. Aber wenn du über das Thema etwas Sinnvolles sagen willst – und du hast es ja selbst vorgeschlagen, weil du meinst, so etwas gehöre zu einem Schriftstellertreffen -, musst du dich jetzt auch vorbereiten und das geht erfahrungs- und zunftgemäß nur schriftlich.

Besonders die beiden Raucherinnen Sigi und Dagmar empfehlen, die abendliche Runde im Freien zusammenzurufen. Da ist von lauen Lüften die Rede. Ich denke mir mein Teil und schweige. So ziehen wir mit den beiden Sektflaschen, die Jutta Weber-Bock zur Feier ihrer eben vollzogenen Scheidung gestiftet hat, zum eingefriedeten Platz des Lagerfeuers, das wir aber mit dem Ausschnitt der Obstbäume, an dem noch braune Blätter hängen, nicht zu entfachen vermögen. So hoffen wir bei einfallender Dämmerung darauf, dass die Fledermäuse, die in wilden Zacken über uns herumschießen, der Mücken Herr zu werden vermögen. Doch die Natur nähret in ihrem Reichtum alle ihre Geschöpfe, die Blut Spendenden und die Blut Zapfenden.

Ich erinnere mich - wiederum insgeheim -, dass ich es immer abgelehnt habe, im Freien Seminare abzuhalten. Man kämpft regelmäßig gegen irgendwelches Viehzeug, oder Flugzeuge ziehen ihre Bahn und Motorradsüchtige verschmähen Schalldämpfer.

Wir berichten in der Runde von unseren schriftstellerischen Erfolgen respektive Misserfolgen und deuten an, was wir heuer zu schreiben gedenken und gegebenenfalls vorlesen könnten. Wie die meisten Autoren (und überhaupt die Künstler) leben wir von der Hoffnung, entdeckt zu werden. Ich nehm's gelassen, weil ich schon so viel - inzwischen bereits wieder Vergessenes - publiziert habe. Ich fand es ja rührend, dass der Kollege Göhler, als ich das 65. Lebensjahr erreichte, meinen Nachruf bereits beim Präsidialamt der Freien Universität hinterlegte. Das nenne ich Für- und Vorsorge unter deutschen Beamten. Dabei hat es mich überrascht, dass er mein kirchliches Engagement schätzte, statt es zu kritisieren, denn es ging nicht selten auf Kosten meiner Lehrtätigkeit. Verständlich wurde mir's, als er mir erzählte, dass er in einem Pfarrhaus aufgewachsen sei. Das ist ja immer mein Sagen: Was wäre die deutsche Kultur ohne ihre evangelischen Pfarrhäuser!

Dorstadt.

Montag, 6. August 2007

Formungsprobleme und deren Lösung

Heute nun der erste richtige Schreib- und Lesetag – auch für mich. Sigi und Dagmar fahren heute zur Zahnärztin nach Wolfenbüttel. Ich gebe ihnen mein Auto und bei der Rückkehr haben sie eine schöne Überraschung für mich. Mein Abstecher nach Berlin und die Rückkehr zur Schreibgruppe ist denkbar einfach. Die beiden haben sich - unaufgefordert, aus reiner Sympathie - am Bahnhof nach einer preisgünstigen Rückfahrkarte zwischen Wolfenbüttel und Spandau erkundigt. Es gibt eine solche für weniger als die reinen Benzinkosten. Da greife ich zu.

Zum Mittagessen kocht Hanna Linsengemüse mit herzhaften Würsten, die aber drei Linienbewusste nicht anpacken. Anhaltender Sonnenschein. In meiner Klausur wird es zu heiß. Ich ziehe mich in ein kühles, noch leeres Zimmer mit einem wackeligen, runden Tisch zurück. Der Essay über „Das Tagebuch als literarische Form“ okkupiert mich.

Am Abend liest Hanna Dunkel aus einem historischen Krimi. Ermordet wurden in einem norddeutschen Dorf von einem 18jährigen Knecht eine Bäuerin, deren zwei halbwüchsige Kinder und eine Magd. Wahrscheinlich wurde der vorbestrafte Mörder dazu von der Schwester der Ermordeten angestiftet, um in den Besitz des Hofes zu kommen. Das ließ sich aber nicht beweisen. Diskutiert wird von uns die Perspektive, aus der erzählt werden soll. Hanna stützt sich auf die Gerichtsakten und macht – zunächst versuchsweise - den Schreiber des Gerichts auch zum Erzähler. Das ist keine ideale Lösung, weil und solange der Gerichtsschreiber zur Aufklärung des Falles nichts beiträgt. Solch ein Gerichtsschreiber ist kein Kommissar, der Täter schnappt, und auch kein „letzter Zeuge“, der als Gerichtsmediziner überraschende Hinweise liefert; er ist nur eine kleine Nummer im

Justizapparat. Was kann er tun, außer Akten ordnen und studieren, mit der Wirtin über den Fall spekulieren, soweit dies dienstliche Verschwiegenheit überhaupt zulässt und sich im Dorf umhören. Der Gerichtsschreiber als eine jugendliche Mischung aus Pater Brown oder Miss Marple? Diese Gestalt muss erst noch erfunden werden! Und das Haupthindernis bleibt, dass einem subalternen Gerichtsschreiber schon rein dienstlich eigene Ermittlungen verwehrt sind. Oder könnte sich Hanna Dunkel an der Figur des Gerichtsschreibers in Kleists „Der zerbrochene Krug“ orientieren? Dieser hatte doch als erster den vollen Durchblick.

Mich interessiert vor allem, wie die Schwester der Ermordeten den Knecht motiviert bzw. verführt hat. Stilistisch wäre mein Vorbild nicht der moderne Kriminalroman, sondern Annette von Droste-Hülshoffs so milieugesättigte wie sozialkritische Erzählung „Die Judenbuche“. Das Problem ist, dass die Gerichtsakten, auf die Hanna sich stützt, zu meinen Fragen wenig vermelden, und die Psyche des Mörders und der Verführerin dem Naturell Hannas ganz fremd sind und sie darum zögert, sich in diese Personen soweit hineinzusetzen, dass diese als Icherzähler zu Wort kommen könnten.

Wir sind heute im mückenfreien Innenraum geblieben. Das hat der Intensität des Gespräches über Hanna Dunkels Text wirklich gut getan. Auf Nachfrage zeigt sich, dass morgen noch niemand einen eigenen Text vorlesen kann oder mag. Ich biete an, zur Vorbereitung auf mein Referat am Mittwochabend schon morgen – gewissermaßen als Anschauungsunterricht - Auszüge aus literarisch geformten Tagebüchern (von Kempowski, Jünger, Rühmkorf und Handke) vorzulesen. Doch vorweg schon die Frage: Was unterscheidet das literarisch geformte Tagebuch vom spontan dahin Geworfenen? Ina Dentler bringt es schlussendlich auf den Punkt. „Im einen schreibe ich ‚Was für eine Scheiße!‘. Forme ich dies(e), heißt es ‚Welch ein Unglück!‘“

Dorstadt.

Dienstag, 7. August 2007

Wie signiert man/frau einen Bestseller?

Auch die Vorbereitung auf das Vorlesen aus den Tagebüchern bedeutender Schriftsteller kostet Zeit. Als Muster literarisch geformter Tagebücher sehe ich folgende Auszüge vor:

Aus Ernst Jünger „Siebzig verweht“ den Anfang des dreibändigen Tagebuchs, also den 70. Geburtstag am 30. März 1965 in Wilfingen (S. 5-6) und einen längeren Abschnitt aus dem Tagebuch seines Aufenthaltes in Rom. Am 2. April 1968 besuchte er nacheinander eine Skulpturensammlung und mehrere Kirchen. Ich finde es spannend zu beobachten, wie er eine solche Besichtigungstour schildert. (S. 416-418) Ich habe dieses Problem des Nacheinanders von Kirchenbesichtigungen in meinem Tagebuch der Romreise noch nicht gelöst.

Aus Peter Rühmkorfs „Tabu I“ wähle ich auch den 30. März, denn im Jahre 1990 kommentiert Rühmkorf den Geburtstag des hochgemuten Kollegen Jünger und macht sich über dessen geistreiches Gerede lustig. (S. 254-256 gekürzt)

Und Peter Handke darf bei mir nicht fehlen. Aus „Gestern unterwegs“ zunächst eine Passage, die von einer Überfahrt von Wannsee nach Kladow und zurück berichtet. Peter, auch du in Arkadien! (Gestern unterwegs, 15.1.1988, S. 80) Und dann noch zwei Seiten aus seinen Aufzeichnungen in Sevilla, wo Handke einer Polizistin auf den Hacken bis an den Stadtrand folgte. (S. 360-361)

Doch welche Passage aus den Tagebüchern Walter Kempowskis soll ich nehmen? Er hat selbst daraus immer wieder vorgelesen, doch er notierte nicht, welche Abschnitte es waren. Nur einmal erwähnt er, dass er auf einer langen Autofahrt Simone Neteler bittet, ihm den Monat Juni aus „Sirius“ vorzulesen. Er ist zufrieden mit dem Gehörten. Da dürfte es meinen Zuhörern ähnlich gehen, und so fange ich mit dem Juni einfach vorne an, streiche aber die Träume, weil deren Kuddelmuddel durch die Niederschrift sowieso von Grund auf verändert wird. Das ist zumindest meine Erfahrung. (S. 222-227 gekürzt)

Als Schmankerl zum Schluss dann für die lieben Autorinnen noch die Kempowskische Skala der

Gunstbeweise beim Signieren von Hardcover und Taschenbuchausgaben auf den Seiten 570 bis 571. Ich würde sie hier ins Tagebuch einfügen, aber zu den elf Varianten gehören auch zwei Zeichnungen, die ich nicht so einfach kopieren kann. Auch so kommt die Skala gut an. Da lacht das Herz im Gedanken an die Hardcover- und Taschenbuchausgaben der eigenen künftigen Bestseller. Und es wird in der Tat ein vergnüglicher Abend.

Dorstadt.

Mittwoch, 8. August 2007

Welchen Wert haben Tagebücher?

Noch ein Klausurtag, der zu einem bedeutenden Text hätte führen können, vergeht mit der Ausarbeitung des ad-hoc-Referates über „Das Tagebuch als literarische Form“. Immerhin wird das Ergebnis dann am Abend mit Beifall aufgenommen.

Bis auf Sigi Stecher meinen alle (mit Ausnahme von Hanna Dunkel, die lieber schweigt), dass es viel zu umständlich sei, alle meine Tagebücher zu edieren, bevor ich mich dann an die Niederschrift der Autobiografie machen würde. Jutta Weber-Bock, die immerhin ein Lehrbuch zum Verfassen von Autobiografien vorgelegt hat, meint gar, ich solle meine Erinnerungen kurzerhand und rein aus der Erinnerung bis zum nächsten Dorstädter Treffen in einer Rohfassung zu Papier bringen. Wohl gebrüllt Löwin! Über den groben Aufbau habe ich mir längst Gedanken gemacht, aber mir fehlen eben immer wieder die Details und die exakten Angaben, wie sie nun mal das journalistische Handwerk auch vom Biografen fordern: diese obligatorischen fünf W's: Wer, was, wann, wo, warum? Das Gedächtnis ist kein Ersatz; es kann nur ergänzen, was an fixen Daten und historischen Texten vorliegt, zumindest wäre es fahrlässig, letztere zu vernachlässigen, so sie vorhanden sind.

Sigi hat mehr Texte aus meiner Feder gelesen als die anderen. Und vielleicht hat sie Recht mit ihrer Einschätzung, dass meine Tagebücher – möglicherweise - einen literarischen Wert an und für sich haben und nicht nur eine Gedächtnisstütze für die Autobiografie darstellen.

Dokumentation:

Das Tagebuch als literarische Form

Abendliche Überlegungen in der Dorstädter Schreibzeit am 8. August 2007

In einem Kirchenlied Gerhard Tersteegens heißt es: „Ein Tag, der sagt dem andern, das Leben sei ein Wandern zur großen Ewigkeit.“ In Wirklichkeit sagt der Tag als solcher dem nächsten Tag gar nichts, vielmehr versinkt einer nach dem anderen in Vergessenheit, wenn wir, die Menschen, die Ereignisse des jeweiligen Tages nicht festhalten, sei es durch mündliche Erzählungen, sei es durch das Bewahren dinghafter Gedächtnisstützen oder eben durch schriftliche Notizen. Die allermeisten der tagtäglichen Ereignisse werden aber trotz aller möglichen Anstrengungen in Vergessenheit versinken. Und wahrscheinlich ist sogar das Vergessenkönnen eine Überlebensbedingung, nachzulesen in Friedrich Nietzsches Essay „Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben“, wo er reflektiert, was es für einen Menschen bedeuten kann, durch sein Gedächtnis an den Pflock der Vergangenheit gefesselt zu sein. Wenn jemand ein bestimmtes, schlimmes Ereignis nicht vergessen kann, sprechen wir ja von einem Trauma. Im Extremfall könnte also ein Tagebuch zum Trauma-Register werden. Vielleicht ist dies der Grund, dass Walter Kempowski dem Werkstattbuch der Entstehungsgeschichte seines kollektiven Tagebuchs „Echolot“ den Titel „Culpa“, also Schuld, gegeben hat und die Sammlung der breit angelegten Tagebuchnotizen aus dem Zweiten Weltkrieg an jedem Tag mit Eintragungen zum Vernichtungslager Auschwitz enden ließ.

Nun hat Kempowski viele Jahre seines Lebens daran gewandt, die Technik des Bewahrens von Erinnerungen – schriftlichen und dinghaften – zu einer bisher nicht gekannten Höchstform zu entwi-

ckeln und er hat dafür erst kürzlich späte Anerkennung gefunden durch die Ausstellung „Kempowskis Lebensläufe“ in der Berliner Akademie der Künste. Seine Sammlung ungedruckter Autobiografien und Tagebücher ist ins Archiv der Akademie der Künste integriert worden.

Parallel zu dieser Sammlung ungedruckten Materials hat Kempowski auch die gedruckten Autobiografien, Tagebücher und Briefe seiner Schriftstellerkollegen, der toten und der lebenden, gesammelt und in langer Reihe in seinem Hause Kreienhoop in Nartum aufgestellt, um zunächst einmal von seiner Fotosammlung zu schweigen.

Die Ausstellung „Kempowskis Lebensläufe“ hat nach der Publikation von „Echolot“ noch einmal unterstrichen, welche große Bedeutung dem Tagebuch als Form der Mitteilung zukommt. Darum lohnt es sich auch unter Schriftstellern darüber nachzudenken, welche literarische Form ein Tagebuch annehmen könnte, das von vornherein im Gedanken an die Publikation angelegt wird.

Dass die von Schriftstellern und auch den Lesern bevorzugte literarische Form nicht das Tagebuch, sondern der Roman ist, hat als Hauptgrund dessen Eingängigkeit. Der Roman verfügt in der Regel über eine Exposition, die den Leser an den Ort und die Zeit der Handlung des Romans heranführt und die handelnden Personen vorstellt. Dieses Personal unterliegt meist auch einer zahlenmäßigen Beschränkung, so dass der geneigte Leser die Übersicht nicht verliert. Und nicht selten verfolgt der Roman auch nur einen einzigen Handlungsstrang und nach einer begrenzten Zahl von Seiten – und im Durchschnitt sind es nicht mehr als 250 – löst sich alles in Wohlgefallen auf oder es kommt zu einem bösen Ende, aber immerhin zu einem Ende.

Ganz anders beim Tagebuch. Auch dieses kommt irgendwann zu einem Ende. Doch dies kann eine lange Strecke sein. Die Niederschrift beginnt frühestens zu dem Zeitpunkt, an dem der Autor schreiben kann und über sich selbst nachdenkt, also in der Regel nicht vor der Pubertät und dann setzt sich das Notieren so fort, bis eines näheren oder fernerer Tages der Tod dem Autor die Feder aus der Hand nimmt bzw. auf die Escape-Taste drückt. Auf diese Weise können bei einem fleißigen Skribenten im Laufe eines Tagebuchsreiberlebens zehntausend und mehr Seiten zusammenkommen, also viel zu viel, als dass dies jemals jemand lesen könnte oder wollte. Selbst der Schreibende würde sich schwer tun, das eigene Tagetagewerk in einen druckbaren Zustand zu versetzen, wobei letzteres seit der Erfindung des Computers immerhin möglich ist und Suchprogramme auch die rasche, selektive Nutzung ermöglichen. Ein bemerkenswerter Fortschritt, den auch Kempowski hervorhebt. „Echolot“ wäre ohne die Erfindung des Computers nicht entstanden.

Zu welchem Zeitpunkt des Lebens ein Tagebuch auch einsetzt, es gibt immer eine Vorgeschichte, die im Tagebuch nicht erzählt wird, denn in welchem Tagebuch stellt sich der Autor schon selbst vor und entwirft Bilder der Personen, die von Tag zu Tag auftreten. Und bei diesem Personal des Tagebuches handelt es sich schon im Laufe eines Jahres, schon gar eines ganzen Lebens um eine Riesenzahl. Kein Wunder, dass wir uns mit zunehmendem Alter immer schwerer tun, uns all der Namen all der Menschen, die uns begegnet sind, zu erinnern. Man könnte Fotografien und Kurzbiografien in den Text einschalten, aber da sind wir schon bei einem Problem der Edition von Tagebüchern. Häufig ist einem die Lektüre von Tagebüchern rasch verleidet, weil so viele Namen fallen, mit denen man als Leser keine Anschauung und keine Vorgeschichte verbindet. Werden aber Personen der Zeitgeschichte genannt, dann hat deren Bekanntheit für den Leser auch ein Verfallsdatum. Welcher Nachgeborene wird in zwanzig Jahren noch wissen, wer der Literaturpapst Marcel Reich-Ranicki war oder die eine oder andere wohlproportionierte Teilnehmerin einer Talkshow, an deren Anblick respektive Gequassel sich der Tagebuchsreiber möglicherweise ergötzte. Das Gewimmel der Namen ist der Staub, der sich nach wenigen Jahren über das einst lebendige Grün der Tagebü-

cher legt.

Will man also dem Tagebuch literarischer Dauer verleihen, es gar zu einer Form machen, die kundige Leser findet – unabhängig vom sonstigen Bekanntheitsgrad des Autors oder seinen literarischen Meisterwerken als Dramatiker, Romancier oder Lyriker –, dann bedarf es besonderer Anstrengungen, die nicht üblich sind. Es gibt nur wenige Tagebücher, die eine eigene literarische Form aufweisen. Allen voran nenne ich hier wieder Walter Kempowski und ich folge seiner Wertschätzung bei den Tagebüchern Ernst Jüngers, Jochen Kleppers und Peter Rühmkorfs. Ich möchte meinerseits noch die Tagebücher Peter Handkes hinzufügen, wenn sie auch das Charakteristikum der Nennung von Ort und Datum nicht durchgängig aufweisen und uns nur selten über den Alltag des Autors informieren, vielmehr sich auf einzelne Eindrücke und Dinge konzentrieren, also dem „Bildverlust“ vorbeugen durch das Sammeln von Bildern.

Es gibt viele Tagebücher, die wir schätzen, die aber nicht geformt wurden - jedenfalls nicht im Blick auf eine nahe bevorstehende Veröffentlichung. Gerne genannt werden hier die Tagebücher Kafkas. Auch Victor Klemperer hat seine Tagebücher noch nicht im Blick auf eine Veröffentlichung verfasst, sondern als Sammlung von Erfahrungen begriffen, die ähnlich wie in seiner Autobiografie „Curriculum Vitae“ die Basis für ein biografisches Werk oder eine linguistische Erzählung wie „Lingua Tertii Imperii“ (LTI) abgeben sollten. Unter der Hand ist Klemperer dann aber doch schon so etwas wie literarische Formung gelungen, so dass sein Tagebuch aus der Zeit des Dritten Reiches – in der gekürzten Fassung – gut lesbar ist. Wer überhaupt schreiben kann, formt eben bei jedem Satz, den er festhält.

Es gibt jedoch ein krasses, doch bekanntes Beispiel für ein der literarischen Form ermangelndes Tagebuch eines nur anderweitig berühmten Schriftstellers. Wären uns von Goethe nur seine umfangreichen Tagebücher überliefert – und ich nehme hier die späten Bearbeitungen „Italienische Reise“ und „Campagne in Frankreich“ aus – dann würde man sich heute für die Aufzeichnungen dieses Geheimrats aus Weimar kaum mehr interessieren. Die meisten Tagebücher – es sind eher Tagehefte, fast Kladden - bieten das eben genannte Gewimmel von Namen, Orten und Stichworten zu Ereignissen, die dem Autor solcher Aufzeichnungen als Gedächtnisstütze dienen können. Als historisches Dokument können sie nur einigen wenigen Spezialisten zum Leben des Betreffenden oder zu seiner Zeit Anhaltspunkte bieten.

Wahrscheinlich wurden bisher die meisten Tagebücher nicht geschrieben im Blick auf eine Veröffentlichung oder im Gedanken daran, dass sie eines Tages sogar zum literarischen Kanon einer beletristisch orientierten Kultur gehören könnten. Die meisten Tagebücher sind entstanden als Vorarbeiten oder als Begleitnotizen zu den eigentlichen, auf dauerhafte Geltung angelegten literarischen Werken oder auch als Werkstattbücher zu Unternehmungen, die ihre Bedeutung nicht der sprachlichen Anstrengung, sondern bestimmten politischen oder wirtschaftlichen oder wissenschaftlichen Zielsetzungen verdanken. Es kann allerdings passieren, dass nach Jahren das Tagebuch bzw. der Bericht über einen Krieg als literarisches Dokument bedeutender ist als das Unternehmen selbst. Man denke an Caesars *DE BELLO GALLICO* oder Fontanes Kriegstagebücher. Auch Reiseberichte können als literarische Werke überleben, obwohl die ursprüngliche Informationsabsicht längst überholt ist. Ich denke hier an Alfred Döblins „Reise in Polen“ und ich hoffe immer noch darauf, dass mein Tagebuch einer achtwöchigen Reise durch Indien auf den Spuren Gandhis eines Tages als literarisches Dokument die Renaissance erleben wird, die ihr als aktuelles friedenspolitisches Dokument versagt blieb.

Sehr viel häufiger als das Publizieren von Tagebüchern ist unter Schriftstellern das Verfassen von Autobiografien. Doch es gibt einen engen Zusammenhang zwischen diesen und den Tagebüchern

oder auch dem Mangel an solchen. Wenn man regelmäßig ein Tagebuch geführt hat, ist man bei der Arbeit an seiner Autobiografie fein heraus. Wenn man in diesen Tagebüchern blättern kann, ist man besser dran, als wenn man nur in der Erinnerung und in Anschauung bestimmter Erinnerungstücke wie Alben mit Zigarettenbildern seine Zwiebel häutet. Verfügt man über eine dichte Folge von Tagebüchern, hat man die Fakten und die Stimmungen beisammen und muss nur noch auswählen, wobei allerdings dieses „nur noch“ zum Riesenproblem werden kann.

Bekanntlich haben Verleger die Vorstellung, dass Autobiografien von Schriftstellern zwischen 250 und maximal 500 Seiten umfassen sollten, Umfangreicheres wird nur Staatsmännern von überragender Bedeutung zugebilligt, zum Beispiel Gorbatschow oder auch einer – zumindest charakterlich – eher mittleren Größe wie Bill Clinton, um von Helmut Kohl zu schweigen. Genau genommen – und es kommt auf das genaue Detail an – reichen aber 500 Seiten nicht, um ein Menschenleben zu beschreiben. Die autobiografischen Schriften Goethes sind umfangreicher und sie umfassen doch nur einen Teil seines Lebens. Auch bei den Autobiografien zeitgenössischer Autoren habe ich mehrfach feststellen müssen, dass die Schilderung von Ereignissen, die mir wichtig sind und von denen ich wusste, dass der betreffende Autor an ihnen beteiligt war, in seiner Autobiografie nicht vorkommen. In den Autobiografien von Peter Härtling und Günter Grass sucht man vergebens etwas zu ihrer Beteiligung an der Prominentenblockade des Raketenstützpunktes Mutlangen zwischen dem 1. und 3. September 1983. Dort habe ich vor der Fernsehkamera sogar bei dem einen gestanden und habe eine Nacht lang vor den Toren sitzend mit dem anderen eine Bauplane nach oben gehalten, um den Dauerregen abzuhalten. Dass solche Memorabilia unerwähnt bleiben, scheint auch daran zu liegen, dass viele Autobiografien nicht das ganze Leben umfassen oder in der zweiten Lebenshälfte sehr cursorisch verfahren. Die meisten Autobiografien kommen über die erste Hälfte des Lebens, manche schon über die Kindheit nicht hinaus. Sie werden geschrieben, wenn die Generation der Eltern und Großeltern tot ist und nicht mehr geschont werden muss. Will der Biograf sein Berufsleben und die Zeit des größten Einflusses in fortgeschrittenem Lebensalter schildern, müsste er sich mit Altersgenossen auseinandersetzen und das ist vielen zu kitschig.

Da kann man nur hoffen, dass diese Leute Tagebuch schreiben und wenigstens dieses zur Mördergrube machen bzw. dort ihrem Unmut über das, was ihnen widerfahren ist, von Tag zu Tag freien Lauf lassen – als gewissermaßen diätetisches Verfahren. Aber damit stehen wir auch wieder vor einem Kernproblem beim Verfassen eines Tagebuchs, dessen Veröffentlichung wir erwägen. Was will man mitteilen und zu welchem Zeitpunkt soll dies geschehen? Je näher der Zeitpunkt der Veröffentlichung dem der Niederschrift ist, desto größer werden die Rücksichtnahmen sein und desto mehr wird wahrscheinlich auch weggelassen werden. Der Autor kann für die Veröffentlichung von Tagebüchern Sperrfristen festlegen, aber wahrscheinlich ist es nicht weniger wichtig, auf den öffentlichen Zugang zu den Tagebüchern nach dem Tode des Verfassers zu achten. Wenn dem Autor daran liegt, dann sollte er allerdings schon bei der Niederschrift den Schutz der Privatsphäre seiner Angehörigen achten. Und nota bene, man darf keine Dienstgeheimnisse ins Tagebuch schreiben. Und gelegentlich wird sich die Abkürzung von Namen durch einzelne Buchstaben empfehlen.

Im Übrigen macht sich derjenige, der sein Tagebuch in der Vorstellung schreibt, dass es nie jemand anderes lesen wird, häufig etwas vor. Es gibt zwar Verschlüsselungen, aber auch bei deren Anwendung spielt die Fantasie mit dem Gedanken, dass der Schlüssel gefunden werden könnte. Darum ist es wahrscheinlich das Aufrichtigste, wenn man – als Schriftsteller - bei der Niederschrift des Tagebuchs sogleich die potentiellen Leser im Auge hat.

Ich will hier einiges aus eigenen Erfahrungen einstreuen. Ich habe mit dem Führen von Tagebüchern systematisch erst im Alter von 25 Jahren angefangen, aber zuvor schon fast alle meine Briefe kopiert und die empfangenen aufbewahrt. Ich tat es aus mehreren Motiven.

Als Historiker hatte ich bereits im ersten Semester bei der Auswertung von Memoiren, also von Erinnerungen an die Belagerung von Paris im Jahre 1871, gelernt, dass man sich auf das Gedächtnis nicht verlassen kann und dass Memoiren eher der Rechtfertigung als der lückenlosen Darstellung dessen dienen, was gewesen ist. Auf Tagebücher ist zwar auch nicht immer Verlass, aber die Fülle der mitgeteilten Fakten und ihre Datierung und Lokalisierung macht das Schwindeln schwieriger. Mir ist immer noch ein Rätsel, wie Fachhistoriker auf die Fälschung der Hitlertagebücher hereinfallen konnten. Es würde mich interessieren, wie es Kempowski ergangen ist, als diese Fälschungen im „Stern“ veröffentlicht wurden.

Wer Tagebuch schreibt, nimmt sein Leben wichtig. Ich denke, dass es vor allem meine Mutter war, die in mir dieses Selbstbewusstsein entwickelt und bestärkt hat – von Anfang an, schon mit der Wahl des Namens. Man bedenke: Theodor, Geschenk Gottes. Solche Wertschätzung kann einem auch peinlich werden, wenn sie dann auch noch mit Himmelfahrt als Geburtsdatum in Verbindung gebracht wird. Ich wollte mir jedenfalls nichts vormachen und hielt es darum für angezeigt, untrügliche Zeugnisse dieses Lebensweges aufzubewahren. Schriftliche, zeitgenössische Zeugnisse hielt ich für das Beste. Darum eben Briefe, Tagebücher, Fotos – neben den gedruckten Zeugnissen der Zeit, vor allem den Tageszeitungen, die ich tonnenweise gesammelt habe, um sie auszuschneiden, bis Ruth mich von der praktischen Unmöglichkeit meines Unterfangens überzeugte und einem Altpapierhändler mit den gesammelten Jahrgängen der Frankfurter Rundschau und des Tagesspiegel eine Freude machte. Wenn man einmal von dem haptischen Vergnügen des Blätterns in vergilbten Zeitungen absieht, dann hat Ruth auch Recht gehabt: Zeitungen muss man nicht selbst sammeln. Dafür gibt es Archive. Doch für das Ausschneiden einiger Highlights der Berichterstattung plädiere ich noch heute. Diese gehören nun mal zwischen die Tagebuchblätter.

Ich fing also früh an mit dem Sammeln historischen und biografischen Materials. Sei dein eigener Tacitus – cum ira et studio. Doch nach dem Abitur beschäftigte mich auch schon bald die Frage der literarischen Form meiner Aufzeichnungen. Der Grund war ein Defizit, das ich bei meinem Studium der Germanistik empfand. Ich hatte gedacht, man lerne im Zuge dieses Studiums auch das literarische Schreiben. Pustekuchen. Der Schwerpunkt lag auf der Literaturgeschichte und der Interpretation klassischer Werke. Auch nicht schlecht, aber ich machte nun das Tagebuch zum Übungsfeld. Das passte zu einem Studenten der Literaturgeschichte und der Historie im Allgemeinen – mit einem Schwerpunkt auf der Kulturgeschichte. Wer Tagebuch schreibt, beteiligt sich am Dokumentieren von Kulturgeschichte. Das war mein Tribut an den verehrten Meister Jacob Burckhardt, in dessen geistige Schule mich in Tübingen Ernst Walter Zeeden geschickt hat.

Rückblickend muss ich sagen: Ich wünschte, ich hätte noch mehr Zeit an das Schreiben von Tagebüchern und breit erzählenden Briefen gewandt. Doch schon das Vorhandene erlaubt mir einige Beobachtungen, die ich für mitteilenswert halte.

Das Wichtigste ist die Ausdauer. Man sollte wirklich jeden Tag, jahrein jahraus, einige Zeilen notieren. Man könnte zunächst fast sagen: Es ist egal, was man notiert. Schon im Laufe von Tagen, erst recht von Monaten und Jahren und dann beim erneuten Lesen und Bearbeiten der Tagebücher wird man ein Gespür dafür entwickeln, was wichtig ist oder es einmal werden könnte. Der Computer bietet im Unterschied zum fest gebundenen Tagebuch, das unter Umständen wie der Kalender nur eine ganz bestimmte Fläche zum Ausfüllen mit Schriftzeichen vorgibt, die Möglichkeit, mit irgendwelchen Notizen anzufangen und diese dann peu à peu zu ergänzen und zu korrigieren. Mir macht das Tagebuchschreiben mehr Spaß, seit ich es am PC besorgen kann, und mir ist die Möglichkeit, das Tagebuch zu formen, erst so richtig klar geworden, seit ich am Bildschirm schreibe. Früher habe ich mir Kalender gekauft, in denen für jeden Tag – schon mit Datum und Wochentag – ein leeres Blatt

vorgesehen war, das es zu füllen galt. Auch nicht schlecht, weil man die Lücken so deutlich sieht, und wenn ich mehr zu schreiben hatte, klebte ich Seiten ein. Ich habe vielfach gehört, dass manche zum Tagebuchschreiben die Intimität des Handschriftlichen brauchen, das Kratzen der Feder, das Gekringel des Bleistiftspitzers oder gar des Schlössleins am in Leder oder Tuch Gebundenen. All dies ist im Laufe der Jahre von uns abgefallen wie der Flaum von den Küken. Jetzt erheben wir uns auf Computerschwingen.

Doch halten wir fest. Die meisten ziehen immer noch Hefte vor, die sie nach und nach füllen. Da finde ich Kalender immer noch besser. In diesen sieht man täglich die Lücken und als *ceterum censeo* steht einem vor Augen: *NULLA DIES SINE LINEA*.

Doch es bleibt beim Hauptnachteil der handschriftlichen Tagebücher: Wenn man ein solches Tagebuch formen will, muss man es noch einmal ab- bzw. neu schreiben. Ein solches Vorgehen kann zu so großartigen Resultaten führen wie Goethes „Italienische Reise“, die nach Jahrzehnten auf der Basis von Briefen und Notizen geschrieben wurde, aber das Verfahren ist so zeitaufwendig, dass es sich nur auf wenige Abschnitte eines Menschenlebens anwenden lässt.

Ich weiß nicht genau, wie Kempowski verfahren ist. Tatsache ist, dass er nur drei Tagebücher dreier Jahre und das Werkstattbuch „*Culpa*“ ediert vorgelegt hat. Jetzt auf dem Sterbelager ediert er noch die Jahre 1991 und 1992. Zu mehr wird es nicht reichen. Den hoffentlich ansehnlichen Rest erledigen die Germanisten oder kundige Mitarbeiterinnen wie Simone Neteler.

Doch ich würde mich nicht mit dem „Tagebuch als literarische Form“ befassen, wenn ich es bei meinem Eingangsplädoyer für ein zunächst ungezieltes, gewissermaßen „wildes Notieren“ belassen wollte. Man kann an den edierten Tagebüchern Kempowskis einiges ablesen, was man von vornherein richtig machen kann, wenn man sich täglich an den Computer setzt.

Zum Tagebuch gehört, dass man den Ort und auch den Wochentag (und nicht nur das Datum) notiert, dem die Aufzeichnungen gelten. (Erfolgen die Aufzeichnungen erst einige Tage oder gar Wochen später, so dass die Zuverlässigkeit der Erinnerung bereits eingeschränkt ist, sollte man auch den Zeitpunkt der Niederschrift vermerken. Dass nachträglich korrigiert wird, gehört im Übrigen zur literarischen Form des Tagebuchs und bedarf meines Erachtens keiner besonderen Form der Erwähnung. Wird das Tagebuch auf dem Computer geschrieben, lässt sich der ursprüngliche Zustand in der Regel auch nicht mehr rekonstruieren.)

Da wir heutzutage sehr mobil sind, empfiehlt es sich, bei der Ortsangabe auch die Ortsveränderungen vielleicht schon bei der täglichen Überschrift zu berücksichtigen, also nicht einfach Berlin zu schreiben, sondern die Stadtteile, in die man tagsüber gelangt ist, zu nennen.

Ein Tagebuch nur mit Orts- und Datumsangaben zu gliedern, ist aber nicht leserfreundlich genug. Ein Orts- und Namensregister im Anhang ist mühsam zu erstellen und sein Nutzen wird durch den Umstand eingeschränkt, dass einige Namen und Orte sich sehr oft wiederholen. Ich habe mir für mein Tagebuch die Zeitung zum Vorbild genommen und habe zunächst für jeden Tag eine Überschrift gewählt und habe später, da manche Tage mehr als ein Thema aufwiesen, mit Zwischenüberschriften gearbeitet.

Auch mit Zwischentiteln ist ein Tagebuch noch nicht übersichtlich. Manchmal lässt es sich in Abschnitte gliedern. Reisen, Krankheiten, außerordentliche berufliche Aufgaben oder auch mal ein Gefängnisaufenthalt, was bei Friedensforschern gelegentlich vorkommt, können ein Jahr untergliedern. Eine weitere Möglichkeit ist, dass man dem Jahr einen zusammenfassenden Bericht voranstellt,

welcher der raschen zeitlichen und thematischen Orientierung des Lesers dient. Ich pflege meinen Freunden um die Weihnachtszeit einen Rückblick auf das vergangene Jahr zu schicken. Beim Edieren meines Tagebuchs aus dem Jahre 2003 habe ich diesen Weihnachtsbrief nebst kleinem Vorwort schon mal an den Anfang gestellt. Da hat der überblickende Weihnachtsbrief dann die Funktion eines Waschzettels.

Meines Erachtens lohnt es sich, einen Tagebuchtext übersichtlich zu gliedern und in einem Inhaltsverzeichnis einzelne Abschnitte hervorzuheben. Das ist sehr selten und das ist meines Erachtens der Hauptgrund, dass das Tagebuch einen schwierigen, nicht selten ermüdenden Lesestoff darstellt. Man hat keine Ahnung, wo man auf etwas Interessantes stoßen könnte.

Doch alle bisher genannten Gliederungen erheben ein Tagebuch noch nicht in den Rang eines literarischen Werkes. Sie machen es allenfalls lesbar. Im Gegenteil, es gibt Tagebücher, welche die von mir empfohlenen Merkmale nicht aufweisen und zweifellos Werke der Literatur sind. Ich nehme sogar an, dass Peter Handke auf die von mir empfohlenen Untergliederungen absichtlich verzichtet hat, weil sie sein ästhetisches Empfinden gestört hätten. Ich habe mein Leben lang Nachrichten weitergegeben und ediert, war Redakteur einer Zeitschrift und musste Überschriften erfinden. Da darf auch noch mein Tagebuch wie eine Zeitung aussehen. Non olet – oder wenn schon anrühlich und unästhetisch, so ist dies dann eben mein Leben.

Doch es gibt innere Kennzeichen eines Tagebuchs, die es zum literarischen Text machen. Auf die kommt es in erster Linie an. Das ist wie bei backe-backe-Kuchen. Dazu braucht man sieben Sachen. So edle Zutaten wie Landschafts- und Charakterbilder, typische Aussprüche, scharfe moralische Urteile, nicht zuletzt Entwicklungen, deren Ausgang für den Autor von Tag zu Tag offen ist. Meines Erachtens bedarf ein literarisch geglücktes Tagebuch auch des Elements der Spannung, obwohl es auch Tagebücher gibt, welche dieses Elements völlig ermangeln. Letzteres gilt fast durchweg für die Tagebücher Peter Handkes. (Die Ausnahme bilden die nachträglichen, doch zeitnahen Reiseberichte aus Jugoslawien und vom Kriegsverbechertribunal in den Haag.) Der Tagebuchautor Handke unternimmt fast nichts anderes, als dass er sich von einem Ort zum anderen begibt und um sich blickt. Sein Tagebuch gleicht einer Reihe von Stillleben. Doch die schauen wir uns im Museum auch gerne an, zumal diejenigen Cézannes, des seelen- und blickverwandten Lieblingsmalers von Peter Handke.

Das Gegenstück zu solchen Bildersammlungen sind Tagebücher, welche weniger vom belletristischen Können ihrer Autoren als von der spannenden Frage leben: Wird der Autor sein Ziel erreichen, also die Auserkorene gewinnen, die erhoffte Entdeckung machen und auf der beruflichen Laufbahn voran kommen, die Krankheit überwinden und den langwierigen Streit schlichten können. Meines Erachtens sollten einem Tagebuch solche Spannungselemente nicht fehlen, aber wenn man ein Tagebuch auf viele Jahre anlegt, dann ist es unvermeidlich, dass auch mal Ruhe einkehrt und der Autor zur Beschaulichkeit findet. Der Tagebuchschreiber sollte jedoch im Auge haben, dass immer dann, wenn im eigenen Leben oder auch in der unmittelbaren Umgebung die Spannung steigt, einem die Muße zum Tagebuchschreiben fehlt und es dann zu den bedauerlichen Lücken in den Aufzeichnungen kommt. Da muss man sich dann mit Tricks helfen, also doch vom Bildschirm zum Notizheft wechseln und kritzeln statt blumig formulieren.

Wer als Tagebuchschreiber auch Organisator größerer Unternehmen ist und sehr viel am Telefon erledigen muss, ohne dass die Entscheidungsprozesse schriftlich protokolliert werden könnten, der sollte ein Telefontagebuch führen. Ich habe dies beim Widerstand gegen das Atomkraftwerk Wyhl ausprobiert. Es war im Rückgriff auf die Notizen über diese Telefongespräche – und ich habe sie sogar ediert - verblüffend, wie viele Informationen und auch Entscheidungen telefonisch übermittelt

und angebahnt wurden. Der Historiker hat ja nicht immer einen Staatssicherheitsdienst oder einen Schäuble zur Hand, die darauf brennen, unsere Gespräche mitzuschneiden und dann auch noch abzutippen. Uns muss am Telefon ein Schreibheft plus Kugelschreiber genügen. Den Gesprächspartner, das Datum und ein paar Stichworte kann man sich immer nebenbei notieren. Wenn man später solche Tage der Hochspannung und der Entscheidungen zu rekonstruieren sucht, sind solche Notizen am Telefon literarisches Gold wert.

Aber nehmen wir nun einmal an, dass es uns gelungen ist, wie ein Handke die dinghaften Bilder zu sammeln oder aber ein operatives Diagramm von Entscheidungsprozessen zu notieren oder auch unseren eher langweiligen Alltag mit Zitaten anderer Leute und linguistischen Beobachtungen aufzumöbeln, dann stellt sich die Frage nach den Möglichkeiten, solches Rohmaterial zu formen oder auch – man denke nochmals an Handke – die einzelnen Perlen zu reihen oder gar in ein Geschmeide zu fassen.

Es geht um das Rhythmisieren des Stoffs. Das Datum allein und der Uhrzeiger genügen da nicht. Die meisten potentiellen Verfasser literarischer Tagebücher leben nicht in der Spannung der Verfolgung eines einzigen Zieles, das alle anderen Gedanken und Tätigkeiten ausschließt. Unser Berufs- und Familienleben ist geprägt durch eine Fülle von Wiederholungen und durch das Nebeneinander des mehr oder weniger geglückten Ausfüllens sozialer Rollen. Wenn ich in mein Tagebuch blicke, dann beobachte ich mich darin als Vater und Ehemann, als Hochschullehrer, als Mitglied verschiedener kirchlicher Gremien, als Aktivist der Friedens- und Ökologiebewegung und dann habe ich auch noch Hobbys: Ich angle und ich sammle Grafik des 16.-18. Jahrhunderts, ich gärtner und koche und mindestens eine Stunde am Tag bin ich als Autofahrer auch noch Verkehrsteilnehmer. Und da ist nun die Frage: Wie kann man das alles im Tagebuch unterbringen und soll man dies überhaupt?

Es ist klar: Dies ist alles nur in Auswahl möglich; sonst füllt ein Tag ein ganzes Buch. Dafür gibt es ja literarische Beispiele – erinnert sei an Joyce und Solschenizyn. Man kann auch wie Christa Wolf über Jahre hinweg einen bestimmten Tag im Jahr herausgreifen und diesen (plus Vorlauf) ausführlich beschreiben. Aber unser Interesse gilt ja nun mal dem Idealtypus des Tagebuchs, das am 1. Januar einsetzt und am 31. Dezember endet, jedenfalls seine Notizen im Zyklus von 365 Tagen festhält.

Das verlangt einerseits Auswahl und andererseits Rhythmus. Gewisse Rollenbeschreibungen und Handlungsstränge müssen durchgehalten werden. Wenn man dem Leser erzählt, dass man mit der Tochter um den Ausgang einer Prüfung bangt, dann muss man auch mitteilen, wie die Prüfung ausgegangen ist. In dieser Hinsicht ist Walter Modicks „Vatertagebuch“ ein anregendes Vorbild. Und auch bei anderen Themen, von denen wir annehmen, dass sie den Leser interessieren könnten, müssen wir dann möglichst täglich einige Informationspartikel anbieten. Das funktioniert im Prinzip genau so wie beim Redigieren einer Tageszeitung. Da muss man an bestimmten Themen dran bleiben, bis man den Handlungsstrang – vorläufig – fallen lassen kann. Burschikos formuliert: Dranbleiben, bis die Sau durchs Dorf getrieben und die nächste an der Reihe ist!

Im Übrigen mag es der Leser, wenn er jeden Tag bestimmten Zügen des Autors oder anderer Personen erneut begegnet. Der Leser freut sich, wenn er allmählich seine Pappenheimer kennt. Diese dramatis personae sollten auch eingehend dargestellt werden, so dass der Leser selbst dann, wenn ins Tagebuch keine Fotos eingeschaltet sind, sich diese ausgewählten Personen deutlich vorstellen kann. Kempowski ist kein Purist des rein Sprachlichen und sprenkelt seine Tagebücher gerne mit Fotos. Ich halte dies bei dokumentarischer Schreibweise für legitim. Man sollte dann allerdings auf die Qualität der Fotos achten. Bei Kempowski kann man nicht meckern, aber bei Handke habe ich

mir gewünscht, dass er sich gelegentlich fortgeschrittenerer Technik als irgendeiner Billig- und Sofortbildkameras bedient hätte.¹² Im Ergebnis verhielt sich die Qualität seiner Fotos dann umgekehrt proportional zur Qualität seiner (sprachlichen) Bilder. Aber das war vermutlich Absicht. „Nacht muss es sein, wenn Friedlands Sterne strahlen.“

Eine weitere thematische Rhythmisierung des Textes, die vielfach bei Tagebüchern verwendet wird, besteht darin, jedem Tag ein Motto oder gleichartige Informationen voranzustellen. Jochen Klepper hat seine Tagebucheintragungen immer mit der Herrnhuter Losung eröffnet. Das passte zu seinem Glauben und zu seiner bedrängten Lage. Kempowski hat in „Alkor“, dem Tagebuch des Wendejahres 1989 jedem Tag jeweils Schlagzeilen aus der Bildzeitung und dem Neuen Deutschland vorangestellt. Dafür ein Beispiel vom 9. August 1989:

Bild: *Wegen 2,10 – Schwarzfahrer zog Bajonett / 3 Tote, 4 Schwerverletzte*

ND.: *FDJ-Aktiv der Oberschulen tagte am Werbellinsee*

Diese Schlagzeilen hat Kempowski nicht selbst herausgesucht. Da wurde ihm von Studenten zugearbeitet. Ich nehme an, dass Kempowski dann die Auswahl traf.

Ein ähnliches Verfahren hat er beim Tagebuch des folgenden Jahres 1990 in „Hamit“ angewandt. In diesem Jahr ging es um das Wieder- und Neugewinnen von „Heimat“ und so stellte er jedem Tag ein Sprichwort in einer deutschen oder dem Deutschen verwandten Mundart voran. Beispiel 9. Februar 1990:

*Dä zoletz us der Kann drink, dem schleit der
Deckel op de Nas. (Rheinland)*

Auf Hochdeutsch: Dem, der zuletzt aus der Kanne trinkt, schlägt der Deckel auf die Nase. Ich habe mich manchmal schwer getan, diese Übertragung ins Hochdeutsche zu schaffen, obwohl ich mich für einigermaßen dialektkundig gehalten hatte. Doch diese Sprichworte sind so treffend, dass ich mir einen Anhang mit den Übersetzungen gewünscht hätte.

Noch so ein Schmankerl. 11. Februar 1990.

*Der enge verliebt sisch en e Ruseblatt, der angere en
ne Kohflade. (Aachen)*

Bei einer Ansammlung solcher Kostbarkeiten kann es dem Autor des Tagebuchs natürlich passieren, dass die Leser sein Tagebuch zuvorderst wegen dieser Mottos schätzen.

Ich befasse mich in diesem Jahr immer wieder mit der wechselseitigen Wertschätzung der Weltreligionen. Da ist mir der Gedanke gekommen, ich könnte doch jedem Tag, einen Witz aus einer der Weltreligionen voranstellen. Doch wie komme ich zu Hindu- und Buddha-Witzen? Die sind nicht so leicht zu finden wie Schlagzeilen der Bildzeitung. Doch wenn mir dies 365 mal gelänge, dann wäre mein Tagebuch – fast unabhängig vom Ebertschen Originalton - ein Selbstläufer. Besser zu mir würde aber sicher passen, wenn ich mir für jeden Tag die Strophe eines Kirchenliedes aussuchen würde, so wie am Anfang die Zeile aus Tersteegens Abendlied.

Doch nun auf jeden Fall zurück zu den seriösen Rhythmen, und die entstehen durch wiederholt angeschlagene Themen. Das erste Tagebuch Kempowskis mit dem Titel „Sirius“ hat einen Schwerpunkt seiner Reflexionen und dokumentarischen Belege bei der Reformpädagogik. Kempowski war längere Zeit Lehrer in einer einklassigen Volksschule und er liebte diese Tätigkeit, das heißt, er liebte die Kinder. Und sein Tagebuch enthält nun eine Menge Zitate zur Reformpädagogik bzw. heute grotesk Anmutendes zur Prügelstrafe. Das gibt dem Buch seine Farbe und versöhnt unsereinen dann

¹² Wahrscheinlich ist dies eine unzulässige Verallgemeinerung des Eindrucks, den die Fotos seiner „Reise nach Kolonos“ auf mich machten. Siehe: Sophokles: Ödipus auf Kolonos. Übertragen von Peter Handke, Frankfurt a.M. 2003, S. 144-158

auch wieder mit einigen Ausfällen gegen die Friedensbewegung, der er immer wieder bescheinigt, dass sie blauäugig auf den real existierenden Sozialismus in der DDR blicke.

Wenn man es extrem formuliert, dann kann man sagen: In Kempowskis Tagebüchern findet auch derjenige Appetitliches, den der Alltag der Lesereisen Kempowskis wenig und dessen Verdauungsprobleme überhaupt nicht interessieren. Wie gesagt, das ist extrem formuliert. Obwohl ich mich zu den von ihm geschmähten Linken zähle, denen Typen wie Stalin und Ulbricht den Sozialismus nicht verleidet haben, geht es mir bei der Lektüre von Kempowskis Tagebüchern wie in dem Berliner Gassenhauer „Aber dennoch hat sich Bolle ganz köstlich amüsiert“. Kempowski hat einen scharfen, verblüffenden Witz und es ist heilsam, dass es einen solchen Beobachter gibt – sowohl unseres Alltags als auch des politischen Tam-Tams.

Wenn man Kempowski liest, dann merkt man, was sich tagtäglich zu notieren lohnte, sind wir doch umgeben von literarischen Stoffen. Wir brauchen nur zuzugreifen. Woran kann man sich als Schriftsteller nicht alles reiben: an Reklamesprüchen, Schlagertexten, Slogans in Wahlkämpfen oder auch am Vokabular von Nachrichtensprechern! Doch man kann wie der wert- und wortkonservative Kempowski im Tagebuch über die Versuche spotten, wohl verstandene Wortbilder in akkurates Amtsdeutsch zu transformieren. So schreibt er in „Sirius“ unter dem Datum des 12. September (und damit schließe ich meine Einführung in das Tagebuch als eigenständige Form der Belletristik):

„Geisterfahrer“: Neuerdings heißt es „Falschrichtungsfahrer“. Beamte haben den Volksmund gestoppt. „Wo kommen wir denn da hin!“ Zebrastreifen sollen „Verkehrsfurt“ heißen und die Ampel „Wechsellichtanlage“. Es kann einem grausen.

Das Schlimmste, was sie sich geleistet haben, ist der „Auszubildende“. Wer sich das ausgedacht hat, sollte ins Quecksilberbergwerk gesteckt werden. Die in der DDR kursierenden neudeutschen Behördenprägungen haben auch eine überzeugende Qualität. Das „Jahresendfigur mit Flügeln“ für „Engel“. So etwas ist kostbar.“

Also Freundinnen, notiert tagtäglich Kostbares!

Dorstadt – Wolfenbüttel – Spandau – Berlin-Kladow.

Donnerstag, 9. August 2007

Ein Enkel besichtigt seine Welt

Am Vormittag übertrage ich die handschriftlichen Korrekturen meines gestrigen Referats in den Text. Diese fünftausend Wörter sind nun also das Ergebnis von vier Schreibtagen – und der Reise nach Dorstadt. War dieses Dutzend Seiten den Aufwand wert? Wäre ich nicht hierher gefahren, hätte ich auf diese Reflexionen sicher verzichtet, und dann hätte die Menschheit auch nichts versäumt. Jetzt kann ich mit dem Essay vielleicht Walter Kempowski noch eine Freude machen

Ich fotografiere Jutta Weber-Bock in der Küche beim Zubereiten ihres Kartoffelaufbaus und bitte nach dem Essen die ganze Gruppe zu einem Foto in den Garten. Heute sind wir zum letzten Mal zu siebt. Dagmar reist schon heute zurück nach Augsburg, wo die aufreibende Arbeit als Altenpflegerin wieder auf sie wartet. Immer wieder Dienst rund um die Uhr. Sie hat hier nichts geschrieben, sondern nur das Zusammensein mit den alten Freundinnen, die literarische Atmosphäre und auch den einen oder anderen Ausflug mit dem Fahrrad genossen. Doch sie will wiederkommen und dann auch wieder schreiben.

Am Samstag werden sich Ina Dentler und Hanna Dunkel verabschieden. Ina hat an ihrem Roman einer deutsch-israelischen Familie weiter geschrieben. Ein Familiengeheimnis wird gelüftet aufgrund eines Tagebuchs, das zwischen den losen Blättern eines Kochbuchs von den Enkeln entdeckt wird. Darum war Ina ganz Ohr als ich über das Tagebuch sprach. An diesem Roman bosselt sie seit über einem Jahr. Sie hat selbst Verwandte in Israel. Nun sind die Konturen sichtbar und die Charakteren gezeichnet. Sie wird daraus heute Abend oder morgen vorlesen. Ohne mich. Leider.

Und dann werden am Sonntag und Montag nur Sigi Stecher, Heidi von Plato und Jutta Weber-Bock in Dorstadt sein, bis ich dann am Dienstag noch einmal für vier Tage zurückkommen werde – mit dem Ziel das Reisetagebuch „Nota bene in Roma“ abzuschließen.

Jutta und Sigi bringen mich zum Bahnhof Wolfenbüttel und kaufen bei dieser Gelegenheit Lebensmittel und Getränke bei Edeka ein. Dort entspricht das Angebot eher den bio-food-Wünschen unserer Dichterinnen als bei dem vulgären Aldi. Sigi wird am Samstag ihren Geburtstag feiern. Sie wartet, bis mein verspäteter Regionalzug abfährt. Der Intercity in Braunschweig hat gleichfalls zehn Minuten Verspätung, so dass ich sogar noch Zeit habe, in der Bahnhofsbuchhandlung das letzte Heft von „Literaturen“ zu kaufen. Sigrid Löffler bespricht „Nomade auf vier Kontinenten. Auf den Spuren von Sir Richard Francis Burton“ von Ilija Trojanow und die Novelle „Lea“ von Peter Bieri, das erstere lobend, das letztere mit gequälten Hinweisen auf kitschige Stellen.

Um 18.15 Uhr holt Ruth mich in Spandau ab. Gepäck habe ich keines, aber ich freue mich natürlich, dass ich jetzt nicht lange auf den Bus warten und dann noch eine Viertelstunde zu Fuß von der Bushaltestelle zum Groß Glienicker See gehen muss.

Um 16 Uhr sind Martin, Innes und der kleine Lucas mit BEA von Heathrow kommend am Flughafen Tegel eingetroffen. Martins Studienkollege Armin und dessen Freundin Janelle, beide aus Chicago, sind fast gleichzeitig mit dem Zug aus Frankfurt gekommen und mit dem Taxi in unser Haus nach Kladow gefahren. Sie werden unterm Dach wohnen, während Martins Familie unser altes Schlafzimmer nutzt. Es liegt unmittelbar neben dem Gästebad, und das ist günstig für die Pflege des vier Monate alten Lucas.

Dies alles hat Ruth während der letzten Tage vorbereitet. Es ist verflix, dass ich nun ausgerechnet in diesen Tagen in Dorstadt sein musste. Und außerdem ist es ihr nicht recht, dass unser gutes Auto nun in Dorstadt steht. Ihr wäre es lieber gewesen, wenn ich wie andere mit dem Zug nach Dorstadt gereist wäre. Ruth ist ziemlich geladen und offenbar auch erschöpft von den Vorbereitungen. Das bekomme ich durchgehend zu spüren. Sie lässt sich kaum anfassen.

Andererseits ist es für uns Großeltern eine Riesenfreude, den kleinen Lucas zu beobachten, der sofort in Blickkontakt mit uns tritt und lächelt und entschlossen strampelt, als gälte es einen Auftrag zu erfüllen. Ruth erinnert so vieles an ihren Martin: dieses energische Strampeln und auch der dicke Haarschopf. Ich staune, wie viel Anteil ein Kind von vier Monaten bereits an seiner Umwelt nimmt. Doch Lucas wächst nun auch ganz behütet auf. Er hat mit den Menschen, die ihn beobachten und mit ihm sprechen und ihn auf den Arm nehmen noch keine negativen Erfahrungen gemacht. So ist die Welt für ihn nur unterhaltend. Er sitzt besonders gerne auf dem Oberschenkel seines Vaters und lugt von dort aus in die Runde. Zum Stillen wird er von Innes dann quer gelegt. Das geschieht häufig. Er meckert und dann gibt es etwas zu trinken. Ganz einfach. Ruth erinnert sich, dass unsere Kinder – auf Empfehlung des „Pelikan“-Rundbriefs - schon mit drei Monaten auch feste Nahrung, sprich mit Orangensaft aufgeweichten Zwieback und gequetschte Banane – mit einem Plastiklöffelchen gefüttert bekamen. Das hielt etwas länger vor als die kleineren Schübe aus der mütterlichen Tankstelle.

Unsere Gäste aus Chicago waren nach ihrer zwanzigstündigen Reise so übermüdet, dass sie sich nach dem Duschen für ein paar Stunden hingelegt haben. Am späteren Abend stoßen sie zu uns. Im Dunkeln grillen wir dann auf der alten Terrasse zum See noch Nürnberger Würstchen und Nackensteaks und sitzen bis Mitternacht im Kerzenschein beisammen.

Berlin-Kladow – Potsdam.

Freitag, 10. August 2007

Das sieht dir gleich!

Ich hole Brötchen in der Ritterfeld-Landbäckerei. Es dauert eine Weile, bis die Flugreisenden munter werden. Bei Ruth wirkt die Anspannung nach. Sie macht mir bittere Vorwürfe. Alles habe mal wieder allein an ihr gehangen. Und das gehe nun schon den ganzen Sommer so. Mit dem Ordnen

der Papiere, mit der Arbeit im Garten, mit dem Renovieren des Hauses, nichts gehe richtig voran. Und zu bezahlter Hilfe könne ich mich nicht entschließen. Die Vorwürfe, die immer wieder mit dem Satz eingeleitet werden „Keine andere Frau würde...“ sind einerseits berechtigt, andererseits nerven sie mich, weil sich ohne Unterbrechung – in einer nicht enden wollenden Folge - ein Vorwurf an den anderen reiht. Wage ich einen Einwand, spitzen sich die Vorwürfe nur noch weiter zu und werden meine Einwände geradewegs zu Beweisen ihrer Einschätzung. In der Form von Du-Sätzen fügt sich eine negative Aussage über mich an die andere.

Zu dieser Abfolge von Vorhaltungen ist ausreichend Gelegenheit, weil Martin und Armin sich in Babelsberg mit dem Leiter der Ausbildungsstätte der Software-Firma SAP verabredet haben. Wir treffen sie dann um 17 Uhr am Grünen Gitter in Potsdam. Es ist ein sonniger Tag, und wir genießen dann zusammen das Spazieren durch den Park. Lucas freut sich an dem wechselnden Blätterdach und besonders Laubgänge beobachtet er aufmerksam. Wir setzen uns zum Kaffeetrinken noch in ein Mövenpick-Restaurant neben der historischen Mühle und sind alle ziemlich müde, als wir beim Einbruch der Dunkelheit wieder beim Parkhaus vor dem Grünen Gitter eintreffen.

Es war aber doch ein schöner Nachmittag und Ruths Anspannung hat sich gelöst. Es wird wieder Mitternacht. Wir legen die Babyfotos vom Lucas, Martin und mir nebeneinander. Die Ähnlichkeit ist verblüffend. Oder sehen sich Babys in den ersten Monaten alle ziemlich ähnlich?

Berlin-Kladow.

Samstag, 11. August 2007

Ut desint vires, tamen est laudanda voluntas¹³

Unsere Gäste fahren ins Stadtzentrum. Martin trifft sich dort mit drei Schul- und Studienfreunden (Lupi, Astrid Schiffel und Peter Soldju).

Nachmittag sortiere ich zwei Stunden lang Post aus dem Jahren 2006 und 2007. Erst wenn diese Stapel dann auch noch ihren Weg in die Leitz-Ordner gefunden haben, wird ein Fortschritt sichtbar sein. Vorläufig ist es eher deprimierend, wie langsam diese Arbeiten voran gehen. Doch Ruth sieht wenigstens den guten Willen.

Um 19 Uhr holt Ruth Innes und Lucas im Scheunenviertel ab. Martin kommt nach einem Abendessen mit Freunden erst um 2 Uhr nach Hause.

Berlin-Kladow – Wannsee.

Sonntag, 12. August 2007

Im Max-Liebermann-Haus am Wannsee

Es regnete in der Nacht und am frühen Morgen, und das Wetter bleibt eher trübe. Ruth und ich finden es jedoch recht gemütlich, so nebeneinander im Bett zu liegen und über die letzten beiden Tage miteinander zu reden. Lucas ist eben ein gar liebes Kerlchen!

Innes und Martin haben einen Familientag im Sinn. Mein Vorschlag: Wir fahren mit dem BVG-Boot nach Wannsee und besuchen das Max-Liebermann-Haus. Das erweist sich als eine glückliche Idee. Wir verbringen bei bedecktem Himmel und gelegentlichem Nieselregen einen schönen Tag in der wunderbar gepflegten Anlage der Max-Liebermann-Gesellschaft. Das Gemüse im Garten wächst mustergültig. Kiloweise große Stangenbohnen. Nirgends eine Nacktschnecke und selbst die Tomaten reifen, ohne braun zu werden.

Eine nächste Überraschung: Im ersten Stock des Hauses eine hochkarätige Ausstellung von Gemälden Liebermanns, die rings um das Haus entstanden sind. Es freut mich, dass in einem Musterband

¹³ Zufällige, des Lateins unkundige Leser dieses Tagebuchs sollen nicht so frustriert werden, wie ich dies immer dann bin, wenn ich – wie zum Beispiel bei der Lektüre Schopenhauers – auf Schritt und Tritt mit längeren fremdsprachigen Zitaten überfordert werde. Die Übersetzung lautet: Wenn auch die Kräfte fehlen, so ist doch der (gute) Wille zu loben.

mit Gemälden und Grafiken Liebermanns ausgerechnet in einer ganzseitigen Abbildung die Kaltnadelradierung Prof. Cohens gezeigt wird. Da habe ich bei Bassenge für wenige Euro doch ein Schnäppchen gemacht! Niemand kennt heute Cohen, aber rein formal betrachtet ist dieses Portrait des greisen Herrn mit den blitzenden Brillengläsern und den wenigen Haarsträhnen - hingeworfen mit den wenigen scharfen Strichen, wie sie zum Ritzen mit der kalten Nadel gehören - ganz vorzüglich gelungen.

Es macht mir Freude, in dieser schönen Anlage zu fotografieren und dazu natürlich immer wieder Lucas auf dem Arm der Eltern oder Ruths. Martin interessiert sich besonders die Hecken. Er sucht nach Anregungen für seinen lang gezogenen Londoner Garten mit der hohen Platane.

Mir geht durch den Kopf, was aus unserem Kladower Haus wohl werden wird. Und in zehn bis höchstens fünfzehn Jahren ist alles vorbei. Wahrscheinlich wird keines der Kinder das Haus übernehmen, und wird es verkauft, dann wird bei den Umbauten der nächsten Eigentümer viel von dem, in das Ruth und ich viel Zeit gesteckt haben und das in meinen Tagebüchern eine Rolle spielt, verschwinden. Ich sollte es zumindest fotografieren: den von Ruth entworfenen Kachelofen, mein Anlehnungsgewächshaus mit den tiefliegenden, doch tischhohen und pflastersteingestützten Pflanzflächen, die beiden Ökoteiche und die Bücherregale, über die abnehmbare Bahnen handgewebten Leinens geklemmt wurden, um das Hängen wechselnder Grafik zu ermöglichen. Doch wie das Liebermann-Haus zeigt: Der Erinnerungswert eines solchen Hauses hängt ausschließlich am Bekanntheitsgrad seines früheren Eigentümers. Doch meinen Forschungen zum gewaltfreien Widerstand und der Erfindung des Zivilen Friedensdienstes als Alternative zum Militär wird eben kein besonderer Wert beigemessen. Und dann ist auch die Frage, ob sich unsere Räume für eine Dauerausstellung zur gewaltfreien Aktion eignen würden. Immerhin, allein schon meine Sammlung von Grafiken Chodowieckis wäre einen Ausflug zum Groß Glienicker See – verbunden mit einem Bade – möglicherweise wert, wenn man dann auf den beiden Terrassen noch Kaffee trinken und Kuchen essen könnte.

Das Liebermann-Haus ist jedenfalls ein ideales Ausflugsziel und auch das Nachbarhaus, welches derselbe Architekt entworfen hat, sollten Ruth und ich gelegentlich noch besuchen. Dort werden Gemälde gleichaltriger Maler aus der Gruppe der Secession gezeigt; im Garten kein Gemüse, doch Skulpturen – unter anderem von dem noch lebenden Kladower Metallbildhauer Haase.

Auch Manfred denkt an Abschied und handelt entsprechend

Am Abend ein Telefongespräch mit meinem Bruder Manfred in Freudenstadt. Er hat seine Holzvergaseranlagen an einen jungen Sammler im Erzgebirge abgegeben – in der Hoffnung, dass dieser Fabrikant von Holzmöbeln eines nicht allzu fernen Tages auch Manfreds Preziosen früher Technik in einem Museum präsentieren wird. Wenn er das schafft, will Manfred ihm auch noch seinen Holzvergaser-Jeep – dann des Schmuckstück der Sammlung - schenken.

Sein Grundstück in Unteriflingen kann Manfred auch nicht mehr umtreiben. Die Fischteiche sind inzwischen ganz und gar eingewachsen. Ein Vogelparadies. Manfred überlegt, ob er dieses Ökotopt dem Bund Naturschutz übereignen und selbst im BUND noch ein Ehrenamt übernehmen sollte, um noch etwas Sinnvolles zu tun. Nach seinem entsetzlichen, depressiven Brief zu meinem Geburtstag sprachen wir heute ganz vernünftig miteinander. Nur als ich ihn fragte, wie es ihm geht, schwieg er mehrere Sekunden lang und fing dann an zu weinen. Kürzlich besuchte er zur Taufe sein zweites Enkelkind in Aachen. „Das war das erste Mal seit Jahren, dass ich wieder ein Kinderhändchen spürte.“ Offenbar fehlt ihm seine Praxis. Vor sieben Jahren musste er sie übergeben, weil ihn Depressionen am Arbeiten hinderten.

Berlin-Kladow – Tegel.

Montag, 13. August 2007

Eine Preisurkunde für Martin

Armin und seine Freundin Janelle verabschieden sich. Sie werden in den nächsten Tagen Armins

Mutter am Bodensee besuchen, wo Armin in Salem aufgewachsen ist und gelegentlich als Externer die Handballmannschaft des Internats verstärkte. Er hat mit Martin noch besprochen, ob sie zusammen für eine amerikanische Büromöbelfabrik (dort die drittgrößte) eine Analyse des europäischen Marktes (Martin speziell des englischen) ausarbeiten könnten. Armin und Martin kennen sich vom Design-Studium am Illinois Institute of Technology.

Ruth und Martin mit Familie fahren noch einmal in die Innenstadt. Martin holt beim Büro Chipperfield eine Preisurkunde ab, die ihn als Projektleiter beim Bau des Bürohauses von Ernsting in Lette nennt.

Ich räume in der Küche auf und koche 8 Gläser Pfirsichmarmelade. Es ist die frühe Ernte des einzigen gekauften und nicht selbst aus Kernen gezogenen Pfirsichbaumes. Am Abend fahren wir alle zusammen zum Flughafen Tegel. Es war ein schöner Familienbesuch, so anstrengend er – insbesondere für Ruth – auch war. Ich wache in der Nacht auf und habe das Gefühl: Ich bin wieder genau so dran wie in der Nacht vor meinem Herzinfarkt. Ich bleibe aber im Bett, messe den Blutdruck nicht, sondern versuche nur wieder einzuschlafen, was schließlich auch gelingt.

Berlin-Kladow – Spandau – Wolfenbüttel – Dorstadt.

Dienstag, 14. August 2007

Einladung, deutsche Familienchroniken zu lesen

Im Traum wirre Erinnerungen an die Nacht vor dem Herzinfarkt. Sie fallen von mir ab, als ich um 7 Uhr aufwache. Business as usual. Ich schreibe den fälligen Brief an die Oxford University Press. Es geht um meine Beiträge zur großen Friedenszyklopädie. Gestern ist der Brief nicht mehr fertig geworden. Ruth bringt mich mitsamt dem englischen Manuskript an den Bahnhof Spandau. Abfahrt 9.51 Uhr.

Unterwegs im Zug korrigiere ich Sigi Stechers Rekonstruktion ihrer eigenen Vorgeschichte „Vom langen Weg zur kurzen Zeugung“. Bei ihrer Familienchronik könnten ihr – in puncto anschauliches Detail und mundartliche Einsprengsel - die Chroniken Walter Kempowskis und Hermann Lenzens zum Vorbild dienen. Ich habe in Berlin für Sigi das Suhrkamp-Taschenbuch „Einladung, Hermann Lenz zu lesen“ eingesteckt. Der Titel erinnert an die berühmte ganzseitige Buchbesprechung Peter Handkes in der Süddeutschen Zeitung. Sie brachte die Wende in Lenzens Leben, so dass dieser später seine Jahre als Autor dankbar in die Zeit „vor und nach Handke“ einzuteilen pflegte.

Sigi holt mich vom Bahnhof in Wolfenbüttel ab und kauft noch einmal bei Edeka ein. Bio – bio – bio! In Dorstadt sind wir während der nächsten 5 Tage nur noch zu viert. Alle außer mir haben schon zweimal aus ihren Texten gelesen, d.h. Heidi von Plato besorgt dies heute. Mir zuliebe fängt sie mit der Lesung ihres Hörspiels über Simone de Beauvoir noch einmal von vorne an. Sie konzentriert sich auf die Beziehung zwischen der Beauvoir und dem amerikanischen Filmautor Nelson Algreen, bekannt geworden durch den Film „Der goldene Arm“, die Geschichte eines heroinsüchtigen Kartenspielers, gespielt von Frank Sinatra, der durch eine blonde Schönheit (Kim Nowak) im wörtlichen Sinne ans Bett gefesselt und so kuriert wird. Ob die Hörer von Radio Berlin Brandenburg sich an diesen Film und an seinen Autor noch erinnern werden? Egal, die Geschichte der Liebe zwischen der französischen Philosophin und dem amerikanischen Unterweltkenner Algreen wird spannend erzählt und diese Story wird die Hörer, die über Castor und Pollux, also die lebenslange Paarung von Beauvoir und Sartre mehr als ausreichend Bescheid wissen, in ihren Bann ziehen.

Doch nach den hinter mir liegenden Familientagen befremden mich die Aufregungen und Trennungsschmerzen zweier Menschen, die nie ernsthaft den Gedanken verfolgten, zusammen Kinder aufzuziehen. Bleibt dann nicht alles sinnloses Gehampel in „quietschenden Betten“, wie Heidi dies drastisch formuliert? Dem französischen Existentialismus fehlt ohne Kinder eine humane Dimension. Vorsicht! Immerhin war Simone auch Tochter, und eine wesentliche Dimension des Existentialismus war immer „Der Andere“, wie mich Theunissen lehrte, – mit und ohne Kinder. Doch wenn ich an Lucas und Hannahs totes Brüderchen denke, dann ist für mich „das Kind“ der Inbegriff des

Willens zur Dauer der Menschheit und auch der Hoffnung auf einen Sinn unseres Lebens.

Dorstadt.

Mittwoch, 15. August 2007

Lesung aus dem römischen Tagebuch

Heute Nacht leichte Stiche im Bereich des Herzens. Ich stehe um 5 Uhr auf und nehme meine Tabletten mit einem Glas Sprudel. Dann lese ich noch eine halbe Stunde in „Gestern unterwegs“, wie Peter Handke Weihnachten 1989 (ganz einsam!) auf der spanischen Hochebene verbrachte, nachdem er gerade den „Versuch über die Jukebox“ mit viel Bleistiftspitzergekringel abgeschlossen hatte. Selten erfährt man aus seinen Tagebüchern in so dichter Folge so viele Details aus seinem Leben.

Ich schlafe bis 8 Uhr und lasse dann den Sommerwind ins Zimmer wehen. Dass er auch noch den Gestank von Schweinegülle, der vor drei Tagen noch umwerfend gewesen sein soll, transportiert, muss bei einem ländlichen Reduit wohl in Kauf genommen werden.

Am Vormittag nur einige Tagebuchnotizen und ein Brief an Walter Kempowski. Ab 11.30 Uhr brate ich Hähnchenbrust und eine Gemüsepfanne (Zwiebel, Paprika, Zucchini und Tomaten). Dazu Reis. Ein bewährtes Gericht, das auch dieses Mal gerne gegessen wird.

Am Abend lese ich die Notizen zu den ersten vier Tagen meiner diesjährigen Romreise vor. „NOTA BENE IN ROMA“. Ich spüre: Es ist nicht leicht, seine Zuhörer am Text zu halten, wenn es keine spannende Handlung gibt, sondern nur ein kulturelles Highlight auf das andere folgt. Die Zuhörerinnen schätzen die süffisanten Bemerkungen, bei denen ich mich frage, ob sie bei Fachleuten ähnlich gut ankämen.

Ein Brief an Walter Kempowski in Nartum

Dorstadt, den 15. Aug. 2007

Lieber Herr Kempowski,

die Arbeit an der Revision meines Tagebuchs aus dem Jahre 1992 habe ich zwei Wochen lang unterbrochen, weil ich mich in dieser Zeit - wie jährlich - mit einigen Schriftstellerinnen in Dorstadt (bei Wolfenbüttel) treffe. In ländlicher Klausur (in einem ehemaligen - sehr einfachen, darum preisgünstigen - Nonnenkloster, das nun als Jugendfreizeitstätte dient) schreiben wir tagsüber unter Apfelbäumen, um uns dann am späteren Abend an einem marmornen Couchtisch in gewaltigen, rotsamtenen Sesseln (offenbar Spenden aus frommen Kreisen) zu sammeln. Wir lesen aus längeren Texten vor, in die wir mit (möglichst mustergültigen) Exposés eingeführt haben. Bis Lesenswertes entstanden ist, dienen die Abende dazu, allgemeine Fragen des literarischen Schreibens an Hand von Beispielen zu erörtern. Ich hatte dieses Jahr angeboten, einiges über „Das Tagebuch als literarische Form“ zu sagen und hatte mir zu diesem Zweck auch eine Reihe von Tagebüchern eingesteckt: Sirius, Alkor und Hamit, dazu noch „Siebzig verweht“ von E. Jünger; „Tabu I“ von Rühmkorf und „Gestern unterwegs“ von Handke. Am einen Abend las ich daraus vor, am nächsten versuchte ich es mit allgemeinen Überlegungen - wiederum illustriert mit Zitaten. Besonderes Vergnügen bereite ich Ihre Staffelung der Signaturen (Sirius, S. 570-571). Wir werden das - cum variatione - nachahmen. Es fehlen uns nur doch die passenden Bücher und die entsprechende Nachfrage.

Ich denke an Sie und hoffe, dass Ihnen auch meine Worte zum Tagebuch das Gefühl geben werden, dass Sie auf diesem weiten Feld Vorbildliches schon geleistet haben und dass es sich lohnen könnte, noch einiges hinzuzufügen.

Mögen die Launen des Wetters, das Können der Ärzte und die Liebe der Angehörigen Ihr Befinden begünstigen!

Ihr Theodor Ebert

Dorstadt.

Donnerstag, 16. August 2007

Aus dem fiktiven Leben einer Giftmörderin und dem realen einer Stenotypistin

Ich komme mit der weiteren Ausarbeitung des Tagebuchs der Romreise nur sehr langsam voran. Den ganzen Tag verbringe ich über den Aufzeichnungen zum 27. April und dem Studium der ausführlichen Reiseführer. Mehr als einige Zeilen zu San Pietro in Vinculi und den Anfang des Gangs durch San Clemente schaffe ich nicht. Wenn ich so weiter mache, werde ich meinen Plan, mit dem fertigen Skript der Romreise nach Berlin zurückzukehren, nicht erfüllen. Und dann frage ich mich: Welchen (dauerhaften) Wert hat das Reisetagebuch eines 70jährigen deutschen Intellektuellen, der zehn Tage nach Rom reist und minutiös notiert, was er zu sehen bekommt? Möglicherweise besteht sein Wert allein darin, dass kein anderer sich die Mühe macht, so etwas aufzuschreiben. Zu mehr als einem knapp bemessenen Artikel im „Reise“-Teil der ZEIT reicht es heutzutage nicht mehr.

Am Abend besprechen wir zunächst das Exposé Jutta Weber-Bocks zu ihrer Biografie der Giftmörderin Christiane Ruthardt, die 1845 im Alter von 41 Jahren auf der Doggenburg in Stuttgart öffentlich mit dem Schwert hingerichtet wurde. Mich irritiert, dass die Eintragung im Taufregister der Stiftskirche der adligen Mutter zuliebe und um des Vaters willen, der anonym bleiben wollte, gefälscht wurde. Was konnte einen soliden Württemberger Dekan dazu veranlassen? Auf diese Frage war Jutta noch gar nicht gekommen.

Anschließend hören wir eine Passage aus Sigi Stechers Autobiografie. Wir befinden uns in den 60er Jahren. Es ist eine Entwicklungsgeschichte. Eine im katholischen Milieu erzogene Münchener Zollbeamtentochter kommt aufgrund ihrer raschen Auffassungsgabe und ihrer phänomenalen Fähigkeit, korrekt zu stenographieren und rasch und fehlerfrei zu tippen, in Kontakt zu auf diesem Gebiet unterentwickelten Linksintellektuellen, die sie in ihre politische Arbeit einbeziehen. Bei der jungen Frau, die holterdipolter und vor allem um eine Wohnung zu erhalten einen Studenten der Psychologie und Philosophie heiratet und ein Kind bekommt, wird durch ihre Bürokontakte und ihre unbändige Neugierde ein sich beschleunigender Lernprozess ausgelöst, der schließlich dazu führt, dass sie das Abitur nachmacht und selbst zu studieren beginnt. Die Lesung schildert ihre ersten Kontakte zu Reinhart Strecker, dem Organisator der Ausstellung „Ungesühnte Nazi-Justiz“, und zu Nico Neumann, dem Gründer des Voltaire-Verlages.

Dorstadt.

Freitag, 17. August 2007

Unser nächstes gemeinsames Thema: die APO

Beim Frühstück kommen Heidi von Plato und ich auf Michelangelos Statue des Moses Michelangelo zu sprechen. Sie weist darauf hin, dass Sigmund Freud mehrmals in Rom war und dass die Briefe, die er unterwegs geschrieben hat, veröffentlicht wurden, nach ihrer Erinnerung unter dem Titel „Sigmund Freud und seine Reisen“.¹⁴

Im Übrigen kommen wir überein, dass wir uns in nächster Zeit verstärkt mit der Zeit der APO befassen sollten. Auch sie hat einschlägige Erfahrungen. Ihr damaliger Ehemann Alexander von Plato war ständig außer Haus in dem Bestreben, eine dieser winzigen Organisationen, welche rote Fahnen schwenkte und auch noch als Zeitung eine „Rote Fahne“ produzierte, zur „stärksten der Parteien“

¹⁴ Sigmund Freud: Unser Herz zeigt nach Süden. Reisebriefe 1895-1923. Hrsg. von Christfried Tögel, Berlin: Aufbau Verlag, 2003

zu machen. Ihr mochte dies nicht einleuchten und sie suchte sich als „Trotzkistin“ neben ihm zu behaupten. Heute hat er eine Professur für Oral History, hat wieder geheiratet und ist Vater von zwei Kindern.

Ich schreibe den ganzen Tag intensiv an dem Tagebuch der Romreise und kann es bis zum Abend abschließen. Gegen die Rücken- und Kopfschmerzen treibe ich Gymnastik unter den Obstbäumen und bin dann bis 20.30 Uhr wieder soweit fit, dass ich den Rest des Tagebuches vorlesen kann. Ich weiß, dass ich einiges weggelassen habe, so den Besuch in Santa Maria della Vittoria mit Berninis Altar der Hl. Theresa von Avila. Ich kann solche Bildwerke bewundern, aber dann tun mir diese Christus-Enthusiastinnen auch wieder leid. Mir gefallen Hans Baldung Griens geerdete Frauen.

Dorstadt – Berlin-Kladow.

Samstag, 18. August 2007

Ein Abschied?

Den letzten Vormittag in unserer Dorstädter Schreibzeit verwende ich auf die Korrektur von „Nota bene in Roma“. Als diese abgeschlossen ist, kümmere ich mich um ein Mittagessen aus Resten. Es reicht noch zu Nudelaufwurf mit Ei, Käse und einem Klecks Sahne. Dazu Pudding mit Pflaumenkompott aus dem Klostergarten.

Wir setzen uns auf dem Innenhof zum Mittagessen um Sigi out door Schreibtisch und fotografieren uns wechselseitig. Alle sind mit ihren Arbeitsleistungen einigermaßen zufrieden. Für mich war es vielleicht das letzte Mal, dass ich nach Dorstadt gekommen bin. Ich spreche dies auch aus. Nicht dass mich schon die Kräfte verließen, aber ich denke, dass die Ferienzeit im August in Zukunft den Besuchen von und bei unseren Kindern gelten wird. Die anderen bedauern dies, aber meine Gründe sind nun mal nicht von der Hand zu weisen – und wir Berliner haben schließlich auch andere Möglichkeiten, uns zu sehen. Schon am 27. August wird Heidi von Plato wieder bei Sigi in der Münchener Straße 9 aus einem Manuskript lesen.

Sigi denkt nicht an Abschied. Sie hofft, unsere Schreibgruppe in den sommerlichen Dorstädter und Wolfenbüttler Kulturkreis einzufügen. Sie lässt dem Dorstädter Schlossherrn, der während meiner Berliner Pause einige Psychologen kurzzeitig bei uns einquartieren konnte, Texte von ihr und mir – mit Widmung - übergeben. Heidi von Plato meint, dass es sich doch fügen könnte, auch mal im Schloss zu lesen. Ich mag daran nicht glauben, aber an solche Auftritte zu denken gehört nun mal zum Leben einer Schriftstellerin. Dabei fühle ich mich gerade als Rumpelstilzchen hier recht wohl. Ungetestet lässt sich besser vom Goldspinnen träumen.

Um 18.30 Uhr treffen Heidi und ich nach glatter Fahrt in Kladow ein. Wir haben unterwegs über die Erfahrungen ihres Bruders Lutz von Werder, der mehrere Lehrbücher zum kreativen Schreiben verfasst hat, gesprochen. Mir scheint, dass diese Schreibkurse – von Werder spricht sogar von einer „Schreibbewegung“ - im Sinne der breiten Volksbildung Früchte tragen. Die Menschen lernen nicht nur schreiben, sie lernen auch lesen, zumindest hoffe ich dies. Lutz von Werder war Professor an der Alice-Salomon-Fachhochschule für Sozialarbeit und lebt nun im Ruhestand im Landkreis Lüchow-Dannenberg, kommt aber immer wieder zu Vorträgen nach Berlin. Er spricht an der Urania und im Literaturhaus über philosophische Lebenskunst. Und dies immer wieder vor 200 Zuhörer(innen). Sapperlott würde Hermann Lenz ausrufen! Es ist schon merkwürdig, dass Lutz von Werder uns noch nie begegnet sind. Ich erinnere mich nicht einmal daran, dass er sich 1975 am Otto-Suhr-Institut habilitiert hat. Anfang der 70er Jahre hatte er mehrere Bücher über antiautoritäre und proletarische Erziehung veröffentlicht. Die Themen hätten mich interessiert, aber ich bekam die Bücher nicht in die Hand. Und es war damals vor allem Ruth, die – allerdings ohne die Mühe zu linker Lektüre - in drei Lichtenrader Kinderläden die einschlägigen Erfahrungen sammelte, während ich mich aushäusig mit Bürgerinitiativen und ihrem Widerstand gegen Atomkraftwerke befasste.

Von Kladow aus rufen wir Sigi an. Auch sie ist gerade per Bahn wieder in Schöneberg angekommen, so dass Heidi ihr das Seminargepäck – inklusive des Druckers, der einigen zugute gekommen

ist – sofort überbringen kann. Sigi hat sich mal wieder um die Abrechnung unserer Schreibzeit gekümmert. Die Konditionen in Dorstadt sind ungemein günstig. Mich haben die beiden Wochen in Dorstadt mitsamt den Fahrten in Auto und Bahn gerade mal € 250 gekostet. Fragt sich nur: Worin besteht die Ernte aus dem Klostergarten? Auf jeden Fall habe ich noch ein Spankörbchen mit Pflaumen gefüllt. Als Marmelade werden sie mich im Winter an die schönen Tage in Dorstadt erinnern. Darauf ein dreifaches: Bio – bio – bio!

6. Vom eigenen Stil und den Grenzen des Sagbaren. Die Dorstädter Schreibzeit vom 2. bis 16. August 2008

(für Sonja Stauffer zur persönlichen Information)

Berlin – Dorstadt.

Samstag, 2. August 2008

Das Wiedersehen und ein neuer Schreibgenosse aus dem Schwäbischen

Es ist nun bereits das fünfte Mal, dass die ehemaligen Schreiblehrlinge Paul Schusters sich selbstorganisiert in Dorstadt treffen. Wir haben uns vom Lehrer emanzipiert und wir werden mit dem nötigen Selbstvertrauen unsere Texte in der abendlichen Runde vortragen. Ich stehe aber immer noch vor dem Frage, wie sich anschauliches Detail mit dem Blick aufs ganze Leben verbinden lassen. Doch für's erste gilt es praktische Fragen unserer Schreibzeit zu lösen.

Wie mit Sigi Stecher besprochen kaufe ich vor der Abreise nach Dorstadt schon früh um 8 Uhr bei Aldi für 90 Euro Grundnahrungsmittel, Mineralwasser und Apfelsaft für Dorstadt ein. Und noch rote Dahlien für Ruth, „damit sie ihres Gemahls in dessen Abwesenheit freundlich gedenke“. Um 9.45 Uhr kommt Heidi von Plato im Dohl an und wir laden ihr und Sigi Stechers umfangreiches Gepäck (9 Teile) in meinen VW-Golf. Heidi hinterlässt ihren VW-Lupo bei Ruth. Diese wird ihn aber nur im Notfall benutzen, da sie sich an die automatische Schaltung erst gewöhnen müsste.

Ich steuere das Auto bis zur Raststätte Börde und trinke dort mit Heidi einen Michkaffee. Sie fährt den Rest der Strecke und ich konzentriere mich darauf, die richtigen Abzweigungen und Ausfahrten zu finden, was rings um Braunschweig ziemlich schwierig ist. Es gelingt, und nur in Wolfenbüttel fahren wir einmal im Kreis. Um 13.30 Uhr treffen wir in Dorstadt ein und finden dort Hanna Dunkel, Ina Dentler und Cony Becker bereits vor. Frau Powik, die frühere Hausmeisterin, ist vor einem halben Jahr über 80jährig gestorben.

Wir beziehen die vertrauten Zimmer und setzen uns in den Garten zum Plaudern. Hanna hat eine Karottentorte und einen Gugelhupf (ihrer Schwiegermutter) mitgebracht. Um 14.30 Uhr wird Sigi Stecher von Ina in Wolfenbüttel am Bahnhof abgeholt.

Im Laufe des Nachmittags treffen noch Jutta Weber-Bock und Wolfgang Haenle aus Stuttgart bzw. Melle ein, wo sie bei Juttas Mutter Zwischenstation gemacht hatten.

Ich spaziere erst mal durch den weitläufigen Garten und schaue nach reifen Früchten. Es gibt Mirabellen, aber nur auf einem Baum. Doch überreife Stachelbeeren und Brombeeren lassen sich ernten. Zum Abendessen backen wir die Pizzen, die ich am Morgen bei Aldi eingekauft hatte, die einen mit vegetarischem Belag, die anderen mit Mozzarella. Dazu gemischten Salat. Danach treffen wir uns alle auf der Terrasse, trinken ein Glas Wein und erzählen reihum, was wir schriftstellernd das Jahr über getrieben haben.

Wolfgang Haenle ist ein mir sehr angenehmer Zuwachs. Er ist etwa 60 Jahre alt, selbständiger Informatiker und Fotograf. Er hat zwei erwachsene Töchter. Die eine ist Ärztin, die andere Vikarin unserer Kirche. Er war in der Friedensbewegung engagiert und fragt mich gleich, ob ich 1983 bei der Promi-Blockade in Mutlangen dabei war. Ich kann auf mein Tagebuch, den „Streckentext“ in Paul Schusters letztem Kurs verweisen.¹⁵ Wolfgang war Mitglied des Gemeindegemeinderats in Stuttgart-Rot. Er hat Jutta in deren Schreibkurs an der Volkshochschule in Stuttgart kennen gelernt, schreibt aber vor allem Gedichte, Prosa nur selten. Wir sitzen fast bis Mitternacht beisammen, zum Schluss bei Kerzenlicht. Mich wundert, dass uns keine Schnaken umsummen. Dafür stören uns aufpufflose Motorräder.

¹⁵ Im Friedenscamp – Mutlangen 1.-3. September 1983. Ein rekonstruiertes Tagebuch. In: Gewaltfreie Aktion, 140, 3. Quartal 2004, S. 3-27

Dorstadt.

Sonntag, 3. August 2008

Helfen Lehrbücher beim Erzählen?

Ich stehe früh auf und notiere mit dem Kugelschreiber in einem großen, linierten, glitzernd-grün gebundenen Buch (auch so ein Aldi-Angebot) volle 9 Seiten mit Stichworten zu meiner religiösen Bildung in Kindheit und Jugend und zu meinen kirchlichen Kontakten in der Friedensbewegung und zur Mitarbeit in der EkiBB Evangelische Kirchen in Berlin und Brandenburg][und der EKD [Evangelische Kirche in Deutschland]. Wenn ich dies – ohne weiteres Aktenstudium, das in Dorstadt gar nicht möglich wäre – in einen vorläufigen Text von ca. 30-50 Seiten umsetzen wollte, würde mich dies die ganze Schreibzeit in Dorstadt binden. Soll ich so verfahren? Es gäbe in Berlin einige, die das lesen würden. Doch eignet sich ein solcher autobiographischer Text für den Vortrag in einer Schreibgruppe? Ich werde das Sujet demnächst testen mit dem Vorlesen einer Tagebuchnotiz zur Taufe meines Enkels Lucas in London. Diese Aufzeichnung war es doch, die bei mir das Nachdenken über mein eigenes Leben in und mit der Evangelischen Kirche ausgelöst hat.

Über das Handy rufe ich bei Ruth an. Sie nahm heute Vormittag in der Schilfdachkapelle am Gottesdienst unserer Kirchengemeinde teil und traf dort Gerhard Rosenau, dem es nach der Chemotherapie besser geht. Nach der Abreise von Christians Familie habe ich nicht gefragt. Er wird mit Nadya und Hannah inzwischen in der Türkei - bei seinen Schwiegereltern Semi und Nimet in Özdere, im Sommerhaus am Meer, angekommen sein.

Am Abend liest Heidi von Plato Ausschnitte aus einem Lehrbuch des Anglisten David Lodge „Die Kunst des Erzählens“ über einige Grundmethoden des literarischen Schreibens, jeweils eingeleitet mit einem charakteristischen Ausschnitt aus klassischen und modernen Romanen von Thackeray „Jahrmarkt der Eitelkeit“ bis Salinger „Der Fänger im Roggen“.

Warum schreibe ich keine Romane oder gar Kriminalromane? Wenn ich zum Beispiel verstehen und erklären könnte, warum Klaus Geyer, Mitherausgeber der „Jungen Kirche“ und führender Kopf der christlichen Friedensbewegung, seine ursprünglich sicher geliebte Frau, die Mutter mehrerer seiner Kinder, schließlich ermordet hat und sich dies nicht eingestehen konnte, dann würde ich darüber auch einen Kriminalroman schreiben. Ein solcher Roman könnte uns in der Kenntnis menschlichen Verhaltens voranbringen. Doch ich nehme an, dass ich trotz sorgfältiger Recherchen – zu denen mir jetzt ohnehin die Lebensjahre fehlen – dazu nicht im Stande wäre und dass (im Falle der Vollendung des literarischen Versuches) viele meiner Freunde in der christlich orientierten Friedensbewegung mir diese, meine Unfähigkeit auf den Kopf zusagen würden.

Ähnliches würde gelten für einen Roman über das Leben und Sterben Petra Kellys und Gerd Bastians, obgleich ich diese – im Unterschied zu Klaus Geyer – gekannt und in mehreren Situationen erlebt habe. Ein Autor muss zuallererst ein Gefühl dafür entwickeln, welchen Themen er gewachsen ist. Dieses selbstkritische Gespür fehlt den meisten, die meinen, Schriftsteller werden zu können. Sie überheben sich, ohne es zu merken.

Dorstadt.

Montag, 4. August 2008

Und was ist die Moral von die Geschicht?

Ich lese morgens, solange der Strom infolge eines Wassereinbruchs ausgefallen ist, in Peter Handkes „Mein Jahr in der Niemandsbucht“ ein weiteres Mal den Teil IV . S. 407 folgende. Genau genommen setze ich ein auf Seit 416 mit dem Eingeständnis oder auch mit dem Protest gegen die Allerweltsgebrauchsliteratur „Manchmal kommt mir vor, das Erzählen habe sich verbraucht, oder es sei etwas faul daran, und nicht nur an dem meinen.“

Von 11 bis 12.30 Uhr mit Sigi Stecher in Wolfenbüttel, um bei „Real“ Lebensmittel einzukaufen.

Für mein abendliches Vorlesen redigiere ich „Von der Taufe in St. Maria Magdalena und am Ang-

lerteich im Burgess Park“. Ich schlage vor, dass Sigi Stecher die abendliche Lesung mit ihrem Tagebuch-Auszug „Fränkischer Katholizismus“ beginnt. Ähnliche Thematik, unterschiedliche Herangehensweise.

Ich positioniere schon mal meinen Laptop in der Lounge, wie man den Raum mit Gartenblick und den unförmigen, schweren Sesseln und dem marmornen Couchtisch nennen könnte. Ich werde zum Vorlesen eine halbe Stunde brauchen. Ich habe mir den Text auf dem Zimmer laut vorgelesen und dann noch einmal flüssig gemurmelt.

Bevor es dann nach dem Abendessen aber losgehen soll, sitzen wir immer wieder stumm über unseren Käsebröten und dem Pfefferminztee, weil Jutta Weber-Bock vor 2 ½ Stunden zum Joggen gestartet und noch nicht zurückgekommen ist. Zwischendurch hatte es kurz und wolkenbruchartig geregnet. Wolfgang Haenle und Sigi Stecher fahren mit Juttas Auto einige Feld- und Waldwege ab, noch nicht systematisch, sondern immer noch auf einen raschen Fahndungserfolg hoffend.

Uns haben sie ihre Handy-Nummer hinterlassen, damit wir sie zurückrufen können, falls Jutta doch noch aus eigener Kraft zurückfinden sollte. Eine Stunde lang tut sich nichts. Unsere Fahnder sprechen beim Rettungsdienst und bei der Polizei vor. Ersterer überprüft die Einsatzbücher und telefoniert mit dem Krankenhaus. Auch die Polizei ist aufmerksam und bereitet den Einsatz vor. Notfalls könnte man einen Hubschrauber mit einem auf warme Körper ansprechenden Nachtsichtgerät anfordern.

Da trifft Jutta bei uns ein. Völlig durchnässt, strähniges Haar, spitze Wangenknochen, gerötet und ganz erschöpft. Sie ist ununterbrochen durch den Wald gelaufen, immer auf der Suche nach dem Heimweg – nur eben leider im Kreis. Über ihr ein wunderschöner, sogar doppelter Regenbogen. Doch so etwas bietet keine Orientierungshilfe. Schließlich ein Radler, der den Hinweis auf die – in der Ferne liegende – Bundesstraße 4 und damit den Weg nach Dorstadt gibt.

Jutta geht unter die Dusche und kommt um 20.30 Uhr erstaunlich erfrischt zur Lesung. Sigis Erinnerungen an den „fränkischen Katholizismus“, ausgelöst durch ein „Klassentreffen“ zu einem Kommunionjubiläum sind knapp, provozierend und ätzend kritisch. Und doch bedauert sie zum Schluss, dass ihr Sohn – mangels religiöser Erziehung – sich schwer tut, einen Zugang zur abendländischen Kunst zu finden.

Meine Aufzeichnungen zur Taufe von Lucas und der Kinderwagentour um den Anglerteich lassen die Schriftstellerinnen ratlos. Was soll das? Für wen ist das geschrieben? Und ich muss zugeben, ich dachte zwar auch an meine Enkel, aber zunächst bestand das Experiment für mich nur darin, einiges von dem, das ich erblickt hatte, in Worte zu fassen. Und da es viele Eindrücke waren, musste ich eine Auswahl treffen.

Das Gespräch über meinen Text half mir nicht weiter. Signalisiert wurden Unverständnis, auch Gleichgültigkeit und fehlendes Interesse am Thema. Sigi meinte noch, meine Sätze seien zu lang. Wirklich? Zu manchen Themen und Entwicklungen passen auch lange Sätze. Warum Stakkato in der Erinnerung an einen zweistündigen Gottesdienst und an die Wanderung um einen Anglerteich? Doch ist dieses Stück Erinnerung nun formal gelungen oder nicht? Wer kann dies beurteilen? Welches sind die Kriterien?

Ich sage es nicht, aber ich messe meinen Text zum Beispiel an der heute früh wieder gelesenen Eröffnung des vierten Teils von „Mein Jahr in der Niemandsbucht“. Da nimmt sich Handke vor, ein Jahr lang – jeden Tag! - in einer, ihm bislang unbekanntem Ortschaft, auf dem Bahnhofsvorplatz aus dem Fenster zu schauen und – ohne sich einzumischen – nur aufzuschreiben, was es sieht. Das ist sein Experiment im Erzählen, das ihm – in idealer Weise – vorschwebt. Gemessen daran, ist mein Bericht noch reichlich aktionsorientiert, doch was ihn mit dem Experiment Handkes immerhin verbindet, ist nun mal, dass mich keine bestimmte Absicht zum Notieren treibt und dass ich auch keine spannende, pointierte Story zu Papier bringen will, wobei ich schon meine, dass zumindest am Schluss eine ironische Querverbindung zwischen der Taufe und den Taten der Angler angedeutet wird.

Dorstadt.

Dienstag, 5. August 2008

Ich fülle Lücken im Tagebuch

Nichts Aufregendes zu Beginn des dritten Schreibtags. Ich lese weiter in Handkes „Ein Jahr in der Niemandsbuch“. Seine Einschätzung meiner gestrigen Lesung würde mich interessieren. Habe ich in seinem Sinne etwas Neues, zumindest etwas Lesenswertes, etwas dessen man sich erinnern sollte, erzählt?

Ich notiere mir einiges zur gestrigen Lesung im Tagebuch und dann gibt Sigi mir einige Ausschnitte aus der „Zeit“ vom 31. Juli. Ich notiere mir zwei Portale für Rezensionen im Internet: www.literaturkritik.de und www.titel-forum.de.

Thomas Assheuer schreibt zum 80. Geburtstag von Johann Baptist Metz. „Erst dann, wenn Israelis und Palästinenser wechselseitig ihre Leidensgeschichte anerkennen, wird der Nahe Osten zur Ruhe kommen.“ Das gilt wahrscheinlich auch für Serben und Albaner – und für die Versöhnung anderer „verfeindeter“ Völker und Familien.

Ich arbeite zunächst noch an keinem explizit literarischen Text, sondern komplettiere nur das Tagebuch der Reise nach London zur Taufe von Lucas. Das muss jetzt erst mal vom Tisch!

Am Abend liest Jutta Dunkel eine kurze, pointierte Liebesgeschichte „Emma“. Das ist der Name der grünen Raupe, die ein Herz in das Blatt genagt hat, und dieses Herz im Grünen ist es, das zwei Nachbarn – über die Gartenarbeit - zusammenführt. Sehr geeignet für eine Lesung im Zelt von Kriftel, wo Hanna sich um die lokale Kulturarbeit verdient macht und als Erzählerin sicher einen guten Ruf genießt, gerade auch bei Kindern.

Die längere Lesung kommt aus Heidi von Platos Romanvorhaben. Erzählt wird aus der Perspektive einer Fünfzehnjährigen, die im großen Bruder ein Vorbild hat und sich in eine neue, sechzehnjährige Klassenkameradin verliebt.

Dorstadt.

Mittwoch, 6. August 2008

Die Verantwortung des Autors und das Urteil des Lesers

Um 9 Uhr kann ich Ruth per Handy erreichen. Sie besuchte gestern uns Freundin aus der Eltern-Kind-Gruppenzeit auf dem Badesteg. Das Bezirksamt in Spandau fordert den Abriss. Familie Sonntag nutzt den Steg seit 1928. Familie wird einen Rechtsanwalt einschalten.

Ich beende meine Aufzeichnungen zur Reise nach London und setze die Abschrift meiner Briefe aus dem Sommersemester 1957 in München fort. Ich habe meinen Eltern Briefe geschrieben, meine ganz und gar unliterarische Form des Mitteilens.

Am Abend liest Ina Dentler das 16. von 18 Kapiteln aus ihrem Familienroman vor. Es ist derselbe, den sie bereits 2006 in Dorstadt bearbeitete. Uri ist nach Israel zurückgekehrt und hat seine Tätigkeit als Hubschrauberpilot der israelischen Luftwaffe wieder aufgenommen. Er muss von seinen Vorgesetzten ausgewählte Palästinenser töten. Seine Cousine Anja steht vor der Frage, ob sie ihn trotzdem heiraten und zu ihm nach Israel ziehen und Jüdin werden kann.

Ihr Dilemma wird deutlich an der Aufzeichnung einer Reportage im Fernsehen, die sie Uri nach Israel sendet.

Wie jeden Tag hatte sie sich, müde von der manischen Arbeit im Studio, in die sie sich nach Uris Abreise gestürzt hatte, auch diesmal durch das Programm gezappt, als sie plötzlich die Frage hörte:

„Würden sie sich als Mörder bezeichnen?“

Die Frage traf sie ins Herz. Ihre Augen waren an den Lippen des Soldaten, an den die Frage gerichtet war, haften geblieben. Der junge Mann wies das entschieden zu-

rück. Er sei so wenig ein Mörder wie der, der an einem tödlichen Unfall beteiligt wäre, entgegnete er mit lakonischem Unterton.

„Wie er sich fühlt, vorher, nachher?“, wollte der Interviewer wissen.

„Wie ein kleiner Gott. Ich entscheide, ob jemand lebt oder stirbt.“

Synchron Anjas Zurückschrecken und ihr schneller Blick in das Programmheft. Es handelte sich um eine erstmals genehmigte israelische Dokumentation über den Einsatz von Scharfschützen.

Das junge Gesicht des Soldaten war vom Bildschirm verschwunden. Stattdessen war ein arabisches Dorf zu sehen. Stille, einige Sekunden, dann zeigte die Kamera den Rücken des zuvor befragten Scharfschützen, der sich dem Dorf näherte. Ruhig und präzise begann er zu kommentieren, was die Kamera zeigte:

„In der Morgendämmerung näherte ich mich vorsichtig dem Dorf. Suche Deckung.

Stelle mein Zielfernrohr auf das Tor eines bestimmten Hauses ein. Ich warte, dass das Leben im Dorf erwacht. Ein kühler Hauch weht durch mein Haar. Eine Katze ist zu sehen. Ein Hund. Der Ruf von der Moschee ist zu hören. Ein Kind schreit. Ich

schaue, schaue, schaue, ... auf das Tor, das Tor ... wenn es aufgeht, dann ... Jemand öffnet das Tor. Es ist die Zielperson, die über Monate beobachtet wurde. Der

Palästinenser hält eine Tasse in der Hand. Trinkt Kaffee. Eine Art friedliche Stille liegt über allem. Er tritt zwei, drei Schritte vor. Ich lege die Wange an den Gewehrlauf,

prüfe den Wind, die Einstellung. Der Mann steht im Fadenkreuz. Es gibt nur noch mich und die Waffe. Selbst die Kommandos über Funk schweigen. Jetzt bin ich ganz

auf mich allein gestellt. Doch ich weiß, irgendwo sind die Kameraden. Verborgen. Auf einem Dach. In einem der Häuser. Der Countdown läuft: fünf, vier, drei, zwei, eins.

Ich höre den Schuss zwei Sekunden später, während ich sehe, wie der Mann zusammenbricht.

Eine Biene summt. Der Wind ist da. Rundum ist alles, als wäre nichts geschehen. Miserabel nur für den, dessen Todesengel ich war. Für mich ist alles wie ein Traum.

Eine blasse Erinnerung.“

Es hätte Anja nicht geholfen, wenn sie weggeschaut hätte, um der Erschütterung zu entgehen. Die Stimme des Soldaten hatte sie näher an den Palästinenser herangeholt, als die Kamera.

Nach dem Einsatz sei er nach Hause gefahren, fuhr der Soldat auf Befragen fort, zu seiner Frau und den zwei Kindern. In sein Haus mit einem kleinen Garten. Zwei Tage hintereinander habe er geschlafen. Seine Frau fragt nicht.

Anja schüttelte den Kopf. Heftig, bis er schmerzte. Ihre Hände, die ihre überkreuzten Arme die ganze Zeit, während der Streifen lief, fest gepackt hielten, zogen die Schultern nach vorn. Sie fühlte sich elend. Sie wusste, dass sie eine solche Frau nicht sein könnte.

„Meine Frau weiß Bescheid, fuhr der Mann fort. Natürlich nicht über die jeweiligen Einsätze. Aber wenn er so völlig übermüdet zurückkomme und zwei Tage Schlaf brauche, ...

Der Scharfschütze schwieg. Eine lange Pause entstand. Es schien Anja, als habe ihn der zu dem Film gesprochene Kommentar in den Erschöpfungszustand des unmittelbar Erlebten zurückfallen lassen. Seine Stimme war zum Ende hin immer leiser geworden, und als dann der Abspann lief, der Mann meinte wohl, dass das Mikrofon bereits abgeschaltet sei, flüsterte er, als spräche er zu sich selbst:

„Ich habe sie alle gesehen. Sie sitzen in meinem Kopf. Sie drücken auf mein Herz. Ich werde sie nie mehr los.“

Ein Mensch, keine Maschine. Er ist ein Mensch, dachte Anja, und sah dem Soldaten direkt in die Augen.

Die Aufnahme der Dokumentation hatte Anja Uri zusammen mit ihrem Brief geschickt. Sie hoffte, er könnte ihre Zeilen dann besser verstehen. Ein Knopfdruck hatte genügt. Im Kassettendeck des DVD-Recorders lag stets eine unbespielte DVD für interessante Sendungen bereit.

Auf meine Nachfrage macht Ina deutlich, dass Uri seine Tätigkeit nicht aufgeben, sondern bis zum Ende seiner Verpflichtung – und anschließend auch noch als Reservist – bei der Einsatzgruppe – und das heißt im Klartext „Hubschrauberstaffel mit bestimmten Tötungsaufträgen“ – bleiben werde. Das ist Inas Entscheidung. Sie ist für die Figuren verantwortlich, die sie erfindet. Dass es in Israel solche Befehlsempfänger gibt, die beim Töten nicht opponieren, stimmt. Fragt sich nur, was eine 35jährige Deutsche, die fest im Beruf steht und wahrscheinlich auch schon Erfahrung mit anderen Männern hat, veranlassen sollte, eine solche Verbindung einzugehen bzw. an ihr festzuhalten, nachdem sie – post festum – vom Beruf ihres Freundes erfahren hat.

Ich gehe um 23 Uhr ins Bett, weil ich müde bin und diese Frage an Anja nicht mit Ina diskutieren will. Ich weiß, dass Ina dazu tendiert, Anja nach Israel ziehen zu lassen. Das steht in der Freiheit der Schriftstellerin. Sie schafft Menschen nach ihrem Bilde. Und wir Leser können dann befinden, ob wir die erfundenen Figuren glaubwürdig, sympathisch oder abstoßend finden. Das Wichtigste ist, dass die Figuren in sich stimmig und ihre Entscheidungen nachvollziehbar sind. Man nehme „Madame Bovary“ zum Modell.

Die von Ina Dentler entworfene Konfliktsituation fordert auch den Leser heraus. Wenn ich die Freundin von Anja wäre, würde ich diese eindringlich fragen, was sie denn so unter „Liebe“ verstehe. Das ist doch keine Himmelsmacht und auch kein Hormonmix, die uns Entscheidungen abnimmt. Ich erinnere mich, wie ich in meiner Erlanger Zeit von Erich Fromm „Die Kunst des Liebens“ gelesen habe – vor der Heirat. Fromm betont die freie Entscheidung in der Liebe und die Bedeutung des Entschlusses.

Und im Übrigen würde ich dieser Anja allen Ernstes raten, sich einen anderen Mann zu suchen. Wenn Uri seine Freundin Anja so wichtig ist und diese mit einem Mordflieger nicht zusammenleben will und kann, dann muss er sich eben von der Armee trennen und Israel verlassen, anderswo zivile Hubschrauber fliegen oder einen anderen Beruf ausüben.

Doch ich hatte wirklich keine Lust, diesen Standpunkt nachts um 23 Uhr in der Konkurrenz mit acht anderen, die sich auch zu Wort melden, zu vertreten. Wenn Ina meint, sie müsse diesen Roman so schreiben, dann muss sie es eben tun und dann entscheiden die Leser bzw. schon im Vorfeld die angesprochenen Lektoren und Verleger.

Dorstadt.

Donnerstag, 7. August 2008

Drei Lesungen und ein Konflikt um mein Tagebuch

Den anderen ist die Lesung aus Ina Dentlers Manuskript auch nachgegangen. Wer die israelische Siedlungspolitik kennt, fragt sich, wie man sich mit Tötungsaufträgen in den Dienst einer Regierung stellen kann, welche diese Siedlungspolitik und die dahinter stehende kolonialistische Strategie trägt.

Bei meiner autobiographischen Arbeit an „Die Probe auf die Selbständigkeit“ (so der vorläufige Titel) überblicke ich jetzt die Quellen zum Sommersemester 1957 und redigiere heute meinen letzten Brief aus München und kann mir nun überlegen, wie ich - nach dem Füllen einiger Lücken - aus all diesen Einzelstücken eine Semestererzählung formen kann.

Beim Lesen der Briefe, die aus Stuttgart an mich geschrieben wurden und auf die ich dann auch persönlich (und nicht nur mit der Schilderung von Münchener Ereignissen) antwortete, ist mir aufgefallen, dass hier Quellen zur Familiengeschichte vorliegen, die auch eine psychologische Deutung herausfordern und ermöglichen. Ich denke aber nicht, dass ich mich darauf jetzt einlassen soll-

te. Das wäre eine sehr subtile Aufgabe und ich bin nicht sicher, dass sich dafür – außer den Betroffenen und auch gerade auch bei diesen ist es nicht sicher - jemand interessieren würde. Es wäre auch sehr schwierig, für eine solche Analyse eine ansprechende literarische Form zu finden. Man kann nicht einfach die Briefe meiner Mutter und der anderen Verwandten edieren. Sie sind das Material, aber es fehlt die literarische Gestalt. Alle diese Briefe bestehen aus Worten, die sich interpretieren und analysieren lassen, aber den meisten Schreibern bieten keine direkte Aufklärung; sie bieten nur den – wirklich sehr kruden - Rohstoff, der noch bearbeitet werden müsste. Das wäre sehr mühsam. Und dafür habe ich jetzt keine Zeit. Es geht letzten Endes nicht um eine Geschichte der Familie Ebert, sondern um meine Erfahrungen mit der Friedens- und Ökologiebewegung. Oder nicht?

Am Abend kommen drei weitere zu Wort. Wolfgang Haenle liest zwei Kurzgeschichten „Souvenir“ und „Autobahnraststätte“. Gut beobachtet, pointiert erzählt.

Cony Becker hat ihre Erzählung vom wirklichen Tod eines Schauspielers, der für sein überzeugendes Sterben auf der Bühne berühmt ist, schon einmal in unserer Berliner Runde vorgelesen und nun überarbeitet. Es ist eine bewegende Geschichte. Vielleicht ist es ein Fehler, dass ich schließlich Cony frage, was sie denn veranlasst hat, diese Erzählung zu schreiben. Ihr kommen die Tränen. Es waren Erfahrungen in der eigenen Familie. Sie hat Bruder und Vater verloren. Die Geschichte war auch ein Versuch, Distanz zu gewinnen, vielleicht sogar zu einem heiteren Ton zu finden. Wir ahnten es nicht, was zeigt, dass es ihr gelungen ist.

Wir sind vergleichsweise früh dran und wollen Cony auch zur Ruhe kommen lassen. Darum die Frage an Hanna Dunkel, die übermorgen abreisen muss, ob sie uns noch etwas vorlesen könnte. Sie hat ein kurzweiliges Märchen auf Lager - vom Wolf und vom Schaf, die beide einen chinesischen Glückskeks mit identischem Text ausgepackt haben und nun vom Schicksal zusammengeführt werden. Das ist auch wieder so eine hübsche, launig erzählte Geschichte, an der in Kriftel die Kinder (und auch die Erwachsenen mit etwas Kindergemüt) ihre Freude haben dürften.

Unerwartet spannend und für mich belastend wird es dann noch zu später Stunde, als Sigi meine Dorstädter Tagebücher aufs Tapet bringt und von mir fordert, dass ich diese – mit Ausnahme von Ruth – niemand anderem als den jeweils in Dorstadt Teilnehmenden zeigen dürfe. Anlass dieser Intervention war, dass ich diese Tagebücher an die E-Mails, mit denen ich drei Schriftstellerinnen, die am Züricher Wettbewerb erfolgreich beteiligt waren und die ich (nach Absprache) für Dorstadt gewinnen sollte, angehängt hatte. Das war möglicherweise voreilig. Ich hätte eine erste Reaktion abwarten und dann ausgewählte Abschnitte der Tagebuchaufzeichnungen zusenden können. In diesen Tagebüchern stand viel Informatives, doch nichts Verletzendes.

Ich sehe nicht ein, warum ich nicht auch in Zukunft Freunden von meinen Schreiberfahrungen und meinen Eindrücken in Dorstadt berichten sollte. Wenn ich an einen Brief ein Stück Tagebuch anhängen, ist dies – solange keine Veröffentlichung angestrebt wird – auch nichts anderes, als wenn Sigi an ihre Freundin Dagmar berichtet, wie es dieses Jahr in Dorstadt war. Von einer Veröffentlichung meiner Dorstädter Tagebücher war bisher nie die Rede. Wenn ich dies beabsichtigen würde, dann würde ich selbstverständlich die Teilnehmerinnen bitten, meine Aufzeichnungen zu lesen und mir Änderungsvorschläge mitzuteilen.

Dorstadt.

Freitag, 8. August 2008

Was darf man im Tagebuch sagen?

Ein Tagebuch ist und bleibt eine heikle Sache. Weil ich das weiß, gehe ich beim Tagebuchschreiben immer von der Annahme aus, dass es eines Tages öffentlich wird. Das gilt auch dann, wenn ich dies (zu meinen Lebzeiten) gar nicht anstrebe. Ich formuliere jedenfalls entsprechend. Bei mir steht viel im Tagebuch, aber beileibe nicht alles. Man muss damit rechnen, dass die Überwachungs- und Ausforschungstechnik so weit fortschreitet, dass auch Tagebücher nicht mehr geheim sind. Wolfgang

Haenle berichtet: Wer wer in die USA reist, muss damit rechnen, dass schon bei der Einreise alle Daten auf seinem Laptop kopiert und an Regierungsstellen weitergeleitet werden. Ich bin nicht sicher, dass dies stimmt, aber vorstellen kann ich mir dies schon, und dass E-Mails von Suchmaschinen gelesen werden, halte ich für ziemlich wahrscheinlich. Ich kann diesen Ausforschern nur wünschen, dass sie an der Masse der Informationen ersticken und die Personalkosten für diejenigen, welche die Datenmengen sammeln und dann auch noch auswerten sollen, einen monströsen Umfang annehmen. Der Regierung der DDR haben die Ausforschungen der Stasi doch auch nichts geholfen. Ohne Diskurs kann man die Welt und auch die politischen Gegner nicht verstehen.

Ich schaue mir heute in aller Frühe schon das Dorstädter Tagebuch des vergangenen Jahres an. Es ist noch auf dem Laptop. Alle Teilnehmerinnen unserer jetzigen Dorstädter Schreibzeit könnten es lesen. Und wenn sie dies getan haben sollten, dann wäre es vielleicht (!) an der Zeit, darüber zu reden und mir einen Rat – im Blick auf künftige Dorstädter Tagebuchaufzeichnungen – zu geben. Was Sigi gestern Abend forderte, ging mir entschieden zu weit. Einerseits will Sigi gerne mein Tagebuch lesen, andererseits soll ich es aber (außer Ruth und den unmittelbar Beteiligten) niemanden zeigen dürfen. Das nimmt mir die Lust am Schreiben, und um das Schreiben zu fördern, bin ich doch bisher nach Dorstadt gefahren. Aus dieser Lust am Schreiben entstanden auch meine Dorstädter Tagebücher, und diese lustvolle Erfahrung war auch der Grund für meine Bereitschaft, Freunden meine Dorstädter Erfahrungen mitzuteilen.

Ich habe bisher an keine (nahe) Veröffentlichung meiner Dorstädter Tagebücher gedacht, aber wer es für erforderlich hält, dies prophylaktisch abzuwehren und kontrollierend vorzugreifen, sollte sich mal meine bislang veröffentlichten Tagebücher ansehen. Man findet sie in „Gewaltfreie Aktion“ und in dem Buch „Ziviler Friedensdienst“. Es ist doch leicht erkennbar, dass ich mit solchen Veröffentlichungen einige Erfahrung habe und damit bisher niemand geschadet, aber doch sehr viel nützliche Informationen verbreitet und vielleicht auch einigen Menschen Freude am Lesen bereitet habe.

Am empfindlichsten haben bisher einige Indienfahrer reagiert, als Ruth (mit meiner nicht erkennbaren, aber doch zu vermutenden Ghostwriterhilfe) aus ihrem/meinem Tagebuch über einen Besuch bei den Kuhschützern von Bombay berichtet hat. Ich war bei den Kuhschützern nicht dabei gewesen; doch sie hatte mir aufgrund ihrer Notizen ausführlich erzählt und ich hatte weitgehend wörtlich mitgeschrieben und ihren Bericht in mein Tagebuch eingefügt und dann separat (unter ihrem Namen) veröffentlicht. Ich sehe den Hauptgrund für diese Empfindlichkeit bei zwei Mitgliedern der Indien-Kommission des Versöhnungsbundes darin, dass diese auf Indien Abonnierten meinten, den Anspruch zu haben, als erste und einzige über diese Kuhschützer, die sie schon mehrfach besucht hatten, zu berichten. Doch die Indienexperten hatten es eben nie getan, und dann kam Ruth, sah und schrieb bzw. erzählte, und da reagierten die Experten sauer und besserwisserisch, weil Ruths Bericht ihnen die Butter vom Brot zu nehmen schien und weil aus Ruths Worten neben Sympathie auch Skepsis sprach. Hinzu kam, dass ich Ruths getreuen Bericht mit ein paar süffisanten Formulierungen gespickt hatte. Letzteres hat Ruth dann bedauert. Meine (wenigen!) Zutaten hätten ihre Kritiker, die indirekt auch mir dann eins auswischen wollten, besonders gereizt.

Lesung im Dorstädter Herrenhaus?

Ina Dentler kocht zum Mittagessen ihr Spezialgericht: Nudelauflauf mit Lachs und Spinat. Während des Essens frage ich an, ob der Dorstädter Schlossherr von Löbbecke schon auf unsere Anfrage zur Veranstaltung einer Lesung reagiert habe. Sigi will heute nachhaken. Ich bitte vorweg um Klärung, was wir denn anbieten. Sigi meint, alle sollen ein Stückchen lesen. Wir sind uns rasch einig: Das geht nicht; es müsste eine Auswahl getroffen werden. Und im Gedanken an diesen Zwang zur Auswahl ist mir unwohl und darum erkläre ich vorweg, dass ich nach Dorstadt zum Schreiben komme und keinen Wert darauf lege, hier aufzutreten. Doch selbstverständlich würde ich diejenigen, die eventuell lesen, begleiten. Wir sollten uns aber auch darüber im Klaren sein, dass ein solches Auftreten und die vorgezogene Auswahl des zu Lesenden unsere Schreibzeit prägen könnte. Ein solches

Unternehmen wäre auch mit einigem organisatorischen Aufwand für uns und erst recht für das Ehepaar von Löbbbecke verbunden.

Ich schlage vor, dass Heidi von Plato anstelle von mir Sigi beim Vorgespräch begleitet. Ich habe einfach keine Lust, mich an dem unvermeidlichen Konkurrenzkampf um das Lesendürfen zu beteiligen. Wenn ich jetzt die Vorgespräche führen würde, dann müsste ich wahrscheinlich auch in die Bütt.

Fragwürdige Diskurse zwischen Jungphilosophen

Ich redigiere weiter die Münchener Korrespondenz des Sommers 1957. Manfred berichtet von einer ornithologischen Exkursion an den Federsee, und wir Brüder diskutieren untereinander philosophische Fragen. Doch ist ein solcher Gedankenaustausch zwischen einem 18- und einem 20-jährigen lesenswert? Interessant sind allenfalls die Fragen, die wir erörtern. Originelle Antworten können solch junge Spunte doch kaum anbieten. Dazu fehlt uns noch der Überblick über die Geschichte der Philosophie.

Vielleicht muss ich das philosophische Zeug später wieder herauskürzen. Doch es könnte auch sein, dass an der Didaktik der Philosophie Interessierte wie Gisela Raupach gerade einen solchen Diskurs unter Anfängern gerne mal lesen würden – trotz oder gerade wegen der Fehler und Gedankensprünge. Es kommt dann wieder mal darauf an, wie trefflich der Diskurs unter Anfängern formuliert ist. Aus den Fragen und Antworten sollte auch der Charakter der Beteiligten erhellen und zwar nicht nur schablonenhaft – wie dies bei vielen fiktiven Gesprächen, die Philosophen ad usum delphini verfasst haben, der Fall ist.

Ein gelungener Reisebericht aus Malaysia und ein kurioser Plan für einen Stuttgarter Krimi

In der abendlichen Leserunde stellt Beatrix Saadi-Varchmin ihren Bericht über zwei Reisen in den Dschungel Malaysias vor. Ihre Begeisterung für den Dschungel überträgt sich auf uns. Großes Lob von allen Seiten. Sie las vom ersten Tag im Dschungel. Sie weiß selbst, dass sie bei einem Skript von 180 Seiten den Text abwechslungsreich gestalten muss. Es darf eben nicht immer nur grünen und zirpen. Doch es gibt Grund zur Annahme, dass sie das schaffen wird. Ihr Buch mit dem ansprechenden Titel „Dschungel im Ohr und unter der Haut. Im malaysischen Regenwald unterwegs“ wird vom Verlag Wiesenburg im Prospekt auch bereits angezeigt - mit Cover und Inhaltsangabe. Bis zum Oktober wird alles druckfertig sein. Mir gefällt die Ankündigung im Prospekt (mit Ausnahme der eingangs – in kursiver Schrift - gestellten Frage, wahrscheinlich, weil ich mich in unseren Breiten so wohl fühle und nicht im Dschungelparadies leben wollte):

Urwald – Herz der Finsternis? Oder irdisches Paradies? Die Autorin plädiert für „Paradies“... Zweimal bereisten sie und ihr Mann Taman Negara, das größte noch erhaltene Regenwaldgebiet in Zentralmalaysia, und durchstreiften wochenlang noch ohne einheimischen Führer die mehr oder weniger abgelegenen Teile dieses uralten Dschungels, stets „allein zu zweit“ – und mit offenen Augen und Ohren für alles, was ihre Wege kreuzt: vom Malaienbär und lachenden Nashornvogel bis zu den OrangAslis, den Ureinwohnern dieser Region. Immer bildhaft und sinnlich, mal kritisch, mal lustvoll, mal poetisch – und mit humorvollem Seitenblick auf ihren Quadrupedes- und naiven Greenhorn-Status – erzählt die Autorin vom Abenteuer dieser Begegnungen; von den Seltsamkeiten dschungelweltlicher Existenzen; von einer fremden Welt voller Frieden und mitleidlos üppiger Schönheit, in der sie sich so zu Hause fühlt, dass sie manche Gefahr, in die sie geraten, erst im Nachhinein erkennt. Mit dieser Erzählweise setzt die Autorin bewusst darauf, eine Eloge auf den tropischen Regenwald zu schreiben- statt durch die Schilderung seiner Vernichtung die Realität weiter einzuschwärzen. Aus den Tonaufnahmen während der letzten Reise ist die ungewöhnliche Dschungelstimmen-CD entstanden, die in die Regenwaldklänge hineinführt und so dem Buch eine zweite, sehr unmittelbare Dimension des Nacherlebens hinzufügt.

Setzt die Philosophie auch der literarischen Phantasie gewisse Grenzen?

Im Unterschied zu diesem sehr weit fortgeschrittenen Projekt legt Jutta Weber-Bock für den zweiten Teil unseres Leseabends - auf einer Seite - nur den Entwurf eines Kriminalromans vor. Er spielt im Stuttgart der Gegenwart. Neben einer Privatdetektivin sind die handelnden Personen alte Häuser, die ein Netzwerk bilden, einen Mord begehen und Geld in die Schweiz verschieben.

Man kennt es aus der Literatur, dass Schriftstellern beim Anblick alter Häuser Geschichten zu den Personen und den Zeitläuften einfallen, welche im Umfeld dieser Häuser und in ihnen selbst passiert sind. Ich denke an Raabe, Die Chronik der Sperlingsgasse. Eine Stuttgarterin könnte, um solche Einfälle und Beobachtungen zu fördern, Hermann Lenz lesen.¹⁶ Nicht vorzustellen vermag ich mir jedoch, dass ein Haus – also tote Materie – so etwas wie einen Willen hat und als handelnde Person mordet, und dass mehrere alte Häuser als mafiöses Netzwerk in das politische Leben Stuttgarts eingreifen. Ein Haus ist Materie und verfügt nun mal über keinen freien Willen, kann also nicht selbständig agieren.

Jutta will jedoch das Unmögliche in ihrem Roman möglich machen. Ich meine, sie müsste auf einigen tatsächlichen Textseiten, die für dieses Denken und Agieren der alten Häuser zentral sind, zeigen, wie dies funktionieren soll.

Zur Beratung solcher Entwürfe gehört meines Erachtens, frei heraus zu sagen, was man von solchen Vorhaben hält. Oder gilt unter uns nur das „Seid nett zueinander“? Ist das nicht unaufrichtig? Ich denke an Molières Misanthrop und doch missachte ich die Warnung und spreche mein Vorwegurteil aus: Einen so angelegten Roman werde ich nicht lesen – es sei denn, es gelänge der Autorin, eine solchen Phantasien entsprechende, neue, allegorisch-romantische Sprache zu entwickeln. Sehr schwierig! Zumal es dann schon auf dem Niveau eines E. T. A. Hoffmann oder eines Kafka erfolgen sollte.

Und wieder meine Frage: Überhebt sich da nicht wieder jemand – und dies auch noch in der Erwartung, zum Schrittmacher eines neuen literarischen Trends zu werden? Diese letzte skeptische Überlegung lasse ich unausgesprochen und verschwinde auf mein Zimmer.

Wie wirkt der Entwurf auf Juttas Partner Wolfgang Haenle? Er sagt nicht viel. Muss er für diesen Krampf Verständnis aufbringen? Würde Ruth dergleichen produzieren, würde ich ihr in aller Liebe, aber umso deutlicher sagen: Lass die Finger davon! Doch nun spreche ich wirklich sehr persönlich und da kann ich wieder Sigi verstehen, wenn sie meint, eine solche Tagebuchnotiz darf man nicht weitergeben. Wie dem auch sei: Wir diskutierten über diesen Romanentwurf anderthalb Stunden, und ich frage mich, ob das unausgereifte Papierchen diesen Beratungsaufwand schon verdient hat. „Also sprach der überhebliche Professor Ebert“, würde Ruth dies kommentieren.

Wenn ich mein Tagebuch unter Freunden weitergeben will, muss ich dann nicht einiges wieder streichen?

Dorstadt.

Samstag, 9. August 2008

Nachrichten von Ruth und aus dem Deutschlandradio

Heute wäre der 93. Geburtstag meiner Mutter, und vor vier Jahren starb meine Schwiegermutter im 93. Lebensjahr. Und wie gedenkt man seiner Mütter?

In dem Ordner mit den Briefen aus dem Sommersemester 1957 findet sich die größte Zahl von Briefen, die meine Mutter nach den vielen Feldpostbriefen überhaupt noch geschrieben hat. Alle in Sütterlin. Wer den wortwörtlichen Niederschlag ihres Charakters sucht, müsste diese – meist eilig geschriebenen – Blätter studieren. Noch habe ich dazu nicht den Nerv. Seit der Radtour zu den Feldsteinkirchen nehme ich keine Betarezeptorenblocker mehr ein. Da muss ich besonders vorsichtig sein.

¹⁶ Jutta sagte mir anderntags, dass sie Lenz gelesen hätte. Mal sehen, ob das spürbar wird.

Anruf bei Ruth. Sie hatte gestern die drei Freundinnen zu Gast, die mit der Textilkünstlerin Ursel Arndt an einem Wandteppich zur Street Art arbeiten wollen. Sie werden sich der Intarsientechnik bedienen.

Den Anschluss an die große Politik halte ich – ohne Zeitungen – nur über das Deutschlandradio, dessen Nachrichten ich im Auto höre. Bürgerkrieg (mit Bombardements der russischen Luftwaffe) in Südossetien, einem Teil Georgiens. Oskar Lafontaine will im Saarland als Spitzenkandidat der Linken (laut Umfragen 20 %) wieder Ministerpräsident werden. Das ginge nur mit einer Koalition von SPD und Grünen.

Wie weiter mit dem Manuskript über das SS 57?

Ich stehe jetzt vor der Frage, wie ich mit dem Bericht über das Sommersemester in München weiter verfare. Die erzählenden Briefe habe ich bereits abgeschrieben. Es bleiben jetzt noch diejenigen, in denen ich über meine Lektüre berichte und diese - mit dem Gedanken an die Einüben der Antworten auf Prüfungsfragen - auch ausführlich referiere. Das ist für die Leser, die selbst zu Nietzsche und Schopenhauer greifen können, nicht so spannend. Mein Problem ist, dass ich den Essay „Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben“ noch einmal lesen und prüfen müsste, wie Nietzsche überhaupt dazu gekommen ist, diesen Aufsatz zu schreiben. Er spricht zwar selbst von „unzeitgemäßen Betrachtungen“. Doch gerade darum stellen sie auch eine Reaktion auf seine Zeit dar. Man müsste die Hintergründe kennen, um wahrzunehmen, was heute an der Zeit ist bzw. eine kritische Reaktion auf das, was nun man so hip ist, sein würde. Da könnte man dann einen Essay schreiben zum Thema „Vom Nutzen und Nachteil der Nietzsche-Lektüre im Atomzeitalter“. Doch die dreibändige Dünndruckausgabe Nietzsches im Hanser-Verlag steht in Berlin im Regal.

Doch lohnt es sich überhaupt, das Sommersemester eines Studenten, der im dritten Semester in München Geschichte und Germanistik studiert und der schon bald in einer besonderen Prüfung, dem sogenannten Philosophikum, auch Grundwissen in Philosophie und die besondere Kenntnis eines auszuwählenden Philosophen beweisen muss, aus seinen Briefen zu rekonstruieren und im Detail zu betrachten? Gibt es denn vergleichbare Berichte, die unser Interesse bereits erregt haben und vielleicht auch heute noch gelesen werden? Mir fällt als erstes und einziges nur „Dichtung und Wahrheit“ ein, wo Goethe vom Studium in Leipzig berichtet. Peter Härtling hat nicht studiert, Martin Walser nicht darüber berichtet und in Wolfgang Sternsteins Autobiografie steht nur wenig über sein Studium. Alle drei waren in Tübingen. Gibt es überhaupt einen Zeitgenossen, der in extenso eines oder mehrere Semester seines Studiums geschildert hat?

Ein Mangel meines Berichtes ist, dass über die einzelnen Professoren fast nichts erzählt wird. Ich habe sie auch nichts als sonderlich bedeutend oder auch nur markant in Erinnerung. Die bekanntesten, von denen ich aber nur wenige Vorlesungen – vielleicht auch nur eine – am Anfang des Semesters hörte, waren der Kunsthistoriker Sedlmayer („Verlust der Mitte“) und der katholische Philosoph Romano Guardini. Sedlmayer las über die Renaissance und zeigte Dias von quadratischen Palästen in Florenz und Guardini las über Platon. Ob ich mir etwas notiert habe? Die Eindrücke waren flüchtig. Ich wüsste über diese Männer nichts mehr zu sagen.

Es gibt einige Momente des Studiums in München, die in den Briefen nicht auftauchen. Es gab spezielle Sportangebote für Studenten. Mag sein, dass ich auch zum Schwimmen ging. Mit Sicherheit besuchte ich an mehreren Abenden einen Judo-Kurs. Wir begannen mit Fallübungen. Auch zum Boxtraining ging ich einige Mal. Unser vielleicht 45jähriger, glatzköpfiger, groß gewachsener Trainer war ein lieber Kerl, ein sanfter Typ, und so schnell, dass ich bei ihm keinen einzigen Schlag landen konnte. In der zweiten Hälfte des Semesters konzentrierte ich mich auf die Vorbereitung der Hörgeldprüfungen. Das Radfahren an den Wochenenden und während der Woche zur Universität verschaffte mir genug Bewegung.

Am Ende des Semesters erwähne ich in dem Brief vom 30. Juli meine Klassenkameraden Dieter

Ellwanger und Jörg Bossert. Das hat mich – jetzt nach fünfzig Jahren – überrascht. Ich habe mich nicht mehr daran erinnert, dass sie zusammen mit mir in München studiert hatten. Sie studierten allerdings auch andere Fächer, so dass wir uns in den Vorlesungen nicht gesehen haben – vielleicht mit Ausnahme der Vorlesung zum Staatsrecht, denn Dieter Ellwanger studierte Jura. Doch außer dem Ausflug mit Frieder Hammer in den Bayerischen Wald hat sich mir kein gemeinsames Unternehmen eingeprägt.

Da ich keine Seminare besuchte, habe ich auch keine anderen Studenten kennen gelernt – und auch keine Studentinnen. Es gibt in der ganzen Korrespondenz nur eine Bemerkung zum Thema Frauen. Mehr wollte man in Stuttgart wohl auch nicht hören.

Ich weiß noch nicht, welche Form ich den Aufzeichnungen aus München letzten Endes geben werde. Jetzt bringe ich das Redigieren der Briefe zu Ende und dann schreibe ich vielleicht noch Zwischentexte oder ergänze aus meiner Erinnerung.

Ich kann mir vorstellen, dass ich dann den gesamten Text noch deutlich straffen und auf die gut formulierten Passagen zusammenstreichen werde. Es ist ja unmöglich zu jedem meiner 18 Semester jeweils 50 Seiten zu schreiben. Doch aus dem ersten Semester gibt es auch nur wenige Aufzeichnungen und erst ab dem zweiten Semester vermehren sich diese sprunghaft.

Nachkarten zum Thema „Reiseberichte als literarisches Genre“

Wir treffen uns heute erst um 22 Uhr, da keine selbst verfassten Texte vorgelesen werden sollen und auch niemand ein Referat über das Erzählen vorbereitet hat. Letzteres überrascht mich nicht, denn diese hätte Vorbereitung erfordert. Ich kann mir aber die Bemerkung nicht verkneifen, dass ich angeboten hätte, über die Form des Reiseberichts – und damit auch über das Erzählen in diesem – ähnlich zu sprechen, wie ich dies im vorigen Jahr im Blick auf das Tagebuch als literarische Form bereits getan hätte. Die Angesprochenen hätten aber meinen Probetext zur Reise in die Niederlausitz nicht gelesen, mir aber dennoch bedeutet, dass sie an Reiseberichten – einem eher journalistischen als literarischen Genre – nicht interessiert seien. Und ich meinte aus der Reaktion herauslesen zu dürfen, dass man aus der bei mir konstatierten „Kleinfaktorei“ geschlossen habe, ich sei den literarischen Ansprüchen des kreativen Erzählens nun mal nicht gewachsen. Das war deutlich und ein bisschen peinlich, aber warum soll man aus seinem Herzen eine Mördergrube machen?

Ich werde am kommenden Dienstag, nachdem Beatrix und Ina bereits abgereist sein werden, aus „Alte Kirchen rings um Luckau“ vorlesen.

Lyrik als Element im Prosa-Text

Dann sprachen wir noch – nach dem Lesen eines Gedichts von Wolfgang Haenle – über Lyrikwerkstätten und unser Verhältnis zur Lyrik. Das war ein auflockerndes und wahrscheinlich auch fruchtbares Gespräch, denn auch Prosa-Autoren haben gelegentlich mit Lyrik zu schaffen und sei es auch nur, um Verse zu zitieren oder um fremdsprachige Lyrik, die im Prosatext eine Rolle spielt, ins Deutsche zu übertragen. Erst gestern stand ich vor diesem Problem, als ich beim Abschreiben eines Briefes an meinen Bruder Manfred auf ein Gedicht von George Herbert „The Pulley“ stieß und sicher einen Versuch gemacht hätte, es zu übertragen, wenn ich ein umfangreiches Wörterbuch zur Hand gehabt hätte. Bei einigen Worten, auch beim Titel, war ich mir der Bedeutung nicht sicher.

Dorstadt.

Sonntag, 10. Aug. 2008

Gespräche mit Nachbarn

Beim frühen Erwachen denke ich über das Formen des Berichts „Die Probe auf die Selbständigkeit“ nach. Ich muss Nietzsches Essay noch einmal lesen und das knappere Referieren des Inhalts mit persönlichen Stellungnahmen verbinden. Ich sollte Nietzsches Zeit der „Gründerjahre“ mit denen des „Atomzeitalters“ konfrontieren.

Es gelingt mir im Laufe des Nachmittags und frühen Abends das Manuskript über mein drittes Studiensemester in München abzuschließen. Es fehlt jetzt nur noch der Bericht über den Pfingstausflug zum Kloster Andechs mit Datum vom 30. Mai. Diesen Bericht habe ich jedoch schon früher einmal redigiert. Ich muss ihn in meinen Dateien mit dem einmaligen Stichwort „Andechs“ suchen. Doch was soll ich als nächstes bearbeiten? Noch liegen fünf Schreibtage vor mir.

Drei disparate Lesungen an einem Abend

Am Abend sprechen wir zunächst über drei Gedichte Wolfgang Haenles. Angeregt wurde er durch Spaziergänge in und rings um Dorstadt. Ich habe mich bisher auf Rundgänge mit Turnübungen in unserem parkähnlichen Garten beschränkt.

Dann liest Barbara Ahrens, die gestern Abend angekommen ist, eine vierseitige, impressionistische Erzählung von einer Soziologiestudentin, die für einen Call-Service, der sich Digital Dreams nennt, per SMS Anfragen so beantwortet, dass die Anrufer animiert werden, dran zu bleiben und immer noch mal eine teure SMS zu senden. Angeregt wurde sie zu dieser Story durch eine Reportage in der „Tageszeitung“.

Mein Problem war, dass ich bei so vielen Informationspartikeln und Namen nicht so recht kapierte, was in der Geschichte vor sich ging und dann überlegte, wie es einer Klasse von Abiturienten wohl ginge, wenn sie diese Geschichte vorgelegt bekäme und diese 18- und 19jährigen die Aufgabe hätten, daraus eine Zeitungsmeldung im Nachrichtenstil zu machen. Wer, was, wann, wo und warum? Auf diese Reporterfragen muss jedes Zeitungsnachricht, aber eigentlich auch jede Geschichte eine Antwort geben, auch wenn nicht alles im ersten Satz steht.

Dann las Ina Dentler noch einmal die Geschichte von Anja und Uri in einer - aufgrund unserer Kritik - etwas revidierten Fassung. Meine Anfragen an diesen Text sind aber noch dieselben. Wie tragfähig ist diese Liebe der beiden Menschen zueinander? Dazu bedürfte der Roman einer Fortsetzung. Ina lässt den Piloten jedoch abstürzen, nachdem Anja sich entschlossen hat, nach Israel zu ziehen und ihn zu heiraten.

Über den Erörterungen ist es so spät geworden, dass wir um Mitternacht unter dem Sternenhimmel auf Sigi Stechers 69. Geburtstag mit Campari-Orange anstoßen können.

Dorstadt.

Montag, 11. August 2008

Von der Ehe

Obwohl ich erst um 1 Uhr ins Bett gekommen bin, wache ich wie üblich um 5.30 Uhr auf und fange an, - angeregt durch Ina Dentlers Roman - über die Voraussetzungen einer guten Ehe und deren Krisenbeständigkeit nachzudenken. Sie sexuelle Attraktivität oder auch nur anhaltende sexuelle Verträglichkeit ist sicher wichtig, aber es bedarf darüber hinaus der gemeinsamen, von beiden bejahten Aufgaben und man müsste sich auch rasch einig sein, wenn es darum geht, sich von „des Tages Müh und Arbeit“ zu erholen. Nicht unterschätzen sollte man auch die Einbindung des Paares in hilfreiche verwandtschaftliche und freundschaftliche Beziehungen, eine gemeinsame Religion, überhaupt in Rituale, egal ob es sich nun um traditionelle oder neue Gepflogenheiten handelt - also die Beheimatung in einer den Partnern gemeinsamen Kultur. Alles passt nie, aber es darf eben keine allzu krassen Differenzen geben.

1968 aus der Sicht eines Häuptlings und einer Sekretärin

Nach dem Frühstück lasse ich mir von Heidi von Plato eines der wichtigsten Bücher über die Berliner Studentenrevolte geben. Peter Schneider: *Rebellion und Wahn. Mein 68. Eine autobiographische Erzählung*, Köln 2008. Ich wollte wissen, ob er auch etwas über seine Studienjahre schreibt. Fehlanzeige. Auch die Kritische Universität wird als kritisches und zum Handeln anleitendes Unternehmen nicht bedacht. Es wird nur einmal eine Vorlage für eine Resolution der KU zitiert, die mir

gar nicht bekannt war und der unser Arbeitskreis 28 ganz bestimmt nie und nimmer zugestimmt hätte, weil er unserem Ziel, die gewaltfreie Aktion zu entwickeln, entgegenlief. Das Komitee der 100 für die Freiheit Griechenlands wird von Schneider nicht erwähnt. Umso dringlicher, dass ich auch meine Studienjahre, die Erfahrungen im Verband der Kriegsdienstverweigerer und meine ersten Eindrücke an der FU Berlin beschreibe.

Schneiders Buch ist ansonsten eine vorzüglich geschriebene Autobiographie, die Quellenwert hat und die uns in einem Schneider aufgrund seiner selbstkritischen Überlegungen sympathisch machen kann. Ich erfahre einiges über die Gewaltbereitschaft im SDS. Ein Glück, dass ich mit einer entwickelten politischen Grundhaltung nach Berlin kam, in Ruth eine stabile Partnerin und in Ossip und Lili Flechtheim erfahrene Freunde hatte.

Über eine andere jüngste Veröffentlichung habe ich vorgestern mit Sigi Stecher lange gesprochen. Wolfgang Kraushaar: *Die Bombe im Jüdischen Gemeindehaus, Hamburg 2005*. Sigi war damals als Sekretärin des Republikanischen Clubs verdächtigt worden, das Bekenner-Flugblatt getippt zu haben. Ein Irrtum. Wir beide erinnern uns an den RC und überlegen, ob es tatsächlich einen starken Einfluss von Ost-Berliner Agenten gegeben haben könnte. Wir halten dies für unwahrscheinlich. Kraushaar nennt eine Spende William Borms (FDP) über 150.000 DM für den RC. Sigi hatte davon nie gehört. Sie wurde aber auch erst im zweiten Jahr seines Bestehens zur Sekretärin des RC und es fehlte ihr damals noch an politischer Erfahrung.

Chronologisches Vorgehen beim autobiographischen Erzählen von der Studienzeit

Ich habe mich entschlossen, die letzten fünf Tage in Dorstadt zu nutzen, um in die Arbeit an der Autobiographie einzusteigen. Ich will Semester für Semester die Studienzeit rekapitulieren und werde nach dem Abitur zu Beginn des Jahres 1956 mit der Wahl der Studienfächer und des Studienorts beginnen. Dann will ich Semester für Semester voranschreiten, bis ich mit dem Tagebuch des Jahres 1962 und der autobiographischen Erzählung „Von der Liebe im Atomzeitalter. Vier Versuche und ein Happy End“ auf literarisch bereits bearbeitetes Gelände stoßen werde.

Anschließend, also ab 1966, wird es noch einmal schwierig werden, weil ich zu Beginn meiner Arbeit am Otto-Suhr-Institut mir neben dem Studienbetrieb, der Vortragstätigkeit und dem Redigieren von „Gewaltfreie Aktion“ nicht auch noch die Zeit für lange Briefe und Tagebuchnotizen genommen habe. Das ist schade, weil in dieser Zeit auch unsere Kinder geboren wurden, und es diese später interessieren könnte, unter welchen Umständen sie diejenigen Jahre erlebt haben, an die sie keine eigenen Erinnerungen haben können. Vom Tagebuchschreiben hat mich damals aber auch abgehalten, dass wir mit dem Einrichten unserer ersten Wohnung und wenige Jahre später dann mit dem Erwerb des Reihenhauses in der Münchener Straße 36 viel Lauferei und einfach keine Zeit zum Schreiben von Tagebüchern hatten, was aber doch nicht so ganz stimmt, denn ein paar Zeilen und Stichworte notieren kann man unter allen Umständen. Es kann sein, dass in Ruths Briefen an ihre Mutter einiges zu finden ist.

Zum ersten Sommersemester in Tübingen (1956) gibt es nur zwei Postkarten und gar keine Tagebuchaufzeichnungen. (Die umfangreichen Vorlesungsmitschriften, die Erinnerungen wecken dürften, sind in Berlin). Erst ab Juli 1956 hatte ich ein Zimmer in der Tübinger Gartenstadt und konnte nicht mehr jeden Abend in Stuttgart erzählen, was ich in Tübingen erlebt hatte.

Ab dem 2. Semester in Tübingen werden die Briefe und Notizen zahlreicher, aber eigentlich auch erst ab Januar 1957, weil ich vor Weihnachten, der Hauptsaison für Elektrogeräte häufig in Stuttgart war, den Eltern im Geschäft geholfen habe und dann zum Nacharbeiten des Versäumten an den Wochenenden nach Tübingen gefahren bin.

Im Sommersemester 1957 in München gewöhnte ich mich so an das Briefeschreiben und an das Erzählen von meinen Erfahrungen, dass ich es auch im Wintersemester 1957/58 in Tübingen fortsetzte. Das vierte Semester lässt sich also weit besser rekonstruieren als die ersten beiden Semester. Allerdings muss ich dann als neue Briefpartnerin Irene Keller, die gebildete Freundin meiner Mutter, einführen.

Eine erfreuliche Entdeckung ist, dass es zum Sommersemester in London vom 23. März bis 11. Juni ein zwar winzig geschriebenes, doch (an Stichworten und Namen) reichhaltiges Tagebuch gibt. Es ist ein in blaues Leder gebundener Kalender der Firma Maybaum, einem Liferanten der Firma meiner Eltern. Über die anschließende Tour durch England, Schottland und Irland müssten Postkarten informieren.

Ab 1. Januar 1959 gibt es dann auch wieder ein Tagebuch, das bis zum 31.12.1960 reicht. (In Leder gebundenes Any Year Diary.)

Morgen will ich mit dem chronologischen Beschreiben meiner Studienjahre beginnen.

Die Mühen des literarischen Diskurses

Unser Abendgespräch gilt der Fortsetzung des Romans von Heidi von Plato. Wir machen zuerst eine Runde mit Gesamteinschätzungen und gehen dann noch auf Details ein. Für die Autorin ist ein solch langes Gespräch mit 8 Personen, die sich alle zu Wort melden, zermürend. Bis auf einige wenige Formulierungen war das Skript als ein Stück Literatur – aus meiner Sicht – ganz okay. Wir hätten früher einen Punkt machen und zum Beispiel nicht so lange über die nebensächliche Frage reden sollen, welche Funktion dieser läppische Film „Liane, das Mädchen aus dem Urwald“ in dem Skript hat.

Mich interessierte vor allem, wie die 15jährige Anja mit der Erfahrung umgeht, zu ihrer 16jährigen Klassenkameradin Mara auch körperlich hingezogen zu sein. Ist sie in der Lage, sich als potentiell lesbisch orientiert wahrzunehmen? Oder kann man von vornherein von einem bisexuellen Potential¹⁷ ausgehen. Doch es muss ja nicht jede Frage in ein und demselben Kapitel beantwortet werden.

Dorstadt.

Dienstag, 12. August 2008

Vorbereitung auf meine abendliche Lesung

Nachdem Beatrix schon gestern Abend abgereist ist, kehren heute - nach einem ausgiebigen Frühstück mit leckeren Brötchen - auch Cony und Ina nach Berlin zurück. Ina bedankt sich mehrfach, dass wir ihr Manuskript so ausführlich in zwei Durchläufen erörtert haben.

Ich stelle am Vormittag das Skript meiner Lesung für den Abend zusammen. Ich werde mich nicht auf einen Ausschnitt aus dem Tagebuch der Radtour durch die Niederlausitz beschränken, sondern die literarisch etwas experimentelleren Aufzeichnungen aus dem Sommersemester 1957 in München voranstellen. Das mag auch daran liegen, dass mich im Moment die bevorstehenden autobiographischen Rekonstruktionen mehr umtreiben als die Erinnerungen an die harmlose Radtour zu den Feldsteinkirchen.

Zu viel Arbeit und Stress

Über die Mittagszeit rufe ich bei Ruth an. Sie nutzt meine Abwesenheit, um ganztags und intensiv im Haus vieles aufzuarbeiten – und da kann es kaum ausbleiben, dass sie sich vom abwesenden Schriftsteller mal wieder ausgenutzt fühlt. Da wäre es mir lieber, sie würde auch mal eine Extratour machen und sich etwas Schönes gönnen. Doch sie sieht die viele Arbeit und dann vergeht ihr die Lust. Außerdem hat ihr Bruder Jürgen mal wieder ziemlich verzweifelt angerufen und sie gebeten, zu ihm zu kommen und Ordnung zu schaffen. Er habe sein Auto verkauft und könne seine Fahrzeugpapiere nicht finden. Ruth kann einfach nicht aufatmen und auch mal den Sommer genießen.

Die Lesung aus „Die Probe auf die Selbständigkeit“

Meine Lesung am Abend verläuft undramatisch. Das Skript wurde beim Ausdrucken von Wolfgang Haenle zweigeteilt, zuerst München 1957 und dann die Niederlausitz 2008. Ich beginne also mit den Auszügen aus dem Münchener Semesterbericht. Es ist zum einen der ironische Brief an mei-

¹⁷ „Veranlagung“ hält Heidi v. Plato für unpassend. Ob „Potential“ eher stimmt, habe ich nicht auch noch gefragt.

nen Bruder Hans-Martin zum Besuch des Nymphenburger Schlosses und es sind zum anderen einige Anekdoten zum Studium und der Abschlussprüfung. Die Zuhörer/innen amüsieren sich und wir reden dann über Erfahrungen im Studium und meinen familiären Hintergrund. Die Frauen wundern sich, dass ich als Student an Studentinnen kein besonderes Interesse zeigte und dies damit begründete, mich so früh nicht binden zu wollen.

Sigi meint, das sei typisch für diese Zeit gewesen. Man habe bei jeder Beziehung, besonders wenn sie intimer wurde, sofort ans Heiraten gedacht. Da sei ich keine Ausnahme gewesen. Ich verwies dann noch darauf, dass ich extrem jung ausgesehen habe („Milchgesicht“) und ich annehmen musste, dass ich den Studentinnen einfach zu jung gewesen wäre. Vielleicht hätte ich mich zum Teenie-Schwarm geeignet, aber noch heute schaudert es mich, wenn irgendwelche Schülerinnen einen Schauspieler (wie di Caprio, der mit der Titanic versinkt), als „süß“ bezeichnen. Das wollte ich nun wirklich nicht sein. Intellektuell war ich viel reifer, als mein Aussehen verriet. Das zeigen auch die Briefe aus München, obwohl es in der alltäglichen Korrespondenz mit der Familie auch noch viele kindliche, ganz treuherzige Formulierungen gibt.

Den zweiten Teil des Manuskripts mit den Auszügen aus dem Radlertagebuch (2. Tag mit Fahrt zum Naturschutzzentrum Wanninchen und nach Goßmar) lese ich nicht mehr vor, weil es zu spät geworden ist. Damit entfällt aber auch das Gespräch über das Erzählen im Reisebericht.

Dorstadt – Wolfenbüttel.

Mittwoch, 13. August 2008

Ferner Regen stört unsere Klausur

Heute möchte ich nicht mit dem Fahrrad unterwegs sein. Der Wind peitscht die hohen Bäume um unsere Schreibstätte und rüttelt auch an den Obstbäumen. Doch Sigi Stecher und ich können ja mit dem VW-Golf nach Wolfenbüttel zum Einkaufen fahren. Wir holen frischen Seelachs bei Edeka für das heutige Mittagessen und Broccoli für morgen.

Jutta Weber-Bock wird von ihrer Tochter aus Stuttgart angerufen. Zweitägiger Dauerregen ließ durch das reparaturbedürftige Dach das Wasser bis in ihr Schlafzimmer rinnen. Soll sie morgen zurückfahren? Die Rücksprache mit der Tochter (20) und von dieser in das Internetcafe gesandte Fotos des Wasserschadens zeigen, dass es genügt, wenn die Dachdecker, wie ohnehin bereits vorgesehen, am Freitag kommen und das Leck dichten. Wir werden also bis zum Schluss zu sechst sein.

Ich bespreche mit Sigi das Manuskript über ihre Tätigkeit als Sekretärin im Republikanischen Club, das sie heute Abend vorlesen will. Ich rate ihr, es zurückzuziehen und weiter daran zu arbeiten. Ich meine, die (berechtigte) Kritik vorhersehen zu können. Sie will es jedoch darauf ankommen lassen.

Die Gefahr der Stilisierung in eine bestimmte Richtung

Mit meinem Manuskript über den Studienbeginn im Sommersemester 1956 in Tübingen komme ich nicht weit voran, weil ich nach der kurzen Nacht einen Mittagsschlaf halte und die ersten beiden Seiten neu bearbeite. Vielleicht ist mein Umgang mit den Noten auch zu sehr in eine Richtung stilisiert. Als die Elektrizität im Physikunterricht behandelt wurde, war ich – wegen der elektrotechnischen Orientierung der Firma meiner Eltern und weil ich meinem Vater gefallen wollte – hoch interessiert und bekam in diesem Halbjahr von Borbe, unserem strengen Physiklehrer eine gute Note. Ich hatte einen Kosmos-Baukasten für Elektrotechnik und einen weiteren für chemische Experimente. Um letzteren zu ergänzen, kaufte ich mir als Grundausstattung für ein heimisches Labor Reagenzgläser und wie ein Profi Kolben aus Jenaer Glas. Chemikalien gab es in der Apotheke am Hölderlinplatz. Ich experimentierte eifrig und als dann auch Karbid im Spiel war, kam es im Spülstein der Küche zu einer - glücklicherweise – harmlosen Explosion, bei der mein Augenlicht in Gefahr gewesen war.

Ausstieg aus der Lesung wegen Herzstichen

Am Abend liest zunächst Wolfgang Haenle eine Kurzgeschichte vor, die hier in Dorstadt entstanden ist. Ein Philosophiedozent trifft auf der Insel Maggiore in einem italienischen See einen nachberuflich Studierenden, der in seinen Vorlesungen durch besserwisserische Fragen aufgefallen ist. Der Dozent sucht dem zudringlichen Studenten auszuweichen, was ihm aber nur vorübergehend gelingt. Während Sigi Stecher ihren Text über den Republikanischen Club vorliest, spüre ich kurz einen Stich unterhalb der linken Achselhöhle. Wahrscheinlich ist es harmlos, aber ich bin alarmiert, entschuldige mich und gehe um 22 Uhr ins Bett.

Postbrief an Ruth Ebert in Berlin-Kladow

Dorstadt, 13. Aug. 2008

Liebe Ruth,

in Gedanken bin ich viel öfter bei Dir, als Du Dir vielleicht vorstellen kannst und magst. Das literarische Schreiben ist viel persönlicher und intimer als die Arbeit an einem politologischen Text – wie zum Beispiel dem jüngsten Lexikonartikel über die deutsche Friedensbewegung. Darum ist das Vorlesen am Abend meist auch eine ziemlich heikle Sache. Ich habe mich gestern weitgehend aus der Affäre gezogen, indem ich auf Erinnerungen an das Sommersemester in München zurückgegriffen habe. Die Stelle, über die dann am meisten geredet wurde, war die allgemeine Einleitung zu der Notiz „Vivre comme Philosophe“ (Leben als Philosoph). Der Text wurde insgesamt freundschaftlich aufgenommen. Alle haben sich amüsiert, aber nicht auf meine Kosten.

Mir wäre es wohler, wenn ich wüsste, dass es für Dich in Berlin neben der vielen Arbeit auch noch Abwechslungen gibt, auf die Du Dich freust. Sonst habe ich das Gefühl, dass ich für allen Frust verantwortlich gemacht werde. Es ist für mich ziemlich niederschmetternd, wenn Du auf meine Frage, ob Du Lust hättest, zur Geburtstagsfeier Gisela Raupachs zu gehen – und Du hättest doch einfach Ja sagen können -, damit antwortest, dass Du das Gespräch beendest und mir zuvor noch vorwirfst, ich hätte Dich nur geheiratet, weil ich ein Arbeitstier gebraucht hätte.

Na ja, an allem ist etwas Wahres dran, aber man kann auch übertreiben und in seinem Zorn einiges verdrängen. Ich hoffe sehr, dass Dir bis Samstag noch ein paar ergänzende Motive einfallen. Ich freue mich jedenfalls aufs Heimkommen und hoffe, dass Du dann auch das Empfinden hast: Es könnte sich gelohnt haben, dass Theo in Klausur gegangen und endlich in die Niederschrift der Autobiographie eingestiegen ist.

Ich werde jetzt zum Schluss am liebsten schreiben: Lass Dich umarmen, aber ich bin nicht sicher, dass das jetzt so passt. Mal abwarten!

Dein Theo

Anlage: Dorstädter Tagebuch (bis einschließlich 12. August)

Dorstadt.

Donnerstag, 14. August 2008

Als Koch

Ich kann gut schlafen, spüre nichts am Herzen, wache um 3 Uhr auf, bleibe aber bis 6 Uhr liegen, denke nach und lese einige Seiten in „Dichtung und Wahrheit“ (Zweiter Teil, 9. Buch) über das

Straßburger Münster.

Am Vormittag notiere ich weiter meine Erinnerungen an das Sommersemester 1956 in Tübingen. Außer einer Postkarte vom 6. Juli gibt es nichts Schriftliches aus dieser Zeit. Die Vorlesungsmitschriften sind in Berlin. Vielleicht sollte ich eine Lücke lassen und mit dem Wintersemester 1956/57 weitermachen.

Um 11 Uhr beginne ich mit dem Kochen des Mittagessens. Zunächst schäle ich die großen Kartoffeln. Daraus werden Salzkartoffeln mit Petersilie. Die kleinen Kartoffeln säubere ich mit dem Pfannenreiber, teile sie, bestreue sie mit Pfeffer und Salz und beträufle sie mit Olivenöl. Ich backe sie im Umluftofen. Die Broccoli dünste ich, setze sie in eine Kassarole und bestreue sie mit geriebenem Käse. Zur Ergänzung gibt es noch Soße aus einem Päckchen mit einem Zusatz von gehackten Kräutern und dann noch zwölf Dinkelbratlinge und für Nicht-Vegetarier vorgefertigte Putenstreifen, die ich nur aufbacken muss. Alle – und die Geschmäcker sind ja sehr verschieden – loben mich und sind zufrieden.

Zum Waldrand an der Anhöhe oberhalb Dorstadts

Um 17 Uhr holt Wolfgang Haenle mich zu einem Spaziergang ab. Mein Vorschlag ist, über die weitgehend abgeernteten Felder zum Waldrand hinauf zu gehen. Wie fruchtbar hier der Boden ist, sieht man an der Größe der Futterrüben. Vom Weizen und Raps sind nur noch die Stoppeln und einzelne Strünke zu erkennen. Die Äpfel hängen in dichter Folge an Ästen, die sich weit nach unten biegen.

Wolfgang bevorzugt die Panorama-Photographie. Hier gibt es viele lohnende Motive. In der Ferne der Brocken. Am Horizont die neuen Windräder und davor zwischen den Baumreihen immer wieder kleine Dörfer. Im Vordergrund markant das gelb gestrichene Herrenhaus von Dorstadt, hinter dem – für uns unsichtbar - die Ucker durch eine Parkanlage fließt.

Wolfgang schreibt ungereimte Lyrik in freien Rhythmen und seine Gedanken und Bilder springen provozierend von Vers zu Vers. Er berichtet mir von seinen Erfahrungen mit Wettbewerben und ersten Publikationen. Er hatte sich um die Aufnahme in ein Lyrikseminar an der TU Stuttgart beworben. Er musste fünf Proben einreichen – und Jutta hat ihn unbesehen (!) aufgenommen. Da haben sie sich also über die Dichtung kennen und lieben gelernt. Wie würde Hermann Lenz sagen: Sapperlot! Wozu das Dichten nicht alles gut ist.

Es war eine schöne Wanderung und ein freundschaftliches Gespräch. Wir wollen morgen wieder zusammen losziehen, wenn das Wetter es zulässt. Seine Jutta joggt indessen und alle wünschten ihr „Auf Wiedersehen!“

Was kann der Autor eines Kriminalromans wissen?

Am Abend liest Barbara Ahrens aus dem schon weit fortgeschrittenen Kriminalroman „Mammamia“ die ersten (kurzen) Kapitel. Sie ist stilistisch gesehen nicht nur ein Talent, sie beherrscht das Handwerk. Kein Wunder, sie ist nun auch schon Jahrzehnte dabei. Ich frage mich nur: Warum muss es denn ein Krimi sein? Es geht ihr um eine kritische Sicht des Milieus in Pflegestätten von Senioren – seien es luxuriöse Residenzen oder simple Pflegeheime. Barbara hat eine von Alzheimer geschlagene Mutter, welche die Tochter nicht mehr zu erkennen vermag. Da fühlt sie sich verpflichtet. Im Krimi kommt es zum Mord einer 74-jährigen, aber noch voll zurechnungsfähigen Mutter an ihrem Sohn. Der Sohn hat, weil er um sein Erbe fürchtet, den Liebling der Mutter, einen rauschgiftabhängigen Studenten, der es auf das Geld der alten Frau abgesehen hat, mit einer Überdosis Heroin umgebracht. Die Heldin des Krimis ist eine Kommissarin, welche in der Mörderin ihr Wunschbild einer Mutter erblickt und darum blind ist für wichtige Indizien, die auf einen Mord mit Zyankali (statt eines Selbstmord des Sohnes) hindeuten. Da die Geschichte auch aus der Perspektive der beiden Mörder, des Sohnes und der Mutter erzählt wird, stellt sich meines Erachtens das Problem der Glaubwürdigkeit der Story und der Motivation der Mörder.

Ich meine mal wieder, dass Schriftsteller es sich nicht aufladen sollten, aufzuzeigen, wie eine Mut-

ter dazu kommt, ihren Sohn umzubringen. Was spielt sich in einem Menschen ab, der das tut? Ein Kriminalkommissar muss das nicht wissen. Er macht seinen Job und ermittelt. Doch Barbara hat sich mit ihrer Erzählperspektive, welche die Binnensicht von zwei Mördern einschließt, weit mehr vorgenommen. Ich frage mich nur, ob das nicht zu schwierig ist.

Ich denke wieder daran, dass ich nicht in der Lage wäre, die Motivation eines Klaus Geyer – dessen Stimme annehmend – zwingend darzustellen. Woher weiß Barbara Ahrens, was in einer Mutter vorgeht, wenn sie für ihrem Sohn einen Zyankali-Cocktail vorbereitet? Das ist doch etwas ganz anderes, als realistisch und sozialkritisch von der eigenen, an Alzheimer erkrankten Mutter zu berichten. Ich hatte das Gefühl, der einzige zu sein, der dieses grundsätzliche Problem des sich selbst Überforderns einiger „kreativer“ Autoren sieht. Ich weiß doch kaum, was meine eigene Mutter am Ende ihres Lebens bewegte. Und über diese weiß ich doch sehr viel mehr, als eine Krimi-Autorin über ihre Mörder je wissen kann. Warum merken diese sich kreativ nennenden Schriftsteller nicht, dass sie über die Motivation – und die sie prägenden Erfahrungen der Täter in ihrer Vergangenheit - in solchen Extremfällen wenig oder fast nichts wissen?

Nicht in jedem Krimi muss der Autor mehr wissen als die in einem Mordfall Ermittelnden und Richtenden. Ein Kommissar muss nicht wissen, warum jemand gemordet hat und selbst Richter, Staatsanwalt und Verteidiger müssen die Angeklagten nicht verstehen. Sie schubladisieren den Hergang der Tat so, dass er so einigermaßen zu den vorhandenen Strafgesetzen – oder vielleicht auch zu anderen ethischen Ordnungssystemen – passt. Einzig ein „Seelsorger“ im weitesten Sinne könnte mehr leisten. Doch selbst die psychiatrischen Gutachter des Gerichts haben aufgrund der Fülle der zu bearbeitenden Fälle kaum die Zeit, sich in einzelne Fälle zu vertiefen. (Ich erinnere mich dunkel an einen Ausnahmefall. Ich meine, ein Autor namens Moser, untersuchte den Fall des Adoptivsohnes einer Metzgerfamilie, der Kinder vergewaltigte und zerstückelte. Auch über die Sozialisation und Motivation Bachmanns, dem Beinahe-Mörder Rudi Dutschkes, wurde nachgedacht.

Ich müsste noch einmal nachlesen, wie Handke mit dem Problem der Mentalität von Mördern umgeht, z.B. in „Die Angst des Tormanns beim Elfmeter“. Ich meine mich zu erinnern, dass er sich für das Handwerk der Kriminalisten überhaupt nicht interessiert, sondern nur für den Täter.

Dorstadt.

Freitag, 15. August 2008

Ein Spaziergang an der Ocker und die Frage einer Lesung im Schloss

Der Vormittag des letzten Schreibtags in Dorstadt vergeht mit der Durchsicht meines Tagebuchs. Am Nachmittag schreibe ich weiter an dem Bericht über das erste Semester in Tübingen. Mir fehlen die schriftlichen Zeitdokumente, und ich bin nicht glücklich mit dem Aufzeichnen vager Erinnerungen. Nun tue ich – um der Vollständigkeit willen – genau das, was ich an anderen Memoiren nicht mag: dieses unpräzise Zusammenfassen mehrmonatiger Abläufe. Vielleicht kann ich in Berlin – nach dem Blick in meine Vorlesungsmitschriften – noch nachbessern.

Um 17.30 Uhr holt mich Wolfgang Haenle wieder zum Spaziergang ab. Heute wählen wir einen Rundweg durch das Dorf, vorbei am Schlosspark und entlang der Ocker. Wir finden Anglerplätze, aber ich kann nirgends einen Fisch sehen. Das Wasser ist voller Schwebstoffe und häufig sieht man auf dem Grund Abfall – vom Autoreifen bis zum alten Fahrrad. Eigentlich schade, denn die Ucker fließt schnell und wenn das Wasser klar wäre, könnten sich hier auch Forellen halten. Auf dem Rückweg kommen wir an der Evangelischen Kirche vorbei. Traditionell ist die Gegend evangelisch; doch die Flüchtlinge brachten nach dem Krieg den Katholizismus zurück. Jetzt werden auch die Katholiken immer weniger und Ende des Jahres wird entschieden, ob die Katholische Kirche zum Heiligen Kreuz abgerissen und unser Heim geschlossen wird. Ein rentables Geschäft ist der Unterhalt dieser Tagungsstätte nicht. Die 14-tägige Schreibzeit hat mich – ohne die Reisekosten – 185 Euro gekostet. 115 Euro für die Übernachtungen und 70 Euro für das selbst bereitete Essen. Das ist eine

einmalig günstige Unterkunft für arme Dichter. Die meisten von uns könnten aber auch mehr bezahlen. Zu Paul Schusters Zeiten kam sein Honorar hinzu.

Der Kontakt zu Familie von Löbbbecke hat ergeben, dass auch Frau Löbbbecke interessiert ist und um Textproben bittet. Ich überlege, ob ich auch Texte abgeben soll. Einiges mag sich zum Vorlesen eignen, aber es ist Unfug, damit zu werben, wenn ich im nächsten Jahr nicht dabei sein werde. Und sollte ich dann – auf Wunsch der Löbbbeckes – eventuell mit Ruth extra für drei Tage anreisen, was ja vielleicht möglich wäre, schafft das unter den bereits Anwesenden, von denen dann ein oder zwei wegen mir nicht zum Zuge kommen, erst recht böses Blut. Das wäre allein damit zu legitimieren, dass meine Teilnahme das Unternehmen flott macht. Doch es wäre mir lieber, es ginge ganz ohne mich. Was Cony, Beatrix und Hanna dieses Jahr vorgetragen haben, könnte auch bei einer Lesung im Schloss überzeugen. Dazwischen ein bisschen Lyrik von Wolfgang zu Dorstädter Motiven.

Auszüge aus Romanen eignen sich zum Vorlesen weniger, es sei denn, dass diese gedruckt vorliegen. Und da würden Ina Dentler an „Im Schatten der Schwester“, Heidi von Plato an „Das haarige Mädchen“ und Sigi Stecher an „Horitschon“ denken. Jutta Weber-Bock hat dann auch noch was in petto. Und da haben wir den Salat: So viele Texte, das ist einfach zu viel!

Am Abend liest Jutta Weber-Bock den Anfang ihres Kriminalromanes „Das Netzwerk“ vor. Jetzt wird anschaulich, wie Jutta sich das Agieren der alten Häuser vorstellt. Die Häuser haben „Seelen“ und diese versammeln sich wie richtige schwäbische Vereinsmeier, um ihre Anliegen, den Widerstand, zu besprechen. Ich versuche mir diese Vereinssitzung mit Trickfilmfiguren – wie für einen Kinder- oder Fantasy-Film vorzustellen. Dann brauchen die Repräsentanten der alten Häuser noch leicht wiederzuerkennende Eigenschaften und so lässt sich das Ganze wie eine Satire auf die Stuttgarter Bauplanung aufziehen. Da kann ich nur sagen: Viel Spaß beim Schreiben. Fragt sich nur, ob das letzten Endes ein Krimi wird.

Dorstadt – Berlin

Samstag, 16. August 2008

Fotos zum Abschied

Leider wache ich wieder um 5 Uhr auf. Ich fürchte, während der Rückfahrt am Steuer müde zu werden. Ich lese im Bett in David Lodge „Die Kunst des Erzählens“ und schreibe ab 7 Uhr im Tagebuch. Um 10 Uhr macht Wolfgang Haenle noch Abschiedsfotos (mit dem Selbstausröser), und das Packen beginnt. Barbara Ahrens entschließt sich, doch mit der Bahn zu fahren, obwohl ich den Versuch gemacht hätte, sie samt Gepäck noch im VW-Golf unterzubringen. So aber fährt sie bis Ostbahnhof und ist von dort in fünf Minuten mit dem Taxi zu Hause.

Jutta und Wolfgang fahren um 11 Uhr nach Stuttgart ab. Wir vier Berliner essen noch Reste zum Mittag und starten um 13 Uhr. Der VW-Golf ist doch ziemlich voll geworden. Heidi von Plato übernimmt das Steuer. Ab Wolfsburg infolge eines Unfalls ein 8 km langer Stau – wie wir aus dem Verkehrsfunk erfahren. Auch die Umgehungsstraße ist verstopft. Ich schlage vor, weit in den Süden auszuweichen und suche eine passende Strecke. Auch hier noch einmal eine Umleitung. Doch hinter der Autobahneinfahrt Eilsleben haben wir wieder freie Fahrt und erreichen Kladow mit einer Stunde Verspätung um 17.30 Uhr. Sigi ist mit der Bahn zwei Stunden vor uns angekommen.

Ruth hat einen Kuchenboden mit Pfirsichen belegt. Blumensträuße begrüßen uns. Doch Heidi fährt gleich weiter, weil ihre Freundin, die sie per SMS von der verspäteten Ankunft unterrichtete, schon wartet.

Ruth hat das Haus gründlich durchgeputzt. Sie hat 90 Fenster gezählt! Sie ist müde. Wir essen noch Kartoffelsalat und gehen dann früh zu Bett.

7. Meine letzte Schreibzeit in Dorstadt. 14.- 21. August 2009

Berlin-Kladow – Dorstadt.

Freitag, 14. August 2009

Wieder unter den Dorstädter Obstbäumen

Um 10 Uhr holt Heidi von Plato mich mit ihrem VW-Lupo in Kladow ab. Kurze Pause in der Autobahnraststätte Börde. Noch vor 13 Uhr erreichen wir Dorstadt, wo wir Ina Dentler und Cony Becker bereits vorfinden. Alle beziehen die gewohnten Quartiere, auch ich mein winziges Zimmerchen, das jedoch durch zwei Fenstern erhellt wird. Beim Rundgang durch den weitläufigen Garten zeigt es sich, dass wir uns von den Mirabellenbäumen, einem Birn- und mehreren Apfelbäumen mit reifem Obst versorgen könnten.

Als nächste treffen Sigi Stecher mit der Bahn, Jutta Weber-Bock und Wolfgang Hähnle aus Stuttgart mit dem Auto ein. Beatrix Sadi-Varchmin wird aus Bayern kommend erst morgen erwartet.

Ich erzähle von der Literarischen Sommerakademie in Schrobenhausen. Ein Fehler. Ich hätte warten sollen, bis mein Tagebuch so weit fortgeschritten gewesen wäre, dass ich es hätte vorlesen können. Einen ausformulierten Text wäre unserem Dorstädter Treffen angemessener als ein locker-flockig vorgetragene Erinnerungen.

Wolfgang Hähnle berichtet vom Literaturforum Oberschwaben in Wangen. Er hat dort ein Dutzend Gedichte vorgelesen. Aus ca 60 Bewerbern waren 12 ausgewählt worden, die Prosastücke und Gedichte eingereicht hatten. Nach dem Vortrag wurde ad hoc kritisiert von einer Jury und auch dem Publikum.

Am späteren Abend las Heidi aus Per Olov Enquist „Gefallener Engel“. Ich glaube nicht, dass ich dieses Buch aus eigenem Antrieb lesen würde. Solche Horrorgeschichten mag ich nicht.

Dorstadt.

Samstag, 15 August 2009

Gedichte mit Irritationen

Anruf bei Ruth. Christian und Nadya sind gestern Abend gekommen, haben vom Urlaub in Özdere (mit Fotos) berichtet und unterm Dach übernachtet. Hannah bleibt bei Ruth.

Zum Mittagessen koche ich aus den mitgebrachten Ingredienzien Kürbissuppe. Es schmeckt. Ich schreibe wie schon gestern zunächst weiter an dem Schrobenhausener Tagebuch.

Am Abend liest Wolfgang Hähnle seine Gedichte vor und bittet um Kritik. Ein intensives Gespräch. Ich mag seine lakonischen Aussagen und die zielstrebig vorbereiteten Irritationen.

Dorstadt.

Sonntag, 16. August 2009

Politisch korrekt

Ein heißer Tag. Ich verabrede mich mit Wolfgang zu einem Spaziergang. Doch um 17 Uhr ist es uns noch zu heiß und wir kehren an unsere Schreibtische zurück. Ich bin immer noch dabei, das Schrobenhausener Tagebuch abzurunden.

Am Abend liest Ina Dentler ein Kapitel aus ihrem Israel-Roman. Ich wage es nicht zu sagen: Alles ist politisch so korrekt, dass selbst der Zentralrat der Juden in Deutschland darüber vor lauter Zustimmung einschlafen würde. Dabei ist die Überheblichkeit der israelischen Besatzungsmacht so offenkundig und sind die Menschenrechtsverletzungen so eklatant, dass man sich fragt, wie Inas Heldin, eine 35jährige deutsche Intellektuelle das alles ignorieren kann, statt sich darüber mit ihrem Freund und dessen Familienangehörigen zu fetzen. Den anderen Zuhörerinnen scheint es ähnlich zu gehen wie mir. Der Mangel an intellektueller Spannung wirkt sich auf den Stil aus. „Ein distanzie-

rendes Empfinden schnitt sie von ihrer Wiedersehensfreude ab“, heißt es zum Zusammentreffen von Anja und Uri. Wenn ich solche Sätze lese, bekomme ich Angst. Wäre auch ich als Möchte-gern-Romancier imstande, dermaßen gestelzte Formulierungen von mir zu geben? Ina gibt sich große Mühe. Sie ist gut informiert, doch ihr Manuskript liest sich wie eine Schulfunksendung. Ich habe das 1959 bei meinem Templerdrama auch so gemacht. Das ist gut gemeint, aber keine ansprechende Literatur. Sollte Ina nicht lieber vom großen Roman die Finger lassen und sich zunächst an Kurzgeschichten versuchen und an diesen so lange feilen, bis sie wirklich lupenrein sind? Vielleicht würde es auch zur Belebung beitragen, wenn pointiert aus der Ich-Perspektive erzählt und häufig der Innere Monolog eingesetzt würde.

[Nachtrag 2016: Was ich im August 2009 schrieb, hat sich als krasses Fehlurteil erwiesen. Ina hat an ihrem Roman weitergearbeitet und es ist ihr schließlich ein gutes, lesenswertes Buch gelungen. *Ina Dentler: Zerbrochenes Deutsch*. Zweimal Berlin – Haifa. Roman Aphorisma Verlag Berlin – 2014 1. Aufl. - 342 Seiten - ISBN 978-3-86575-045-7 – Hardcover. Eine Liebe des Jahres 1934 in Berlin, eine jüdisch-christliche Familiengeschichte, Vertreibung und Exil, zwei Generationen später die Realität zwischen Israel und Palästina anfangs des 21. Jahrhunderts. Zum Trost: Es war ausgerechnet meine Empfehlung, die Ina zu einem Verlag verhalf. Der Aphorisma-Verlag engagiert sich mit kritischem Blick auf die Verletzung der Menschenrechte für das friedliche Zusammenleben von Israelis und Palästinensern. Weiteres auf der Homepage Ina Dentlers und dieses Verlages.]

Dorstadt.

Montag, 17. August 2009

Ohne mich

Ruth ruft an. Hannah und ihre Freundin Jenny haben den gestrigen Tag im Ruderboot auf dem See verbracht. Ruth hat sie vom Steg aus mit dem Fernglas beobachtet.

Auch in Dorstadt hat die Hitze kaum nachgelassen. Bis zum Mittagessen – Ina Dentler kochte Fisch- und Nudelauflauf – schließe ich das Schrobenhausener Tagebuch ab. Durch die eingeschlossenen Übungstexte ist es auf 25-30 Seiten angeschwollen – noch ohne die zugehörige Korrespondenz. Ich könnte Auszüge vorlesen. Sigi Stecher lädt sich den Text von meinem Stick auf ihren Laptop, kommt aber vor dem Mittagessen nicht mehr dazu, sich ein Bild von der Zusammensetzung des Tagebuchs zu machen.

Nun interessiert sich niemand für meinen Bericht aus Schrobenhausen und wir kehren heute Abend zu Per Olov Enquist zurück. Das heißt; Die anderen werden dies tun. Ich habe mir in der Mittagspause diesen so genannten Roman von schlappen 105 Seiten angesehen und bin bei kursorischer Lektüre auf einer schattigen Bank im Park zu dem Ergebnis gekommen, dass mich der Text nicht interessiert, weil der Verfasser der Frage nach dem Warum aufklärungsbedürftiger Handlungen – z.B. dem Mord an einem Kind durch einen gewissermaßen unbescholtenen, scheinbar harmlosen jungen Mann - nicht nachgeht. Für Horrorlyrik im Prosagewande ist mir meine Zeit zu schade.

Dorstadt.

Dienstag, 18. August 2009

Sigi lädt uns nach Wolfenbüttel ein

Leichte Kost zum Mittagessen. Obst und Salat. Ich koche noch Griesbrei mit Zimt und einem Ei. Zum frühen chinesischen Abendessen lädt Sigi uns nach Wolfenbüttel ein. Sie ist vor einer Woche 70 Jahre alt geworden und hatte sich zum Nachdenken nach Helgoland zurückgezogen. Aus ihrem Helgoländer Tagebuch wollte sie aber nicht vorlesen.

Am späten Abend lese ich noch zwei kürzere Texte vor. „Wo ist dein Bruder?“ und „Die Entscheidung“, letztere mit den beiden Endfassungen. Kürzungen wären möglich, zum einen bei der Schil-

derung des Beihinger Neuen Schlosses und zum anderen beim Dialog zwischen Dr. Bruns und mir beim sonntäglichen Antrittsbesuch.

Dorstadt – Wolfenbüttel.

Mittwoch, 19. August 2009

Ein historischer Roman aus Stuttgart

Ich bringe die Abschrift des Tagebuchs aus dem Maybach-Kalender des Jahres 1958 zum Abschluss. Aus diesen vielfältigen Informationen muss ich nun eine Auswahl treffen und die Themen setzen.

Ina kocht Fisch mit Reis und Spinat.

Am Abend liest Jutta Weber-Bock aus ihrem historischen Roman „Tänzers Tochter“. Behandelt wird die Zeit zwischen der Geburt im Jahre 1805 und der letzten Hinrichtung einer Giftmörderin im Jahre 1845. Jutta interessiert sich für die verschiedenen Erziehungsmethoden, mit denen auf die spätere Mörderin eingewirkt wurde. Der Text ist gut recherchiert und wirkt durch dosiertes zeitgenössisches Vokabular authentisch. Im Übrigen wird spannend erzählt. Da kann Jutta auch als Lehrerin für kreatives Schreiben zeigen, was sie kann.

Dorstadt.

Donnerstag, 20. August 2009

Ein naiver Jüngling in London

37 Grad Celsius. Ich bringe auch in meinem warmen Arbeitszimmer das Manuskript über die Englandreise zu einem vorlesbaren Abschluss. 20 Seiten. 45 Minuten Lesezeit. Wolfgang Hähnle druckt es aus.

Der Clou ist, dass ich die nächtliche Begegnung mit dem homosexuellen Schriftsteller als Brief an Irene in den Text integrieren kann. So umgehe ich das Problem der political correctness im Text – und kann dann einen ganz aktuellen Kommentar nachschieben.

Mein Text gefällt und wird amüsiert aufgenommen. Dass es sich um keine unfreiwillige Komik handelt, wird schon registriert.

Dorstadt.

Freitag, 21. August 2009

Mein letzter Tag in Dorstadt

In der Nacht ein wohltuendes Gewitter mit anhaltendem Regen. Temperatursturz, den man jedoch als angenehm empfindet.

Wolfgang Hähnle hilft mir bei der Installation der externen Festplatte, die in der Hoffnung auf seinen fachkundigen Rat eingepackt hatte. Auch Ina und Cony, denen Texte verloren zu gehen drohten, hat er geholfen.

Ich rechne mit Sigi Stecher ab. Pro Übernachtung € 9.50 und für die Mahlzeiten pro Tag € 5.50. Alkoholische Getränke zahlt jeder selbst.

Ich habe für den letzten Tag kein bedeutendes Schreibprogramm. Ich will das Tagebuch aktualisieren, doch in diesem Jahr von vornherein darauf verzichten, etwas Vorlesbares über unsere Tage in Dorstadt zu schreiben. Es gab nichts Aufregendes und das war gut so, denn wir wollten so ungestört wie irgend möglich schreiben. Alle sagen, dass uns dies vorzüglich gelungen ist.

Ich habe heute früh in der frischen Luft den ersten Spaziergang außerhalb unseres großen Gartens gemacht und den freien Blick über die abgeernteten Felder und auf das hiesige Gutshaus genossen.

Wenn ich vor der Abreise noch zwei Stunden Zeit habe, will ich versuchen, zu dem Radausflug in den Fläming ein paar Eintragungen zustande zu bringen. Im Übrigen habe ich auch versäumten Schlaf nachzuholen.

Ich freue mich auf das Wiedersehen mit Ruth. Wir haben uns jeden Morgen gegen 8 Uhr per Handy

und Aldi-Talk (3 Cent pro Minute) angerufen. Mir ist es recht, dass Ruth zumindest stundenweise auch Urlaub gemacht, sich auf den Steg gesetzt und zu den beiden kleinen, mit Erlen bestandenen Inseln hinausgeschwommen ist. 24 ° Wassertemperatur. Sie hat zweimal Bohnen aus dem Garten gekocht und die ersten reifen Pfirsiche zu Marmelade verarbeitet und 12 ehemalige Gurkengläser damit gefüllt. Das entspricht mindestens 24 normalen Marmeladegläsern. Und dies im Feinschmeckerverhältnis 3:1.

8. Einsamer geht es nicht. Eine Schreibzeit in der Oberlausitz

E-Mail an die Schreibfreundinnen (aus den Dorstädter Treffen)

24. Aug. 2010

Liebe Freundinnen, lieber Wolfgang,

ich habe es sehr bedauert, dass es in diesem Jahr zu keiner Schreibzeit in Dorstadt gekommen ist. Viere haben sich ja in der Oberlausitz in einem lauschigen Ort getroffen und ich bin gespannt auf das, was ihnen dort alles gelungen ist. Ich hatte mich zum zweiten Mal bei der Literarischen Sommerakademie in Schrobenhausen angemeldet. In diesem Jahre hatte ich mich für den Kurs „Erzählen für Fortgeschrittene“ bei Ursula Krechel beworben.

Im vergangenen Jahr war ich aus Schrobenhausen nach Dorstadt gekommen in dem Gefühl, in der Literarischen Sommerakademie auf Menschen getroffen zu sein, die sich ähnlich wie ich freuen, wenn es ihnen gelingt, Erlebnisse oder Imaginationen in Worte zu fassen. Ich habe Euch in Dorstadt von Schrobenhausen erzählt und einige haben vielleicht auch mein Schrobenhausener Tagebuch gelesen. Mit solchen Werkstattnotizen versuche ich mir regelmäßig Klarheit zu verschaffen über bestimmte Erfahrungen.

Ich habe jetzt eine volle Woche im Anschluss an Schrobenhausen gebraucht, um die dortigen Eindrücke und Herausforderungen zu verarbeiten. Wahrscheinlich hatte ich zu hohe Erwartungen mit dieser weiten Reise verbunden. Immerhin war von einem Kurs für Fortgeschrittene die Rede, ein Probetext musste eingereicht werden und in der Person Ursula Krehels leitete eine renommierte Dozentin, die auch im Literaturinstitut in Leipzig gelehrt hatte, den Kurs.

Ich weiß noch nicht so recht, was ich falsch gemacht habe, aber mir ist es ab dem dritten Tag in Schrobenhausen wirklich nicht gut gegangen. Ich schlief nachts nur noch kurz und fing an, mich zu fragen, ob ich mich – unter großen Zeitdruck - diesem Schreiben von Übungstexten und gewissen gruppenspezifischen Prozessen überhaupt weiter aussetzen sollte. Man darf nicht von dem Verhalten Einzelner auf die Stimmung in der ganzen Gruppe schließen. Ich habe mich mit einigen gut verstanden, aber ich wurde dann von zwei Frauen in einer Art und Weise mit pauschalen Aussagen über meine Texte persönlich angegriffen, wie es mir in einer Schreibgruppe noch nie passiert ist.

Ich suche dann die Fehler bei mir selbst. Fragwürdig war, dass ich wieder einmal aus der Ich-Perspektive erzählt und dabei meine Person in den Texten zu sehr in den Vordergrund gestellt habe. Das ist zumindest zwei Frauen auf den Docht gegangen, und das kann ich sogar verstehen. Ich bin ja nicht Günter Grass, der in dieser Hinsicht keine Hemmungen zu haben braucht. Doch wie dem auch sei: Ich habe die Arbeit an den Texten vermisst. Ein Kurzkomentar der Leiterin des Kurses bringt einen nicht voran.

Da Ihr alle schon mehrere Schreibkurse mitgemacht habt und einige von Euch auch selbst Kurse geben, dachte ich, dass es Euch interessieren könnte, welche Erfahrungen ich in Schrobenhausen gemacht habe. Ich bitte aber zu bedenken, dass ich von dem Kurs des vergangenen Jahres sehr angetan war. Dies geht aus meinem damaligen Werkstattbuch deutlich hervor. Ich denke, dass auch LISA II im Großen und Ganzen gelungen ist. Die Kurse zum journalistischen und zum biographischen Schreiben haben vorzügliche Arbeit geleistet. Das lässt sich auch im Internet jetzt nachlesen. (www.buchhandlung-stadtmauer.de) Für mich war die Herausforderung wichtig. Solch ein Kurs ist immer ein Test und danach kennt man sich besser.

Und doch bin ich jetzt an einem Punkt, an dem ich mich frage, ob ich nicht – zumindest auf Zeit – die Belletristik ruhen lassen und mich wieder auf politologische Texte, die bei mir immer noch ständig nachgefragt werden, konzentrieren sollte. Nachdem beim Kapern der Free Gaza Flottille 9 Menschen erschossen worden sind, bin ich jetzt gefordert, mich zur Strategie solcher Aktionen zu äußern. Mein Freund und Kollege Reiner Steinweg ediert ein Buch, in dem ich mit mehreren Grundsatzartikeln vertreten sein werde.

Ich habe in den vergangenen zwei Jahren an meinen Erinnerungen an die Studienzeit geschrieben und dabei Briefe und Tagebuchaufzeichnungen ausgewertet. Dabei ist viel Szenisches entstanden. Ich meine, dass ich beim Erzählen Fortschritte gemacht habe, aber ich glaube nicht, dass die Studenten von heute, die auf die Schiene der Bachelor-Kurse gesetzt werden und für die ich geschrieben habe, den Text, der mit seinen Erinnerungen an drei Jahre Studienzeit in Tübingen, München, London und Paris bereits auf 250 Seiten angeschwollen ist, [und auf meiner Homepage zu finden ist], jemals zu lesen bekommen werden.

Ruth weist mit Recht darauf hin, dass ich vor 8 Jahren pensioniert wurde und in dieser langen Zeit auf belletristischem Gebiet nichts zustande gebracht habe, das einen Verlag und Leser finden könnte. Sie hält meine Bemühungen auf dem Felde der Belletristik für aussichtslos, und mit diesem Gefühl bin ich auch von Schrobenhausen nach Berlin zurückgefahren.

Die Amerikaner sagen „Nothing succeeds like success“, und dies gilt sicher auch für Texte, die gelesen werden wollen. Also, ich kann in der Anlage keine Erfolgsgeschichte bieten, aber vielleicht kann man auch aus dem Gegenteil etwas lernen.

Seid herzlich begrüßt

Euer Theo

Die Erinnerungen an die Schreibzeiten in Dorstadt wären zu ergänzen um die Aufzeichnungen aus fünf Schreibzeiten in der Literarischen Sommerakademie in Schrobenhausen. Diese Erinnerungen „Die fünf LISAs“ stellen einen eigenen Schreibkomplex dar.